Vom Jura zum Schwarzwald

Franz August Stocker


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben

unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde,

von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten".

Sechster Band.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1889.



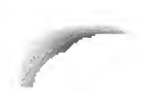
Inhalt.



Vom obern Hauenstein.

Von C. Mory, Bezirkslehrer in Waldenburg.

Eine schöne, breite Straße mit mäßiger Steigung führt bekanntlich von Waldenburg nach Langenbruck, dem wohlbekannten Kurort, und von da nach Balsthal; aber trotz der schönen Straße, wie stille ist's gewöhnlich darauf, wie wenig Wandrern, wie wenig Wagen begegnen wir! Für so bescheidenen Verkehr sind doch gewiß die Kosten und Mühen nicht übernommen worden, die dieser Straßenbau erfordert hat; das muß sich sofort Jeder sagen, der diesen Weg beschreitet und wirklich: einst, d. h. vor der Erbauung der schweizerischen Centralbahn und der Erstellung des Tunnels durch den untern Hauenstein, war die Route Basel-Waldenburg-Langenbruck-Balsthal der Weg, den Alles nahm, was nach Solothurn, Bern, Lausanne und überhaupt in die Westschweiz ziehen oder fahren wollte. Perioden der Stockung abgerechnet, die es thatsächlich auch in der „guten alten Zeit" gab — 1826 z. B. sagen 12 Fuhrleute von Waldenburg aus, daß sie wegen schwachen Geschäftsgangs genöthigt seien, neben dem Fuhrwerk noch andere Arbeit zu suchen — reihte sich auf dieser Straße, besonders in den fünf ersten Dezennien dieses Jahrhunderts, Lastwagen an Lastwagen und Kutsche an Kutsche; denn der berühmten und unberühmten Reisenden, welche die Schönheiten der Schweiz sehen wollten, gab es schon damals eine Menge und auch der Güterverkehr war zu Zeiten sehr lebhaft. Welch' reiche Gelegenheit zu Verdienst für die Ortschaften an der Straße, für ihre Gastgeber, ihre Professionisten, ihre Fuhrleute! Und nun ist Alles vorbei; gewesen, der Geschichte anheimgefallen!



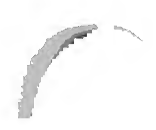
Der Geschichte? Nun denn, so treiben wir ein wenig Geschichte, da die Gegenwart nicht mehr so erfreulich ist und sehen wir namentlich erstens, was uns über die Benützung des obern Hauensteins, über hervorragende Reisende und über den Waarenverkehr aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der neueren Zeit berichtet wird, und zweitens, in welchem Zustande der Paß sich befunden habe, bezw. welche Veränderungen daran stattgefunden, welche Arbeiten zur Erhaltung seiner Straße erforderlich gewesen sind, sowie auch, was über die Sicherheit des Verkehrs und deren Herbeiführung mitzutheilen sei.

I. Benutzung.

Schon die Römer haben u. A. nach den Herausgebern des großen historischen Atlasses der Schweiz (Meyer v. Knonau, G. v. Wyß), sowie nach den Geschichtsforschern Boos und Geering in Basel von Augusta Rauracorum aus eine Straße über unsern Berg nach Solothurn, Aventicum und weiter nach dem Genfersee (Vivis und Genf, mit Fortsetzung nach Lyon, anderseits nach dem St. Bernhard) gehabt oder gebaut und benutzt. Die steinerne Brücke bei Bubendorf gehörte dazu; von dort aus zog sich die Straße nicht dem Thal der vordern Frenke entlang, sondern eine Strecke weit der hintern nach, worauf sie quer über den Berg nach dem heutigen Orte Niederdorf sich wandte und von da aus wieder der vordern Frenke nachging. Am Fuß des Passes, doch an erhöhter Stelle, die „Schanze" genannt, befand sich höchst wahrscheinlich ein Kastell, von römischen Soldaten besetzt. Die Anwesenheit von Römern an diesem Orte steht jedenfalls außer Zweifel, da an demselben römische Münzen und ganz in der Nähe, in einer Kiesgrube im sog. Kreisli, im Jahre 1788 mehrere Statuetten aus Bronce von der Art wie die in Pompeji ausgegrabenen, mithin noch dem ersten Jahrhundert n. Chr. angehörenden, gefunden worden sind. Dieselben stellten Minerva, Merkur und Herkules dar und befinden sich im Museum zu Basel. (Brief von Obervogt Wunderlich und Analyse des Dr. d'Annone in Basel hierüber im Archiv zu Liestal.)

Die Existenz des Städtchens Waldenburg schon zur Römerzeit anzunehmen, wie Herr Professor Boos im Neujahrsblatt von 1885 thut, ist man dagegen wohl nicht berechtigt; zunächst hat man nämlich in demselben niemals Spuren römischer Kultur gefunden, mit Ausnahme der oben erwähnten Stelle, nahe bei der Schanze; dann aber weiß

man, nach Ständerath Birmann, positiv, daß erst Graf Henmann von Froburg um 1200 das Städtchen gebaut hat. (Fernerer Beweis: laut einer Urkunde [Urk.-Buch v. Baselland Nr. 18] erstreckte sich um 1150 zusammenhängender Wald zwischen „Langenbruche" und „Onolzwile" (Oberdorf), von einem Orte Waldenburg wird nichts gesagt). Zwar, wie leicht zu errathen ist, baute jener nicht etwa in der Meinung, daß hieraus eine größere Stadt sich entwickeln sollte, sondern um den Paß damit nach Belieben sperren zu können, und wohl auch, um in Kriegszeiten dem benachbarten Landvolke eine sichere Zuflucht zu gewähren. (Erste Erwähnung in einer Urkunde von 1244.) Wir können es daher auch nicht „höchst sonderbar", sondern vielmehr sehr begreiflich finden, daß in der Stiftungsurkunde des Klosters Schönthal vom Jahre 1145 „Waldenburg mit keinem Wort erwähnt wird, obgleich dieser Ort innerhalb des Gebietes liegt, das die Grafen von Froburg als Allod dem Kloster schenkten." Man könnte eher fragen, warum des Kastells nicht erwähnt werde, besonders da an der Stelle, wo wir sagten, daß es gestanden habe, laut einer Urkunde von 1265 ein Kastrum sich befand, das von 1347 an aber nicht mehr erwähnt wird, so daß man es als zerfallen, in Folge Mangels an Reparaturen nämlich zusammengestürzt, betrachten muß. Das römische Kastell muß zur Zeit der Einwanderung der Alemannen zerstört, später d. h. nach der Stiftung des Klosters Schönthal wieder aufgebaut, nach Erbauung des stärkern Schlosses auf dem westlichen Vorsprung des Rehhages wieder vernachlässigt worden sein, eine Vernachlässigung, die bei den bedeutenden Kosten des Unterhalts eines hochgelegenen Gebäudes nicht eben unwahrscheinlich genannt werden kann, und die Folge der Vernachlässigung war dann der Zusammensturz. Zugegeben nun aber auch, daß die Römer den Paß benützten, wissen wir dann auch, wie sie ihn nannten? Welches Tracé sie dem Weg gegeben haben? Wie sie die Waaren über die steilsten Stellen schafften? darüber wissen wir nichts. Von Spuren oder Resten einer Römerstraße weiß man in Waldenburg und Langenbruck nichts, so viel mir bekannt; was aber den Namen Hauenstein (in Urkunden „Howenstein", „Hovvenstein") anbetrifft, so ist er offenbar deutschen Ursprungs. Bruckner leitet den Namen von dem Durchhauen des Steins (Felsens) ab und führt die Namensform Geh'owenstein als ursprünglich an, der schon früher angeführten Urkunde von 1145 gemäß verstand man eigentlich unter



Howenstein den Berg, an welchem die Höfe Krähek (Chrawneka) und Leitschenberg liegen, und welchem gegenüber der Helfenberg sich erhebt. Er hat nach dem Schönthal hin eine viel kürzere Abdachung als nach der Frenke, und über diesen längern, westlichen Hang mußte die Straße ehedem führen. Nach dieser, immerhin schwierigsten Stelle wurde bald der ganze Weg zwischen dem Thal der Frenke und dem der Dünnern benannt. (Vgl. den Ausdruck: Gotthardbahn, Brennerbahn ꝛc. A parte potiore fit denominatio); man hat demnach Hauenstein im engeren und im weiteren Sinne zu unterscheiden.

Von geschichtlich merkwürdigen, überhaupt hervorragenden Passanten erfahren wir jedoch erst spät etwas. Der erste ist zudem noch ein ganz gefährlicher Geselle: es ist Ingelram v. Coucy mit seinen Guglern, der 1375 in die Schweiz kam, um den österreichischen Herzogen diejenigen Gebiete wegzunehmen, welche er kraft des Erbrechtes zu fordern sich berechtigt hielt. Bei seinem Zug über den Hauenstein soll er nun nach Wurstisen Stadt und Schloß Waldenburg zerstört haben. Bei dieser Nachricht müssen wir ein wenig verweilen; sie scheint nicht eben glaubwürdig zu sein, obwohl man diese Angabe fast überall wiederholt findet. Was mir dagegen zu sprechen scheint, ist Folgendes:

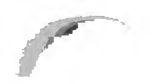
1) Die Gugler sollen das Schloß auf der Schanze, wovon nach Bruckner 1750 noch Reste vorhanden waren und Alt-Waldenburg genannt wurden, zerstört haben. Nun war es aber bereits 1347 zerfallen, denn während früher, z. B. 1265 Graf Ludwig von Froburg bezeugt, daß er beide Schlösser Waldenburg sammt dem Städtlein vom Bischof von Basel zu Lehen trage, wird 1347 dies von Graf Johannes dem Jüngern nur noch auf ein Schloß bezogen; es ist jedoch nicht anzunehmen, daß man das festere, weit weniger zugängliche Schloß auf dem Rehhag habe zerfallen lassen statt des niedriger gelegenen und weit schwieriger zu vertheidigenden auf der Schanze.

2) Wollte man annehmen, daß 1375 allerdings das Schloß auf der Schanze zerfallen gewesen sei, daß nun aber die Gugler das andere zerbrochen hätten — so ruft dies wieder neuen Schwierigkeiten. Einerseits hatten die Gugler keinen Grund zu solcher Feindseligkeit, denn der Bischof, an welchen dazumal wegen Aussterbens der Froburger das Schloß zurückgefallen war, hielt es ja mit Coucy und sandte ihm sogar ein Hilfskorps; will man aber sagen, daß die Gugler eben in Freundes Land gehaust hätten, wie in Feindes Land, und daß also

dennoch das starke Schloß auf dem Rehhagvorsprung von ihnen zerstört sei, so fragt sich: wie konnten sie, die Reisigen, ohne Belagerungszeug ein solches Werk verrichten und weiterhin, wie kommt es, daß das Schloß gleich in den nächsten Jahren nach dem Gugler-Sturm als vorhanden aufgeführt wird, wie auch das Städtlein (1382)? Der Bischof von Basel war in jenen Zeiten stets in Geldverlegenheiten; ist es da denkbar, daß er Schloß und Städtlein sofort wieder aufbauen ließ? That er es aber je, wie konnte denn im Jahre 1400 schon, als Basel, die Stadt, dem Bischof Schloß und Amt Waldenburg abkaufte, die für damalige Verhältnisse große Summe von 1000 fl. als nöthig erscheinen, um das baufällige Schloß zu repariren? Mag daher auch bei dem — übrigens unverwehrten — Durchzug des wilden Kriegsvolkes Feuer im Städtchen aufgegangen sein, die Thore und Mauern blieben jedenfalls stehen, und was das Schloß betrifft, das sie sollen zerstört haben, so dürfte sich die Vermuthung empfehlen, daß man in einer Zeit, wo man von der wahren Ursache des Zerfalls jenes Gebändes nichts mehr wußte, denselben ihnen in Rechnung brachte, in ähnlicher Weise, wie eben geschichtlichen Persönlichkeiten gar Vieles zugeschrieben wird, was erst Spätere, weniger Bekannte gethan haben, nur weil es mit ihrem Thun und Lassen übereinstimmt, der wirkliche Urheber aber vergessen ist.

Aus dem 15. Jahrhundert werden Passanten genannt, die das Basler Konzil nöthigte, unsere Gegend zu berühren. Da kam denn 1440 der vom Konzil erwählte Papst Felix V., bis dahin Herzog von Savoyen, unter baslerischem Geleit von Balsthal her durch Waldenburg; und 1445 seine Tochter, die Prinzessin Margaretha von Savoyen, die Braut des Churfürsten von der Pfalz. 1448 zogen die Väter des Konzils zu Basel, von den Baslern bis Langenbruck begleitet, über den Paß, indem sie in Lausanne ihre Sitzungen fortsetzen wollten. 1444 kamen Berner und Solothurner zur Beschützung der Grenze gegen die Armagnaken. Sie durften jedoch das Schloß Waldenburg nicht besetzen.

Aus dem 16. Jahrhundert keine Meldung; im 17. wird mehrfach durchreisender Ambassadoren Erwähnung gethan, denen zu Ehren auf dem Schloß zu Waldenburg geschossen wurde. Den Kanonieren ward dafür im Gasthaus zum Schlüssel ein reichlicher Trunk gegeben. 1632 erhielt der Landvogt Befehl, die in Neuchâtel für Frankreich ange-





worbenen Militärs in Waldenburg anzuhalten und Meldung nach Basel zu erstatten; und 1633 verlangte er selbst einen Zusatz (d. h. Hilfsmannschaft) zur Vertheidigung „hiesigen Passes und Vormauer" — für diesen Zeitabschnitt des 30jährigen Krieges ein ganz verständliches Begehren.

Das 18. Jahrhundert sah mehrmals eidgenössische Militärs den Berg überschreiten. 1740 in der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (wo Frankreich, Preußen, Sachsen, Bayern gegen Oesterreich kämpften), zogen zwei Berner Kompagnien darüber, welche die österreichischen Waldstädte besetzt gehalten hatten; 1743 Berner, Freiburger, Solothurner und Bieler zur Besetzung der Stadtgrenzen; 1792 nach Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen einerseits und den Franzosen anderseits wiederum Berner, Freiburger und Bieler; die Freiburger wurden damals in Waldenburg beherbergt, ihr Feldpriester im Pfarrhaus.

1797 kam Napoleon auf seiner Reise an den Rastatter Kongreß über den Hauenstein und in Waldenburg, wo er im Schlüssel abstieg, erzählt man dieselbe Anekdote wie in Liestal von ihm, nämlich, daß er es verschmäht habe, die Dielen zu betreten, welche über die vom langen Regen schmutzige Straße für ihn gelegt worden waren. Noch früher hat Joseph II. in Langenbruck eine kurze Rast gehalten; im „Bären" wird ein größeres Zimmer deshalb der Kaisersaal genannt. Eine die politischen Verhältnisse recht kennzeichnende kleine Geschichte wird aus dem Jahre 1741 angeführt; da mußte sich Schlüsselwirth Sixt von Waldenburg vor den VII Herren in Basel verantworten, weil er in Gegenwart des bei ihm speisenden französ. Ambassadors die Worte ausgestoßen hatte: „Sakrament, ich kann doch nicht überall sein." Ein Gast hatte nämlich ihn ersucht, einer Dame eine Platte von seinem Tische zu überbringen und da er gleichzeitig auch den Herrn Ambassador zu bedienen hatte, so kam er aus dem Häuschen (wie man zu sagen pflegt), als ihn noch ein Dritter um etwas ersuchte. Noch wegen eines andern Vorfalles mußte sich der gleiche Wirth rechtfertigen; er hatte einem französischen Grafen, der nach der Zeche gefragt hatte, dann aber nur die Hälfte geben wollte, das Geld vor die Füße geworfen und gesagt, daß er lieber nichts wolle als den Bettel da. In dieser Sache war Stadtlieutenant Stehelin, der zugegen gewesen war, mit seinen Aussagen dem Wirthe günstig, so daß ihn die VII ohne Ahndung entließen.

In unserem Jahrhundert herrschte bis zum Bau der Centralbahn sehr starke Frequenz, besonders zog und fuhr über den Hauenstein, wer aus der Westschweiz nach Basel oder von da nach der Westschweiz reiste. So kamen 1844 auch die Waadtländer Schützen, welche die eidgenössische Fahne an das Schützenfest in Basel zu bringen hatten, hier durch und wurden in Waldenburg ungemein festlich empfangen. Dekorationen, Ueberreichung von Blumen durch weißgekleidete Mädchen, Böllerschüsse und Geläute aller Glocken überraschten die guten „welches“ auf's höchste, da sie an einem so kleinen Orte nichts der Art erwartet hatten. 1847 sah der Berg einen ernstern Zug: es war das basellandschaftliche Militär, welches unter Oberstlieutenant Buser zur Bekämpfung des Sonderbunds auszog und da, wenn ich nicht irre, einen Theil der gegen Freiburg operirenden Truppen bildete. Außerhalb des Städtchens soll Buser eine treffliche Ansprache an die Truppen gehalten haben.

Schon war aber der Zeitpunkt nahe, wo es stille werden sollte auf dem schönen Wege. Doch bevor wir den Abschnitt über den stattgefundenen Verkehr abschließen, müssen wir noch von einigen Notizen Kenntniß nehmen, die sich auf den Waarentransport beziehen, während bisher nur von dem Personenverkehr die Rede war.

Was zunächst die Waarengattungen anbetrifft, sowie auch die Art des Transports, so gibt uns ein Zoll-Tarif aus dem Jahre 96 (wahrscheinlich 1496, möglich 1596) ziemlichen Aufschluß. Da finden wir Zollansätze für Wein (Wyn), Häringe, Leder (Läder), Wolle (Wulle), Hausrath (Husroth), Safran; Rinder, Schweine, Kälber, Schafe, Pferde, Hühner; Blei, Schindeln, Salz, Band, Hanf, Mehl, Korn, Hafer, Schleifstein und Glas. Der Transport geschah auf Wagen, Karren oder mittelst eines Saumthieres. Während der Frömbd (Fremde) zwei Pfennig zahlen mußte, gab der „Baßler“ nur einen. Der Ertrag des Zolles war hier bedeutend größer als der beim Untern Hauenstein; nach Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel, betrug derselbe im Jahre 1429: 414 Pfd. 11 S.; derjenige über den untern im Jahre 1425: 148 Pfd. 18 S. Kein Wunder, daß der Zollstock, d. h. die Zollkasse Gegenstand von Attentaten wurde; 1611 lesen wir in der Jahresrechnung des Landvogts: „Den Zollstock verbessert und mit einem eisernen Blatt und Schlenken versehen, weil böse Buben mit Ruthen und Vogelleim Gelt heraus erhebt hatten und dem Schloßer

hiefür zahlt 1 Pfd. 2 S." Gleichwohl ward die Bezahlung des Zollers im Jahre 1775 unzureichend gefunden, so daß von da an mit dem Zollamt auch dasjenige eines Salzverkäufers verbunden wurde. Der Ort, wo die Erhebung geschah, war zuerst Onezwile d. h. Oberdorf gewesen; nach Erbauung des Städtchens aber dieses, so daß z. B. 1334 Graf Joh. v. Froburg dem Edlen Günther v. Eptingen bis zur Auszahlung der ihm gehörenden Entschädigung für Kriegshilfe jährlich 3 Mark Silber ab dem Zoll in Waldenburg zuspricht. 1363 beschlossen zwar die Grafen von Froburg, Thierstein und Habsburg, daß der Zoll fortan in Onezwile solle erhoben werden, aber es dauerte nicht lange, so ward er wieder in Waldenburg erhoben. Eine Anklage auf Zolldefraudation, gerichtet vom Zoller Christ. Tschopp gegen den Schlüsselwirth Wernhard Buser in Waldenburg, welcher Eisen von Belfort nach Solothurn führte, endigte 1780 mit Freisprechung durch das Dreier-Amt; immerhin ward dem Buser aufgegeben, in Zukunft die Original-Frachtbriefe an den Zoller abzugeben.

II. Straßenbau und Unterhalt.

Im Jahre 1598 und 99, lesen wir, wurde eine neue Landstraße gemacht. Mit „Ysen-Weckhen" wurden die Felsen geschlissen (d. h. gespalten). Aber schon lange vorher bestand eine Straße über den Berg. Obschon keine Reste einer Römer-Straße aufgezeigt werden, besteht doch unter unsern Geschichtskennern kein Zweifel an dem einstigen Vorhandensein. Man darf ebenso wohl annehmen, daß im Ganzen die strata, welche in der Schönthaler Urkunde von 1145 erwähnt wird, dasselbe Tracé befolgt habe, daß aber durch lang dauernde Vernachlässigung der Zustand derselben später wenig mehr an die römische Anlage erinnert habe. Zwei Punkte derselben werden in genannter Urkunde erwähnt: 1) die am Fuße des Bilsteins, neben dem Königsbrunnen (Spittel-Brunnen) und 2) die am Fuß des eigentlichen Berges Howenstein, über der Frenke, dem Helffenberg gegenüber. Zur Seite der Straße dehnte sich laut Urkunde Nr. 18 von 1145 bezw. 1153 zusammenhängender Wald aus zwischen Langenbruche und Honoldesvilare d. h. Oberdorf.

Zwei Dinge schadeten der Straße in diesen Zeiten und bis zur nächsten umfassenden Reform sehr: 1. Der Mangel an Abzugsrinnen für die zahlreichen Quellen, wodurch sogenannte „Gritten" d. h. Erd-

rutschungen entstanden und die Straße unfahrbar machten, oder große Felsstücke auf dieselbe herunterfielen, die dann frohnsweise von den Bewohnern Waldenburgs und Langenbrucks mußten entfernt werden. Da wo die Quellen in die Straße liefen und keinen Abfluß hatten, so daß sie die Straße vertieften, legte man große Stämme Holz dicht aneinander und quer über den Straßenkörper und überbrückte sie auf diese Weise. Eine besonders lange Stelle dieser Art erhielt den Namen Langenbrueche und derselbe ward auch dem dabei entstandenen Ort zu Theil. Von den Landvögten wird in ihren Jahresrechnungen sehr oft der Felsen und Gritte Erwähnung gethan, die da auf die Straße gefallen waren und durch die „armen Lüt“ mußten aus dem Weg gethan werden, so 1535, 1541, 1580, 1597, 1601, wo es heißt: „Ist ein stuth vom Berg am Hauenstein in Weg geritten, also daß Niemand mehr darüber fahren und Ritten können.“ Dieses Gerütsch entfernten die Waldenburger und Langenbrücker frohnsweise, erhielten aber einen Trunk dafür, wie dies auch sonst bei Wegräumung von dergleichen geschah. 1615 fiel ein großer Stein in den Weg auf dem Hauenstein, so daß vier Gemeinden einen andern Weg graben mußten, damit die Fuhrleute nicht aufgehalten wurden. 1619 zwei Steine weggeräumt. 1667 war der Weg über den Hauenstein durch das anhaltende Regenwetter verdorben und für Fuhrwerke gefährlich wegen den vorgeschobenen Felsen und vertieften Geleisen. Doch die Felsen waren nicht nur hinderlich, insofern sie herunter fielen; sie hemmten mancherorts entweder die nöthige Erweiterung des Weges oder die Milderung der Steigung desselben. Daher Meldungen wie: „1549 Etliche Fluo Im Hauenstein gebrochen und geschlissen“, 1627 „der Vogt läßt einen Felsen am Hauenstein durch die Maurer schlissen“, d. h. spalten, einen Durchgang durch denselben machen. An der steilsten Stelle bedurfte es noch einer besondern Vorrichtung, um die Wagen hinaufzuziehen und auf der andern Seite hinunter zu lassen. Dies geschah mittelst starker Seile, die an festgemachten Häspeln angebracht waren. Dabei war für den Abwart ein Häuschen, genannt „das Seilshäußlein auf dem Hauenstein“, am Fuße der Fluh, welche noch jetzt das „Seilisflühli“ heißt. Begreiflich erforderte dies von Zeit zu Zeit Reparaturen; 1532 mußte z. B. laut Vogtsrechnung „am Hüsli zum Seil am abloß uffm Hauenstein“ solche vorgenommen werden; 1608 ward „oben am Hauenstein“ ein neues Seilhäuslein gemacht.

Nach 1740 wird jedoch des Seilhäusleins in den Rechnungen der Landvögte nicht mehr Erwähnung gethan; in jenem Jahre hat nämlich laut Bruckner's Ausdruck „eine hohe Obrigkeit den Entschuß gefaßt, selbige (die Straße über den H.) auf das bequemste und dauerhafteste verfertigen zu lassen, welches auch mit viel Kosten und Arbeit beschehen, da die Straße erweitert, mit Steinen belegt, die Felsen weggesprengt und also bequem eingerichtet ist, daß eine jede Fuhr kommlich darüber fahren kann.“ Trotz diesem Lobe ward von 1748 bis 1752 wieder an der Verbesserung und Erweiterung der Hauensteinstraße gearbeitet und nun erst mochte jenes Lob zutreffen. Immerhin waren die Steigungen noch groß und die Breite der Straße sehr bescheiden, dies zeigt sofort das Stück derselben, welches außerhalb Waldenburg's, bei der zweiten Brücke, beginnt und neben der ehemaligen Papiermühle vorbei, zur Hauensteinpinte führt. Von da stieg diese 1740er Straße, die alte Straße jetzt genannt, zum Lammet (Langmatte) hin, dann zum Hofe Spital, von dort gegen die Weier und denselben entlang nach den Fräuelen u. s. w. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beiläufig erwähne ich noch, daß die Straßenbaute von 1740 auch schon unterhalb des Städtchens Waldenburg Veränderungen besonders im Lauf des Baches herbeiführte, daß davon des Pfarrers Pfrundmatte sowohl Einbuße litt an Umfang als auch verschlechtert wurde durch das Geschiebe, das nun ein kleiner Bach darauf ablud, so daß der damalige Pfarrer d'Annone in einem Schreiben an das Deputaten-Amt behauptete, wenn ihm nicht eine zweite Matte gegeben werde, so sei der „namhafteste punkt von dem wallenburger Pfarrer ruinirt“. Man konnte jedoch wegen der hohen Preise der Matten ihn nicht ganz erhören, gewährte ihm aber, doch nur ihm persönlich, nicht auch seinem Nachfolger, per Jahr 15 Pfd. Geld, um damit Futter anzukaufen. Reparaturen erforderte die neue — jetzt aber alte — Straße nur in ganz außerordentlichen Fällen, 1748 nämlich, als ein Wolkenbruch an vielen Stellen das Land fortschwemmte und die Straße stark beschädigte; 1760, den 20. Februar, als das Hochwasser ein Gewänd an der Landstraße ob dem Städtlein wegschwemmte, 1783 (Juni), als ebenfalls großes Wasser 200′ Straßenbord am Weiher unterfraß und 6 Pritschen weggeschwemmt wurden; 1798 bei einem Gerütsch im

Brestenberg. Dagegen beschwerten sich 1802 die Gemeinden Waldenburg und Langenbruck über ungerechte Belastung mit dem Straßenunterhalt, da sie allein $^{3}/_{4}$ Stunden der Strecke Basel-Langenbruck zu unterhalten hatten. Ob und wie damals dem Uebelstande abgeholfen worden, habe ich leider nicht gefunden.

Die jetzige, neue Straße über den Hauenstein wurde begonnen anno 1828 und beendigt im Jahr 1830. Der noch stärker gewordene Verkehr und die Fortschritte in der Technik des Straßenbaus erforderten und ermöglichten sie. In Waldenburg wurde bei diesem Anlaß die südliche Stadtmauer durchbrochen, damit vom Löwen weg die schweren Wagen nicht mehr über den steilen Hügel, der in die hintere Gasse führt und von da durch das schmale obere Thor zu fahren hätten. Einige Privatgebäude, die hier gestanden, mußten abgebrochen werden. Das untere, ebenfalls schmale Thor — an dessen Wände einst Einschnitte (Löcher) gemacht werden mußten, um ein größeres Brunnbecken durchzulassen — es sank erst 1842 dahin, als man den Kirchthurm baute. Nun brauchte es der Klausel nicht mehr, die 1826 behufs Erlangung eines Beitrags an die Gassenpflästerung vom Landkollegium für nöthig erachtet wurde, daß nämlich auch während des sonntäglichen Gottesdienstes die Thore offen stehen müßten, damit der Verkehr nicht aufgehalten werde. Wir sehen, die ehemalige Basler Regierung entsprach den Anforderungen, die in Bezug auf Bequemlichkeit und Erleichterung der Reisenden und Fuhrleute an sie gestellt werden durften.

Die Sicherheit des Verkehrs.

Daß hier, wie überall, wo Güter befördert werden, und mehr oder weniger bemittelte Reisende ziehen, auch Versuche zur Beraubung — namentlich in älterer Zeit — vorkamen und deren Urheber deßhalb verfolgt und bestraft werden mußten, wird Niemand wundern.

1452 ward Peter Rohr, ein Schmied, der alle Reisenden auf dem Hauenstein beraubte, endlich gefangen. Seine Bestrafung erfolgte in Basel. 1461 ward, zwar nicht auf dem Hauenstein, doch zwischen Liestal und Waldenburg eine handeltreibende Frau, die Wittwe des „Hans mit der Nasen“ beraubt. Sie verlangte von Basel Entschädigung, dieses aber verweigerte sie, weil es auf der genannten

Strecke nur Weg- und Brückengeld, kein Geleitsgeld fordere und Straßburg gab ihm, als Schiedsrichter in dem Streite, Recht.

1492 überwältigt Hans Bachmann in der Herrschaft Waldenburg den Glando Florici de Moraneo, einen Straßenräuber, und bringt die demselben abgenommenen Effekten erst nach Solothurn, dann, zurechtgewiesen, nach dem „Stein" zu Waldenburg. 1535 trieb sich — vielleicht, ja wahrscheinlich auch auf der Hauenstein-Straße ein gefährliches Subjekt herum, der „Roggenbach" genannt; das Schloß erhält seinetwegen „Zusätzer". 1782 war die Post auf dem Hauenstein und zwar auf der solothurnischen Seite angegriffen worden. Der Landvogt erhielt Befehl, den Fall zu untersuchen und Namens der Obrigkeit auf die Entdeckung des Thäters 50 Thaler zu setzen, wie die Solothurner auch.

1795 war der Straßenräuber Joseph Thoma von dem Hartschier Pfaff und zwei bewaffneten jungen Männern aus Waldenburg angehalten worden, aber durch deren Unvorsichtigkeit wieder entkommen. Deshalb sollen sich die Wächter in Basel im Gewahrsam einfinden und der Vogt soll auf den Entlaufenen vigiliren lassen. Das Geld war dem Thoma immerhin abgenommen und aus demselben Entschädigung an die Beraubten bezahlt worden. Thoma war aus Jungholz in der Grafschaft Hauenstein (Schwarzwald).

1815 befanden sich in Waldenburg sechs Mann von der Stadtgarnison, um gegen Deserteurs und Vagabunden — welche die Gegend im wahren Sinn des Wortes „unsicher machten" — zu vigiliren. Die Gemeinde war mit dieser Mission derselben zufrieden; wünschte aber, daß auch Oberdorf und Langenbruck einen Theil dieser Leute unterhielten.



Kriegsereignisse in der Gemeinde Murg von 1796 bis 1800.

Aus dem Pfarrbuche von Murg.

Von **J. A. Stocker.**

In meinem Besitz befindet sich ein Buch, das 287 Seiten enthält und betitelt ist: „Pfarrbuch oder Verzeichnuß der Begebenheiten, welche sowohl die Kirche — den Zehenden als anderes übrige die Pfarrey Murg betreffend, aufgezeichnet zu nützlicher Erkenntnuß und Wissenschaft seiner selbst sowohl als Hr. Successoren von Georg Anton Fischer, dermaliger Pfarrvikar 1794." Fischer war von Horb am Neckar gebürtig und stand 1806 schon im 12. Jahre der Pfarrei vor. Er war 49 Jahre alt.

Murg, ein Pfarrdorf im Großherzogthum Baden, hat mit Rothberg, Rüttehof und Rheinsberg zusammen 643 katholische und 47 evangelische Einwohner (nach Prof. C. G. Fecht, die Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach und Schopfheim, 1859), und liegt in freundlicher Umgebung an der Ausmündung der forellenreichen Murg in den Rhein, an der Eisenbahn und Landstraße, 1½ Stunden von Säckingen, 22,8 Stunden von Freiburg. Die Einwohner sind wohlhabend, ernähren sich von Landbau, Fischfang, Fabrikarbeit, namentlich aber von Holzhandel. Zwar haben die dortigen Flößer nur das Recht, das von den Laufenburgern angelandete Holz anzubinden, doch wirft dies bei dem bedeutendn Holzgeschäft der Gegend einen nicht unerheblichen Verdienst ab. Das Steuerkapital der 121 Bürger beträgt 232,295 fl., der Kirchenfond 24,013 fl.

Im Jahre 1806 zählte Murg etwa 60 Häuser oder vielmehr Strohhütten. Zur Pfarrei Murg gehörten die Dörfchen: Rhina mit 26 Häusern, ½ Stunde von Murg entlegen, Niederhof mit 25 Häusern (½ Std.), Diggeringen mit 12 Häusern (½ Std.) und Zechenweil mit 18 Häusern (¾ Std.); die Höfe: Diggeringer Mühle mit 4 Häusern

(1 Std.), Thümis Hof mit 2 Häusern (1 Std.), Burgmatt oder Zweyer'sche Hof mit 1 Haus (3/4 Std.), Risperger Hof mit 1 Haus (1/2 Std.), das Rothhaus mit 3 Häusern (1/4 Std.) und zwei Ritti-Höfe (1/4 Std.).

Schon im Jahre 1297 wird ein Vogt Berchtold von Murg genannt; der Ort hatte seinen eigenen Dienstadel, von welchem Ulrich und Konrad 1327 vorkommen, und der vielleicht auf Rheinsperg seinen Sitz hatte. Hier stand auch ein Stift-Säckingischer Dinghof. Murg war der Hauptort der gleichnamigen Hauensteiner Einung.

Die Gegend war 1796 mit rauhen Wegen, mit Wasser und Morast durchzogen, weßhalb der Pfarrer ein Pferd hielt. Die ganze Pfarrei zählt 1450 Seelen. Kurator der Pfarrei war das fürstliche Stift Säckingen.

Heute zählt Murg nach der Volkszählung von 1885 940 Einwohner, worunter 195 Protestanten. Der Ort zählt drei Wirthshäuser, das obere Wirthshaus der „Hirschen", das untere abgebrochene und verlegte, der „Adler" und die Bahnhofrestauration zum Murgthal. Das „Schiff", das hervorragendste aller, ist eingegangen.

Murg besitzt eine große, den Herren Hüssy und Künzli in Safenwyl und Ryken im Aargau gehörende Fabrik zum „hintern Hammer" im Murgthal, der „vordere Hammer", d. h. das eingegangene Hammerwerk, gehört ebenfalls der bekannten Firma, wird aber nicht als Fabrik betrieben.

Murg verlor im Jahre 1855 durch eine Feuersbrunst 15 Häuser und hat durch den infolge dessen herbeigeführten Umbau ein freundlicheres Aussehen gewonnen.

Die Kirche, unter Pfarrer Fischer schon im Jahr 1806 angefangen, wurde erst 1817 ausgebaut und 1821 eingeweiht. Die beschränkten Mittel gestatteten keinen schönern Bau. Die alte Kirche stand an der Stelle, wo jetzt das Spritzenhaus steht, unterhalb der Bahnlinie. Die neue Kirche wurde in die unmittelbare Nähe des Pfarrhofes versetzt. Der große und geräumige Pfarrhof, stattlich eingerichtet, stammt aus dem Jahre 1755.*

— — —

* Einzelne Mittheilungen verdanke ich der Güte des Herrn Pfarrer Thoma von Murg.

Die Gemeinde hat allerlei Schicksale erlebt, namentlich in den Neunziger Jahren war sie jeglicher Unbill des Krieges, der zu dieser Zeit herrschte, und der dadurch nothwendigen Truppendurchzüge ausgesetzt.

Wir lassen nunmehr den Pfarrer in seinem Tagebuch sprechen.

Den 11. Juli 1796 wurde unter der Leitung des Generaladjutanten und Hofraths Hirths das Aufgebot des Landsturms anbefohlen. Die Grafschaft Hauenstein hatte 500 Mann zu stellen; daran partizipirte die Murger Einung mit 55 Mann, die Pfarrei Murg mit **14** Mann. Früh um 6 Uhr habe ich auf Begehren die hl. Messe applizirt.

Am 9. Oktober hieß es in aller Frühe, die Franzosen seien im Anzuge von Thiengen her. Sofort wurde mit allen Glocken Sturm geläutet und alles mannbare Volk versammelte sich, den Franzosen den Weg von Laufenburg nach Murg zu versperren. Indessen hatten die Franzosen von Laufenburg überall Wachen ausgestellt und als dieselben unsere mit verschiedenen Waffen und Instrumenten versehene Mannschaft sahen, so feuerten sie auf dieselbe. Josef Enderli von Rhina, ein 56jähriger Mann, war zu Laufenburg im Gottesdienst gewesen; als er kaum noch 200 Schritte von seinem Hause entfernt war, fiel er von einer Kugel tödtlich verwundet. Johann Georg Vögt von Zechenwyl, ein 32jähriger Mann und Vater von drei Kindern, wurde ebenfalls von einer Kugel tödtlich getroffen. Georg Baumgartner von Niederhof, in der obern Mühle in Laufenburg bedienstet, wurde auf dem Wege von Häuer nach Hause von den wachthabenden Franzosen niedergehauen.

Die beiden Ersten sind noch des gleichen Abends gestorben und miteinander begraben worden.

Da die Franzosen den 24. Juni bei Kehl über den Rhein gegangen waren, so kam vom Oberamtmann Spenner von Säckingen der Bericht hieher, die kostbaren Kirchenparamenten den 2. Juli bis Abends 6 Uhr nach Säckingen in Verwahrung zu schicken. Demnach wurden abgegeben: 1. Die Monstranz. 2. Drei silberne Kelche. 3. Zwei silberne Meßkännlein sammt Teller. 4. Sechs Meßgewänder sammt allem Zubehör. 5. Die beste Alb. 6. Zwei rothe Muttergottes-Kleider. 7. Ein weißes Kleid mit rother Garnitur. 8. Ein rothes und ein weißes Ciborium. 9. Zwei Rosenkränze. Die rothe vergoldene Krone.



Ein silbernes Zeichen. 10. Drei Paar Manschetten und ein rother und zwei weiße Schleier.

Alle diese Stücke sind von Säckingen nach Klingnau in die Schweiz in gute Sicherheit und 1797 auf den Fronleichnamstag wieder zurück gebracht worden.

Als am 14. Oktober zu Dogern 16 Häuser abbrannten und in Luttingen 4 durch die Franzosen angesteckt wurden, so hat die hiesige Gemeinde, auf den mächtigen Schutz Marias vertrauend, drei Bittgänge und einen Kreuzzug nach Todtmoos (bekannter Wallfahrtsort) gelobt, indem die Franzosen Rhina und Murg zu verbrennen gedroht hatten. Diese drei Bittgänge wurden den 11., 18. und 25. November abgehalten unter Abbetung von Rosenkränzen und unter Aussetzung des hochwürdigsten Gutes im Ciborio. Den 12. November Vormittags 9 Uhr wurde die Wallfahrt nach Todtmoos gemacht. Nach der heiligen Messe hielt ich dem anwesenden Volke eine kurze Anrede, damit ihre Andacht Gott angenehm und verdienstlich sein möge. Ich habe das Volk unter allem Geläute der Glocken mit Kreuz und Fahne bis über die Schmiede begleitet und bei deren Zurückkunft wieder hereinläuten lassen.

Am Ende Monats Oktober, nachdem ein Theil der Moreau'schen Armee und besonders das Fuhrwesen über Laufenburg retirirt war, haben die Soldaten die Brücke zu Laufenburg angezündet, welche sammt der Brückenkapelle abgebrannt ist. Die nachsetzenden kaiserlichen Truppen konnten also nicht über den Rhein, folglich mußten sie auf Seite des Schwarzwaldes durch; Häner, Niederhof und Diggeringen war alles voll gelegt von Kaiserlichen. Zu Murg wurde in der Nacht die Brücke fertig gestellt, daß man Kanonen darüber führen konnte. Des andern Tages wurden einige Kompagnien des Regimentes Bender auf zwei Tage hieher verlegt. Im Pfarrhause hatte ich an der Kost und im Quartier von der Kompagnie Lesch den Oberlieutenant Schreiber, den Unterlieutenant Forelli, den Fähnrich Schisheni, den Kadetten v. Teichle, der bei der Erstürmung der Schanzen von Hüningen umgekommen. Der General Wolf und der Major Weiger waren zu Niederhof in Quartier. Ich mußte den Offizieren Wein nach Niederhof schicken ungefähr 8 Maß. Nach zwei Tagen brachen die Kaiserlichen auf und setzten den Franzosen nach. Des andern Tages kamen drei Hauptleute hier zu Mittag, unter ihnen befand sich der Haupt-

mann Mutter vom Regiment Bender (Mutter war aus der Gegend zu Hause).

Vor Rheinfelden kam es mit dem frickthalischen Landsturm und den Kaiserlichen zu einem Scharmützel. Drei Bürger aus dem Frickthal sind umgekommen, aber die Franzosen mit Verlust aus Rheinfelden herausgeschlagen worden. Ein Franzose, der mit einem Kapuzinerhabit Wacht gestanden, wurde in Rheinfelden erschossen. Bei ihrem Abzuge haben die Franzosen die Rheinbrücke abgebrannt.

— — —

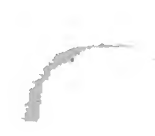
Im Anfang des Jahres 1797 waren hier in Garnison Reuter von dem Regiment Modena mit kranken Pferden fünf Wochen lang. Nach diesen kam ein Zug von 40 Mann vom nämlichen Regiment unter dem Oberlieutenant Jankowitsch und Korporal Victorini, die ungefähr zwei Monate hier waren. Der Oberlieutenant war im Adler in Logis, der Korporal in der untern Mühle.

Wie viel Unkosten wegen den Schanzen bei Hüningen der Gemeinde erwachsen sind, ist von dem Vorgesetzten der Gemeinde aufgezeichnet worden.

Den 29. September sind in den Gemeinden Murg und Harpolingen eine Division Kaiserdragoner, 225 Mann sammt Pferden, einquartirt worden, unter dem Rittmeister Josef Laporte und Unterlieutenant Karl Schmelzer. Der Rittmeister war im Adler logirt, ein sehr guter, friedliebender Mann, der seinen eigenen Koch hatte und mich fast täglich mit seinem Besuche beehrte. Der Unterlieutenant war bei des untern Müller's Peter Enderle im Logis. Den 11. November wurde das ganze Regiment nach Schopfheim und Umgegend verlegt.

— — —

Den 28. Februar 1798 ist der linke Flügel der französischen Armee unter General Ferino durch Klein-Basel marschirt. (Ferino war vor Zeiten Lieutenant in österreichischen Diensten und im Regiment Bender und ist aus Anlaß seiner Heirath zu den Franzosen desertirt.) Das Centrum ging über den Kniebis, kommandirt von General Jourdan, der rechte Flügel unter General Saint Cyr.



Den 2. März ist General Ferino mit dem General Farro zu Laufenburg mit ungefähr 8000 Mann durchmarschirt und sind die Soldaten in der Gegend zum Uebernachten einquartirt worden. Zu Kaisten waren ungefähr 1100, zu Rhina 400, zu Niederhof 300, zu Zechenweil 150, zu Diggeringen 130, zu Murg 288 Mann. Im Pfarrhof war Niemand logirt.

Zu Waldshut hatte General Ferino dem Waldvogt den Befehl ertheilt, daß alle französischen Emigrirten und Deportirten, wessen Standes sie immer sein mögen, (in Waldshut befanden sich etwa 40), das Land verlassen sollen. Diesem zu Folge haben sich alle emigrirten Priester, Vikare und Klosterfrauen aus der Grafschaft (Hauenstein) fortgemacht und sich in das Land hinunterbegeben. Hr. Delon, der bereits 5/4 Jahre in Murg war, hat sich nach Rippolingen begeben, wo noch fünf Geistliche und eine Klosterfrau sich befanden. Der Ritter Hermann von Breitenlandenberg von Sulzbach im obern Elsaß hat sich hier acht Tage im Geheimen im Pfarrhof aufgehalten und ist dann nach Ober-Säckingen gezogen.

Nach der Niederlage der Franzosen bei Pfullendorf und Ostrach durch den Erzherzog Karl am Mittwoch und grünen Donnerstag kamen den 24. März (am Ostertag) und den 25. Verwundete durch Murg nach Hüningen, zu Waldshut waren 1400. Zu Säckingen befand sich der französische Hauptspital.

Den 30. März ist die Brücke in Laufenburg abgeschnitten worden. Die Säckinger mußten den Franzosen 75 Louisd'or bezahlen, daß die Brücke nicht verbrannt wurde. Hier bei Murg sind schon mehrere hundert österreichische Gefangene untergebracht; diejenigen, die ausrissen, setzten über den Rhein, um wieder bei der Armee zu dienen.

Es kamen viele Schweizer, namentlich aus dem Solothurnerbiet, flüchtig hieher.

Laufenburg war noch am 5. April mit 120 Mann Franzosen besetzt. Die Franzosen haben von den Landständen in Freiburg eine Requisition begehrt, nach welcher auf die Einung Murg 648 fl. kamen. Von den Geistlichen wurde eine Dominikal- und Rustikalsteuer gefordert.

Nachdem die Franzosen am 8. April bei Breisach eine starke Niederlage erlitten hatten und über den Rhein geschlagen wurden, so haben sie sich im Elsaß gesammelt. Die von Schaffhausen und aus Graubünden sind durch das Frickthal den Kaiserlichen entgegen gezogen.

Vom 9. bis 11. April marschirten jeden Tag bei 800 Mann die Straße jenseits des Rheins. Auch soll bei Bütz und Wyl ein französisches Lager stehen. Die Soldaten nehmen den Leuten das Vieh, die Frucht, das Futter weg, die Fuhren nehmen sie nach Hüningen und lassen sie nicht mehr zurückgehen. Den 10. April wollten die Franzosen bei der Fähre von Sisseln über den Rhein, um zu plündern, allein hier wurden in der Nacht 40 Mann ausgestellt, um Wache zu halten. Ich hatte meine zwei Pistolen und die Flinte scharf geladen. Uebrigens dachte kein Mensch daran, über den Rhein zu fahren.

Das Baumwollenspinnen hörte auf und Noth und Elend entstand.

Nach dem 23. April wurde das Frickthal überall mit Franzosen besetzt. Zu Laufenburg hauste der Wütherich General Farro mit 600 Mann — es soll ein Benediktiner gewesen sein. — Der Rhein ist noch gesperrt, so daß kein Mensch, nicht einmal der Doktor, hinüber darf. Das Elend im Frickthal ist über alle Beschreibung; es ist ganz ausgefressen.

Im Monat April ist in der ganzen Grafschaft und auch in den übrigen Ländern eine große Requisition erfolgt und hatte die Gemeinde Murg zu liefern in der ersten Requisition: 294 Laib Brod, 80 Strohwellen, 40 Centner Heu und 116 Sester Hafer. Zweite Requisition: 180 Portionen Brod, 180 Sester Hafer und 42 Centner Heu. Dritte Requisition: 49 Portionen Brod. $39^1/_2$ Sester Hafer und 15 Centner Heu.

Wegen der französischen Wachtposten wurden jenseits des Rheins alle Kreuzgänge eingestellt. Jedoch sind wir am Markustag bei dem Pfarrhof hinauf über die steinerne Brücke und wiederum in die Kirche zurück mit einem Bittgang gegangen. In der Kreuzwoche aber sind durch drei Tage hindurch von 6 bis 4 Uhr Betstunden gehalten worden.

Die Frickthaler mußten nach Basel (Hüningen) zum Schanzengraben, in der Zahl von 800 Mann; Kaisten mußte zuweilen allein 60 Mann stellen. Auf dem Eickerfeld gegen Oeschgen hinauf haben die Franzosen in der Kornzelg ein großes Lager geschlagen. Bei Säckingen steht eine Schanze von 60 Mann und einigen Kanonen. Ob Klein-Basel haben die Franzosen ein großes Lager errichtet und streifen sie oft bis nach Beuggen hinauf. Bei einer solchen Gelegenheit haben sie Nollingen, Beuggen und andere Dörfer ausgeplündert.



Die Pfarrherren waren übel daran. Der Pfarrer Suitter von Gansingen flüchtete über den Rhein nach Hauenstein, der von Minseln war 8 Tage in Säckingen auf der Flucht, den Pfarrer von Eichsel haben die Franzosen als Geisel mitgenommen, ihn aber um 50 Louisd'or wieder frei gegeben. Der Pfarrer von Stein hält sich in Schupfart auf, der von Mumpf in Obermumpf, der Abt von Mariastein in Häner. In der Gegend der Kaister Brücke über das Feld haben die Franzosen ein Lager geschlagen. Zwischen Klein-Laufenburg und Groß-Laufenburg ist ein Telegraph mit Buchstaben erstellt worden.

Die drei Söhne des Kaufmanns Brentano in Groß-Laufenburg haben sich geflüchtet, weil sie von den Franzosen als Spione verfolgt worden waren. Bei zwei Monate waren sie verborgen. Indessen ist über sie von den Franzosen das Todesurtheil gefällt und auf jeden Kopf 1000 Livres gesetzt worden. Alle drei sind bei Stein glücklich über den Rhein gekommen; einer von ihnen wurde vom Prinzen Karl zum Fähnrich gemacht.

Die emigrirten Priester und Klosterfrauen im Frickthal sind alle bei Rheinfelden von den Franzosen über den Rhein transportirt worden.

Bis zum 9. September war der Rhein gesperrt.

Den 2. August war hier eine Kompagnie Oesterreicher in des obern Wirths Scheune einquartirt, da dieser die Scheune aber zum Dreschen brauchte, wurde den 26. August die Schulstube zur Einquartirung zurecht gemacht. Die Sommerschule hatte damit aufgehört. Auf den Winter wurde in des alten Sigristen Haus Schule gehalten.

Graf Spaur, Major bei den Jägern, gab im Hammer einen Ball, wozu 20 Jägeroffiziere und Husaren von Mezaros, sowie die Fräulein vom Stift Säckingen und der Freiherr von Landenberg, endlich meine Wenigkeit eingeladen waren. Meine Köchin mußte in der Küche ihren Dienst thun.

Den 2. September haben die Grenzscharfschützen (mit Lanzen und doppelten Stutzern bewaffnet, die sog. Panduren) hier die Jäger abgelöst und sind unter Lieutenant Gergitsch 56 Mann eingerückt.

Den 30. September ist der Fendrich Philitsch mit einem Zug von 36 Mann statt der Obigen eingerückt, zu diesen sind 66 Jäger unter dem Oberlieutenant Sarburg einquartirt worden.

Den 2. Oktober wurden 134 Mann Scharfschützen unter dem Kommando des Lieutenant Steuber hier einquartirt, der sein Quartier

im Pfarrhof genommen hat. Diese Mannschaft ist bis auf den 26. Dezember auf 225 Mann angewachsen. Dabei waren als Offiziere: Hauptmann v. Rowitzgi, im Adler logirt, im Pfarrhof an der Kost; Oberlieutenant Ogruitsch, im Pfarrhof an der Kost; Fendrich Philitsch; Fendrich Werner; Feldarzt Staersgi.

Den 27. Dezember sind die obigen Scharfschützen abmarschirt, das ganze Bataillon wurde aufgelöst und jeder Soldat und Offizier marschirte zu seinem Regiment ab. An ihrer Stelle rückten ein 192 Mann von dem ungarischen Reg'ment Benyoffsky die zweite Majors-Kompagnie unter dem Hauptmann Baron von Molk.

— — —

So wechselten die Truppen bis zum 26. April 1800, den 15. Januar, den 1. Februar, den 14. Februar, den 1. und 15. März, den 1. und 15. April. Am 26. April in der Nacht zogen sich die Kaiserlichen zurück, weil die Franzosen mit aller Macht anrückten und den 27. April Murg besetzten.

Der Mangel und die Theurung der Fastenspeisen hat bei dem gegenwärtigen Kriege und der Einquartierung den Bischof bewogen, an Samstagen und an allen gebotenen Fasttagen durchgehends Mittags und Abends Fleisch zu essen zu erlauben; dafür sollen aber die Gläubigen sich befleißen, andere gute Werke, besonders die Liebe des Nächsten und die Barmherzigkeit auszuüben.

Den 27. April 1800 ließen sich die ersten französischen rothen Husaren sehen, ein Husaren-Regiment, welches durch die schönen Felder ritt. Hernach kam die Infanterie, mit ihr General Lorset. Er hatte zwei Köche bei sich. Der ganze Stab speiste zu Nacht im Pfarrhof. Dieser Abend kostete über 100 Eier und einen Saum Wein. Zehn Offiziere bei Tafel, 13 Bediente und Ordonanzen, kosteten ungefähr 100 fl. Ich mußte mit ihnen zuletzt Thee trinken, zu dem sie 5 Maß Wein, 4 ℔ Zucker und Zimmet und viele Eier brauchten. In der Frühe war das Frühstück wieder Thee. Die Dienerschaft speiste Fleisch. Wein mußte zur Genüge aufgetragen werden; was sie übrig ließen, packten sie ein. Auf den Marsch mußten ihre Flaschen gefüllt werden.

Der General ließ mir zwei Mann als Sauvegarde, bis die Division vorbei marschirt war.

Den 28. April, Nachmittags kam die zweite Division; der General derselben, Batoul mit Namen, logirte im Pfarrhof, auch der General

Leclerc war einige Zeit da. Das Lager der Mannschaft war in den Bündten auf der Bejelen (gegen den Rhein) und beim Kirchhof, wo die Felder ganz verdorben wurden.

Den 29. kam der Obergeneral Moreau vorbei und alle Mannschaft rückte aus mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen. Der kommandirende General zu Murg wollte um 1 Uhr zu Mittag speisen, das Essen war gerichtet, aber er mußte dem General Moreau nachfolgen.

Gleichen Abends wurde ein Kürassiergeneral in das Logis angesagt. Das Essen mußte kostbar sein. Die Gemeinde mußte Butter, Eier und Hühner herbeischaffen. Es wurden zwei Boten nach Säckingen in's Stift geschickt, um Fleisch, Extrawein, Kirschengeist, Karpfen, Kaffee und Zucker, Käse und Zwetschgen zu holen. In der Frühe wurde Kaffee getrunken. Die Unkosten waren für die zwei Tage bei 130 fl.

Den 1. Mai kam der Bürgermeister mit drei Kerls vom Fuhrwesen, die Hafer holen wollten. Es waren nur noch etwa 20 Viertel auf dem Boden. Allein da sie auf dem oberſten Boden das versteckte Heu und das viele Korn erblickten, so wurde dies sofort bei den Fuhrleuten bekannt und bei 60 Mann leerten beide Kornboden. Ich verlor dabei 20 Viertel Korn, 20 Viertel Hafer und 12 große Bunde Heu und mußte den sechs Wagenmeistern noch das Mittagessen und einige Maß Wein aufstellen.

Während der fünf Tage, da die Armee durchpassirte, habe ich vieles verloren: 2 Klafter Holz, $2^1/_2$ Saum Wein à 50 fl., 40 Viertel Mischleten, bei 70 Viertel Hafer; Eier, Schmalz, Butter, Speck, nicht zu berechnen. Dabei habe ich unbeschreiblich Angst, Kummer und Schrecken ausgestanden, mußte im Stroh liegen und bin Jedermanns Knecht gewesen.

Was die Franzosen in der Gemeinde verübt haben, ist nicht zu beschreiben. Die Husaren ließen sich nicht einquartiren, sondern jeder nahm sein Logis, wo er wollte. Alles Schmalz, Butter, Anken, Speck und Fleisch wurde sammt den Häfen, Schüsseln und Pfannen aus den Häusern gestohlen und hinaus in die drei Lager getragen. Die Bürger haben fast alles verloren, Korn, Futter, Bettzeug, Hemden, Röcke, Halstücher, Schuhe, sehr viele ihre Schweine.

Gleich den ersten Tag hatten die Wirthe keinen Tropfen Wein mehr, es war ihnen Alles ausgetrunken worden, dem Adlerwirth Johann Keser 10 Saum Wein, ebenso dem obern Wirth. Des

Jammers, Geschreis und Elends der Menschen war kein Ende. Während vier Tagen, sagt man, seien 26,000 Mann mit 3000 Wägen durch Murg gegangen.

Sehr viele Bürger suchten im Pfarrhof Hilfe, daß ich bei den Generalen um Schutz für sie anhalten sollte; zuweilen hat es etwas genützt, aber nicht immer. Das vergrabene und verborgene Geld und Kleidungsstücke haben die Franzosen aufgefunden. Dem Untermüller Peter Enderli wurde alles Korn, bei 16 Seiten Speck, 6 Schweine, nebst allen Hemden und übrigen Kleidungsstücken, sowie ein Pferd gestohlen. Dem Johann Meyer wurden drei Pferde vom Stall weggeritten. Dem Peter Riedlinger wurde der Speizereiladen ausgeraubt, dazu ein ganzes Faß Branntwein. Dem Keller Josef Döbele wurden 6 Klafter Holz verbrannt, dazu 2 Jucharten Wald und sein Geld und sein Speck gestohlen. Kurz das ganze Dorf Murg wurde fast ganz ausgeplündert, so daß den Einwohnern nichts mehr blieb als etliche Erdäpfel, etwas Vieh und die leeren Häuser.

Aus Furcht und Schrecken haben die Einwohner ihre Häuser verlassen und sich mit ein bischen Habe in den Wald geflüchtet. Die Jungfrauen sind fast alle in den Wald geflohen, allein die Franzosen durchstrichen den Wald und trieben sie in die Scheune des Thümishof (Gemeinde Oberhof) und suchten sie zu schänden. Auch Frauen wurden mißhandelt. Kranke Weiber warfen sie aus dem Bett, um nach etwas Verstecktem zu suchen.

Am 18. Juni 1800 richtet der Pfarrvikar an die hochfürstliche Administation der Pfarrei Murg ein Bittgesuch, ihm aus den Pfarrgefällen einen milden Beitrag zukommen zu lassen, da er in den Kriegsjahren schwer gelitten habe, indem er seit 4 Jahren 400 kaiserliche Offiziere gespeist, und bei der Retirade der Franzosen vielfach in Mitleidenschaft gezogen worden, wodurch ihm ein Schaden von 600 fl. erwachsen sei. Den 26. Juli mußte er dem Redmann zu Waldkirch ein Verzeichniß des erlittenen Schadens einreichen.

Den 19. Juli sind 186 Husaren über Nacht geblieben. Zu aller Verwunderung hat kein Offizier im Pfarrhof zu logiren verlangt. Den 28. Juli sind hier 72 Remontepferde mit 25 Knechten einquartirt worden. Den 12. August wollte ein Franzose mit Namen Johann Nicolau die Pferde schwemmen und ist dabei ertrunken, es war ein Deutsch-Lothringer, bei dem Rothen Bächlein ist sein Körper nach drei

Tagen gefunden worden. Die Pferde sind wieder lebend herausgekommen. Des Todten Kameraden ließen für ihn mehrere Messen lesen, auch ist er nach katholischem Ritus auf dem Kirchhof beerdigt worden. Nach 13 Tagen sind alle nach Schaffhausen abmarschirt.

Neuerdings mußte die Gemeinde an die zu Freiburg eingeschriebene Steuer im Betrage von 600,000 Livres 162 fl. geben, dazu Hafer, Heu und Stroh.

Bei der Konferenz zu Säckingen, den 11. Februar, wegen Verköstigung des Militärs gab die Stadt Säckingen an, daß sie vom 1. Juni an 42,600 Mann verköstigt und gespiesen habe und dafür 8000 fl. verlange. Die Rustikalbeamten wollten aber nur 6000 fl. bewilligen, die Stadt aber diese Summe nicht annehmen und so ging die Konferenz resultatlos auseinander.

Den 24. April kam hier eine Kompagnie von der Division Molitor mit 3 Offizieren an, welche im Pfarrhof logirten. Den 26. kam eine Kompagnie von der Division Montrichard an, den 28. war eine Kompagnie Nr. 23 und eine Kompagnie Nr. 83 mit 3 Offizieren und einem Kapitain Friolé mit 2 Bedienten in Murg in Quartier, die Offiziere logirten im Pfarrhof. Den 30. ist eine Kompagnie abgegangen, es blieben nur noch 5 Mann im Pfarrhof im Quartier.

Nachdem die Franzosen hier 56 Tage zugebracht, sind sie den 29. Januar 1802 früh abgezogen, aber den 3. Mai ist das 3. Bataillon der 16. Halbbrigade hier eingerückt. Der Oberst mit seinem Stab war im Schönauer Haus in Säckingen einlogirt, er führte eine eigene Haushaltung, und das fürstliche Stift mußte ihm jeden Tag einen Louisd'or bezahlen. Ich hatte zwei Offiziere 21 Tag an Kost und Logis, mußte ihnen noch extra alten Wein kaufen. Weil sie neben Kost und Logis noch Geld wollten, so haben sie Kost und Logis bei dem Hammerwirth Johann Meyer genommen, der ihnen täglich 3 fl. 30 kr. bezahlt, das übrige Geld, welches ihnen der Einungsmeister alle 5 Tage liefern mußte, steckten sie in ihren Sack. Statt diesen zwei Offizieren mußte ich einen Serganten haben, für welchen täglich 1 fl. 12 kr. sollte bezahlt werden. Diesen hatte ich 33 Tage.

Den 28. Juni ist diese Kompagnie wiederum nach Freiburg abmarschirt.

Den 17. Oktober kam eine neue und letzte Einquartierung nach Murg: 17 Mann der französischen Halbbrigade Nr. 16, die übrigen

wurden im obern Rheinviertel einquartirt. Der Lieutenant, der sie kommandirte, hatte einen eigenen Koch und führte eigene Menage. Er wohnte im untern Wirthshaus. Täglich mußte ihm die Gemeinde einen Neuthaler bezahlen. Im Pfarrhaus wurde ein Sergant einquartiert, für welchen die Gemeinde täglich 1 fl. 12 kr. bezahlen sollte. Nach drei Tagen wurde das ganze französische Militär nach Basel beordert, um in die Schweiz zu marschiren. Bei ihrem Abzuge mußte ihnen das Geld zum Voraus bezahlt werden. Aber erst den 28. April 1803 verließen die Franzosen für immer das Land.

Wir haben dem Pfarrer Fischer in aller Ausführlichkeit das Wort gelassen, um so mehr, als aus jener Zeit der Drangsale und der Noth wenig Schriftliches auf uns übergegangen ist. Wir haben keine Ahnung von den Requisitionen und Einquartirungen, von der Noth und dem Elend, von der Plünderung und Ausbeutung, welcher die damaligen Landleute schutzlos dem Feinde und dem Freunde preisgegeben waren. Durch die Aufzeichnungen des Pfarrers Fischer erhalten wir einen Einblick in das Leben und Treiben in der Gemeinde. Und daß der Pfarrer keine übertriebenen Schilderungen gemacht, das geht aus dem ganzen Buche hervor. Wie in der Gemeinde Murg, so mag es in andern Gemeinden ebenfalls gewesen sein, überall in der Rheingegend links und rechts des Rheines dieselbe Erpressung, dieselben Kontributionen. Namentlich die Franzosen müssen schrecklich gehaust haben in unserer Gegend und die Leute von damals haben lange Zeit, vielen Fleiß und viel Arbeitsamkeit gebraucht, bis sie wieder im Stande waren, ihren Verpflichtungen nach jeder Richtung nachzukommen. Noch heute spürt man in einzelnen Gemeinden das Elend von anno dazumal und wie sie sich nimmer haben erholen können.





Der Dorfwucherer

oder

der Kirchthurmbau zu Frick.

Eine Erzählung von F. A. Stocker.

Frick, ein schönes und langgestrecktes Dorf, liegt an der ehemals großen Heerstraße von Basel nach Zürich über den Bötzberg, und von Basel nach Aarau über die Staffelegg. Der Ort ist rings von Bergen umgeben, die aber ihre Wälder nicht bis ans Dorf vorstoßen, sondern in respektvoller Entfernung bleiben. Dieser Umstand ist Schuld, daß der Gemeindebann eine ziemliche Ausdehnung erreicht und gegen Süden und Osten zahlreiche Weinberge sich ausbreiten können. Wo heutzutage Rebgelände sich an die Berge hängen, da war im Anfange des 18. Jahrhunderts, in welchen unsere Geschichte fällt, Niederholz und Gestrüppe und nur die fleißigen Hände des Winzers dieses Jahrhunderts haben die Reben dem kargen Boden abgerungen. Rings um das Dorf breiten sich fruchtbare Getreidefelder und saftige Matten aus, bepflanzt mit Obstbäumen aller Art.

Es war um's Jahr 1711. Die Gemeinde hatte den Bau der Kirche und des Kirchthurms beschlossen. Als Bauplatz war der Hügel ausersehen, wo früher schon eine Kirche gestanden hatte, welche wie ein Wall von Mauerwerk umgeben war, weßhalb man dem Platz auch ohne Bedenken den Namen „Ramper" (Rempart) gegeben hatte. Waren doch schon 1389 im Januar die Berner und Solothurner in's Frickthal gezogen und hatten den festen Kirchhof mit allem Gut, das die Leute des Thales hineingeflüchtet hatten, eingenommen. Von Frick zogen sie wieder in ihr Land hinauf, freudig und froh. So erzählt die Geschichte des Landes.

Auf diesen Hügel wollten die Bewohner von Frick ihre Kirche bauen. Alle Welt interessirte sich für diesen Bau. Am meisten der Zimmermann Georg.

Schon vor hundert und achtzig Jahren war der Platz, an dem heute das Gemeindehaus und die Weintrotte stehen, ein öffentlicher

Boden, den Jedermann gegen Bezahlung eines Zinses so weit benutzen konnte, als dadurch die Straße nicht beeinträchtigt wurde. Schon damals stand die Weinschenke, die lange Zeit in den Händen des alten Metzgernatzi war. Ein stattliches Haus, wie es als solches zur damaligen Zeit sich dem Auge darbot, war es ganz geeignet zur Betreibung einer Wirthschaft, um so mehr, als es an einer Straße lag, welche nach Laufenburg über den Berg führte, und Bauersleute nicht ungern in einem Hause einkehrten, das etwas abseits lag. Der Besitzer dieses Hauses war der Zimmermann Georg, von den Leuten im Dorf gemeinhin nur der „Zimmermann" geheißen. Es war ein thätiger, unternehmender Mann in den besten Jahren und ein anerkannt geschickter Arbeiter. Sein Bauplatz war der Gemeindeplatz. Vom Hause aus, von seinem Fenster konnte er seine Arbeiter, deren er oft viele hatte, wenn größere Bauten im Werk lagen, beaufsichtigen und sich gleichwohl mit den Gästen in der Wirthsstube unterhalten. Freilich brachte ihn die Besorgung seiner Gäste oft vom eigentlichen Geschäfte ab und er hätte besser gethan, nicht zweierlei zu treiben, es wäre ihm vielleicht besser ergangen.

Zimmermeister Georg war ein braver, rechtlicher Mann, man hatte ihn im Dorfe lieb, denn einen bessern Nachbarn, der überall aushalf, wo er dienstgefällig sein konnte, gab es nicht. Auch seine Frau, die Lisabeth, war ein braves Weib, thätig, rechtschaffen, und — der Henker weiß, wie das zuging, nach der Hand hat sie doch ausgeartet. Die Zimmermanns hatten einen Sohn, Anton, ein aufgewecktes, thätiges und kräftiges Bürschchen, der dem Vater schon recht brav an die Hand gehen konnte und Maßstab und Breitbeil führte wie der Alte.

Zur Haushaltung aber gehörte noch ein Geselle „aus dem Reich draußen", der „Speyrerfritz" geheißen; er war ein Bursche von etwa 32 Jahren, kräftig, stark, ein guter Arbeiter, aber ein Mensch, dem jeder nur etwas Hellsehende ansehen konnte, daß er nicht gut „genaturt" war. Sein Gesicht hatte etwas Verschlagenes, Verschmitztes, er durfte Niemandem so recht in die Augen schauen; auch bei den Leuten im Dorf war er nicht beliebt. Die Einen sagten von ihm, er habe im Reich draußen etwas gemacht und dürfe nicht mehr heim, die Andern, er sei irgendwo Landsknecht gewesen und desertirt. Das sagten die Leute aber unter sich im Stillen, ihm offen in's Gesicht so



eine solche Behauptung zu schleudern, hätte Niemand gewagt, denn der „Speyrerfritz" war ein gewaltthätiger Mensch und zanksüchtig, und Niemand wollte mit ihm anbinden, aus Furcht, einmal unversehens einen Stich zu bekommen oder zur Nachtzeit von ihm überrascht und thätlich beleidigt zu werden. Ja, der Meister selbst fürchtete sich fast vor ihm und hatte ihn schon längst auf Anrathen seiner Lisabeth fortschicken wollen, aber der Mensch war nachgerade warm geworden in dem Nest und wußte gar wohl, daß man jetzt ihn nicht schicken konnte noch wollte, da viele Arbeiten vorlagen und er noch ein ziemliches Sümmchen Wochenlohn stehen hatte.

Wollen wir uns ein wenig mit Georgs Nachbarn bekannt machen, so haben wir nur über das Sträßchen zu gehen, das längs der Gibelseite des Hauses hinläuft und wir kommen zum Hause des alten Grubenpeter. Der Grubenpeter steht mit unserer Familie in einem Verwandtschaftsverhältniß, wie? kann ich mit dem besten Willen nicht sagen; er war ein „Ragger" und ein Leuteschinder und hat dadurch sein Vermögen erworben. Es mag bei ihm nicht immer ehrlich zugegangen sein, doch galt er in den Augen der Leute als ein frommer Mann, der regelmäßig an Werktagen die Frühmesse besuchte und an den Sonntagen drei Mal zur Kirche lief, andächtig das Kreuz zu schlagen und eine Reverenz zu machen wußte, daß man glauben sollte, er hätte es bei den Klosterherren zu St. Blasien gelernt.

Dazu war der Grubenpeter, der, ich weiß nicht durch welche Vermittelung, oft mit vornehmen Leuten, wie mit dem hier verstorbenen Deutschordensschaffner von Mantelin, in Geldsachen verkehrte, ein Mensch, der höfliche Manieren und Kratzfüße gelernt hatte, schön und süß zu reden verstand, aber es kaum ehrlich meinte. Hinter der Sammetpfote, die er bot und mit der er schmeichelte, lauerte die scharfe Kralle, die in's Fleisch hackte. Grubenpeter war ein unheimlicher Mensch, er pflog mit Niemanden Freundschaft, als mit dem — Speyrerfritz.

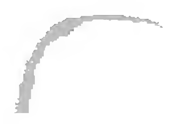
Wie es kam, daß der Speyrerfritz mit dem Grubenpeter Freundschaft schloß, ob er gedachte, das Johanneli, ein freundliches, liebenswürdiges Kind von siebzehn Jahren, das dem Peter die Haushaltung besorgte, mit der Zeit zu freien, ich weiß es nicht; was den Grubenpeter bewog, mit dem Speyrerfritz in Verbindung zu treten, wird sich erst im Verlaufe der Geschichte erzeigen. Wo zwei solche Naturen ein

Freundschaftsverhältniß eingehen, da muß der Schluß sich auch dieser Verbindung würdig zeigen. Der Sohn des Zimmermanns fühlte aus unerklärlichen Gründen eine Abneigung gegen die Beiden und gab sie auch bei Anlässen deutlich genug zu erkennen, namentlich haßte er den Speyrerfritz, mit dem er täglich auf dem Bauplatz arbeiten mußte. Je mehr Anton diese Beiden haßte, desto freundlicher schaute er dem flinken, frischen Johanneli in die leuchtenden Augen, und es that ihm recht ordentlich weh, wie er sehen mußte, daß der Grubenpeter auch gar nichts für ihn's that, sondern das gute Kind, das sich in einem neuen Röcklein zehnmal hübscher ausgenommen hätte, in einer schlampigen alten Jüppe, an der kein Faden mehr gut war, herumlaufen ließ. Er machte deßhalb dem alten Grubenpeter einmal Vorwürfe darüber, als sie zufällig beim Abendtrunk an einem heißen Sommertage in des Zimmermanns Weinlaube vor dem Hause zusammentrafen:

„Man sieht wohl," sagte Anton zu ihm, „daß das Johanneli nicht Euere Tochter ist, Ihr würdet sie nicht so mit ausgenutzten und fadenscheinigen Kleidern herumhandtieren lassen. Ein Bauer, der so viel Land im Banne und so viele Gültbriefe in der Drucke hat, sollte auch zu zeigen wissen, was er ist."

„Könntest dich sehr verrechnen, Bürschlein," entgegnete der Grubenpeter. „Sagst den Andern auch die Dummheit nach mit dem Reichthum; wenn man ein paar schlechte Aeckerchen hat, heißt das reich sein? Würde anders daher kommen, wenn ich Kapitalien hätte, wohl! und nicht mit dem alten Weidenkorb herumlaufen und das auflesen, was reiche Leute als nutzloses Zeug weggeworfen haben. Da ist dein Vater ein anderer Mann! Als ich vor sieben Jahren aus meiner Heimath hieherzog, da hatte er nichts als seinen Werkzeug und sein einfach Handwerk. Jetzt ist er im Besitze von Haus und Land und einer Wirthschaft, wie sie nicht besser floriren könnte. Nun muß ich aber gehen, Anton," sagte der Alte, indem er schlau blinzelnd zum Weggehen sich wandte, „behüte dich der liebe Gott, und das Geschäft möge noch lange so fortgehen!"

Damit ging er. Anton schaute noch lange nach, wie der alte Grubenpeter gebückten Ganges, doch trotz seiner sechszig Jahre noch leichten Schrittes davoneilte. Noch lange glänzten die großen Metallknöpfe am langen Manchesterrocke zu dem Nachschauenden zurück, bis



der Dreiröhrenhut, den der Grubenpeter nach damaliger Mode trug, um eine Ecke herum verschwand.

„Was mag der Alte nur gehabt haben?“ fragte sich der junge Zimmergeselle. „Er sprach mir nie so sonderbar: daß das Geschäft noch lange so fortgehen möge! Gewiß wird es. Wenn auch der Vater auf dem Hause noch viele Schulden hat und auch das letzte Bauholz noch nicht bezahlt ist, — wir haben guten Verdienst und sobald der Baukonto vom Schulhause von E. eingeht, wird auch das Holz und der Kapitalzins bezahlt werden können.“

In diesem Augenblicke ging die kleine Johanna vom Grubenpeter vorbei.

„Johanna!“ rief der Zimmergeselle halblaut.

„Anton!“ antwortete das Kind und warf den Bogen mit Gras, den es auf dem Kopfe trug, auf den Boden und trat zu dem Nachbarssohne in die Laube.

„Johanna,“ sagte Anton, „der Grubenpeter war eben da, ich sprach mit ihm von Dir, ich bat ihn, er möchte Dich doch etwas besser kleiden lassen; er ist ja reich und darf schon eine solche Auslage wagen. Höre, Johanna, Du dauerst mich, wenn Du so ärmlich gekleidet herumgehen mußt.“

„Was soll ich machen, Anton? Ich habe ja Niemanden, der sich meiner annimmt.“

„Johanna, Du bist in einem Alter, in dem Du selbst Dein Brod und Deine Kleider verdienen kannst; seine Tochter bist Du nicht, zudem behandelt er Dich schlecht“ —

„Laß das, Anton. Ohne ihn wäre ich Hungers gestorben. Mein Vater zog fort, um sein Leben in anderer Weise durchzubringen, nachdem er hier Alles verloren hatte, meine Mutter starb sechs Monate nach des Vaters Abreise, und ohne meinen Meister wäre ich längst irgendwo begraben.“

„Auf diese Weise bist Du seine Magd geworden?“

„Nein, Anton, mein Meister sagte mir immer: Betrachte das Haus als Dein Haus, wie ich Dich als Tochter betrachte. Du bist nicht Magd hier, sondern Kind des Hauses.“

„Ja, ich kenne den schlauen Alten,“ entgegnete Anton lachend, „das sagte er nur, damit er Dir keinen Lohn zu bezahlen braucht. Hüte Dich vor ihm, Johanna, sorge, daß Du nicht zu kurz kommst

in seiner Wirthschaft. Daß er Dich als Tochter betrachtet, glaube ich nimmermehr, aber daß er durch Versprechungen Dich Jahre lang dahinhalten will, ohne Dir den rechtmäßig verdienten Lohn zu bezahlen, das scheint mir nur zu gewiß zu sein."

„Ei, behüte, Anton! Du hast eine viel zu schlechte Meinung von meinem Herrn; wenn Du so von ihm sprichst, kann ich nicht länger hier bleiben." Damit schaute sie ihm noch einmal freundlich in's Gesicht und verschwand, indem sie ihre Grasbürde auf den Kopf nahm und heim eilte.

Langsam ging auch Anton wieder an seine Arbeit auf den Bauplatz. Indessen hatte es in der Wirthsstube einen kleinen Streit abgesetzt. Der Speyrerfritz, der sonst nicht der fleißigste Arbeiter war, hatte plötzlich den „Rappel" bekommen, er mache heute „blau", wie er sagte. Der Meister hätte ihm beim letzten Zahltag, wo er etwas Geld auf Rechnung erhielt, zwei Sechser abgezogen, was Georg aber mit dem Bemerken entschuldigte, der Speyrerfritz hätte fast einen ganzen Tag in der letzten Woche nicht gearbeitet, und daß er (der Meister) nicht verpflichtet werden könne, Arbeit zu bezahlen, die nicht gethan worden sei. Wenn der Fritz für Tage, gerade wie den heutigen, wo er „blau" mache, nicht gestatten wolle, daß man ihm vom Wochenlohn abziehe, so dürfe er es nur sagen: Zimmerleute liefen noch genug in der Welt herum!

„Sehr wohl, Herr Meister," entgegnete der Speyrerfritz, der den genossenen Wein schon etwas spürte, „ich werde vor Eurer Thüre jedenfalls nicht Hungers sterben, habe ich doch noch Geld genug bei Euch stehen, daß ich mich wohl eine Zeitlang auf eigene Kosten ausbringen kann, ohne gerade Arbeit zu haben oder zu suchen. In einer Stunde wollen wir ausrechnen."

„Das werden wir," entgegnete der Meister, „und Du wirst Dein Geld haben."

Der Speyrerfritz trank seinen Schoppen aus und ging, noch im Weggehen brummend: „Der will den Hochmüthigen spielen und steht an aller Welten Kreide." Schnurstracks verfügte sich Fritz zu seinem Freunde Grubenpeter. Dem Zimmermeister war dieser Auftritt kein neuer, aber immerhin ein peinlicher. Um frische Luft zu schöpfen, setzte er sich in die Weinlaube, die im Sommer durch ihr grünes Blätterdach und durch die lauschige, heimelige Lage in der Ecke der Hofmauer

ein freundliches Obdach bot gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Bald trat auch die Lisabeth zu dem nachdenklich dasitzenden Manne.

„Was hat's gegeben, Vater? Hast Du mit dem Fritz Streit gehabt?" fragte sie theilnehmend.

„Es ist nichts, gar nichts, ich versichere Dich."

„Was ich eben sagen wollte, Vater, der Holzfuhrmann war vorhin da, wegen der Holzfuhre, die Du aus dem Kirchenwalde bekommen wirst. Er sagte mir aber, es dürfe nicht eher abgeführt werden, bevor es bezahlt sei. Was willst Du thun? Hast Du Geld hiefür?"

„Leider nein, gute Frau! Auch habe ich dem Steyrerfritz gekündet, in einer Stunde will der sein Geld haben, und woher nehmen? Das ist die Frage."

„Wie?" wandte Lisabeth lebhaft ein, „bist Du denn für den Rest des Schulhausbaues von E. nicht bezahlt?"

„Leider nicht!" entgegnete langsam der Zimmermeister. „Ich werde mein Geld kaum vor acht Wochen bekommen können."

„Acht Wochen zuwarten? Und das Geld wäre so nothwendig, gerade wo der Kirchenbau vor der Thüre steht!" warf lebhaft Lisabeth ein. „Wie wird das ein Ende nehmen? Geld ist keines vorhanden und die Arbeiter wollen baar bezahlt sein. Könntest Du Dir nicht aus dem Kirchenbaufond Vorschuß geben lassen? Geh, verwende Dich dafür bei den Vorstehern, beim Oberamt zu Rheinfelden! Oder soll ich es thun? Wo es noth thut, habe ich den Muth schon dazu!" fügte sie entschlossen bei.

„Halt! Da kommt die Großmutter, sie kann vielleicht helfen. Ersuche sie darum; wenn sie weiß, daß Du in Noth bist, thut sie es gewiß."

„Ich will's probiren," sagte Georg, ohne jedoch auf irgend einen Erfolg zu hoffen. Der Mutter, die ihm in Nothfällen von Zeit zu Zeit schon ziemliche Summen gegeben hatte, erzählte er seine Lage: die Kündung des Speyrerfritz und dessen Guthaben, die drängende Schuld wegen dem schon bald verarbeiteten Holze, die Nothwendigkeit der Abfuhr der zweiten Lieferung, der dringende Kirchbau, dessen Gerüstung er in nächster Zeit erstellen sollte u. s. w. Die alte Frau machte zuerst Einwendungen, Georg wisse, wie sie ihm ja Alles gegeben habe, was sie besessen, wie sie jetzt ganz mittellos sei und vielmehr darauf halten müsse, daß er ihr, nachdem er ihr Vermögen verbraucht

habe, eine bis zu ihrem Tode gesicherte Lage verschaffe. Es thue ihr sehr leid, aber sie könne halt die Sache nicht ändern. Die Ausflüchte der Mutter aber bewiesen dem Sohne, daß sie sich noch im Besitze von Geld befinde, um das sie sich nur ängstlich wehre.

Als er endlich einen schärfern Ton anschlug und der Mutter erklärte, welche üble Folgen es haben könne, wenn sie ihn in der Verlegenheit belasse, da erschrack sie und nun war das Eis gebrochen, das noch das im süßen Besitz schwelgende Herz umgab.

„Nun in Gottes Namen," sagte die Großmutter seufzend, „ich habe geglaubt, ich wolle die hundert Kronenthaler, die ich noch besitze, für die Zeit der äußersten Noth aufsparen, nun sehe ich, daß sie schon da ist. Ich will Dir das Geld holen, Sohn, aber das sage ich, es ist mein letztes und ich knüpfe die Bedingung meines Lebensunterhaltes daran. So lange ich lebe, hast Du mich zu verpflegen, wie ein Sohn seine Mutter pflegen soll" —

„Habt keine Sorge, Mutter; es soll Euch an nichts fehlen, was unser Stand für Euch beanspruchen darf; hier meine Hand."

„Ich vertraue Dir, Georg," sagte die Großmutter und drückte bekräftigend die dargebotene Rechte ihres Sohnes, der in wenigen Minuten einen alten Strumpf mit hundert Brabanterthalern aus der Hand der Mutter empfing. Die Noth war momentan gehoben.

Das Familiengespräch, das Georg mit seiner Frau und seiner Mutter in der Weinlaube geführt hatte, war von Jemandem unwillkürlich belauscht worden. Im anstoßenden Garten arbeitete ein Mann, der als Geschirrflicker, Hausirer, Maulwurffänger und Gärtner das ganze Land Jahre lang durchwanderte und überall bekannt und wegen seiner Gutmüthigkeit beliebt war. Man nannte ihn nur den „Hausirerfranz". Der Hausirerfranz hatte heute Morgen bei des Zimmermanns eingekehrt, für einen Schoppen das alte zerbrochene Geschirr mit Drähtlein wieder fein sauber geheftet und hatte für den Nachmittag den Auftrag erhalten, den Garten wieder etwas aufzuputzen, den Buchs zu schneiden und da und dort nachzuhelfen, wozu die vielbeschäftigten Leute vom Hause nicht Zeit fanden. Es war seine Gewohnheit, über Alles, was er hörte und sah, seine Glossen zu machen; Recht und Unrecht einer Thatsache wog er immer vor seinem Gewissen wie eine ihn selbst berührende Angelegenheit ab. Das hieß er „philosophiren". Es wollte ihm nun gar nicht in den Kopf, daß die Groß-



mutter so vollständig ihr Vermögen dahingeben sollte, um eine momentane Geldverlegenheit ihres Sohnes zu heben. „Die Leute werden immer älter und immer dümmer,“ philosophirte er bei sich. „Heißt man das in solchem Alter klug handeln? Arme Großmutter! gib Acht, daß Du nicht Dein Brod bei fremden Leuten erbetteln mußt, statt einen ruhigen Wittwensitz zu genießen.“

Währenddem der Hausirerfranz so mit sich selbst sprach und an den Spalierbäumchen der Gartenmauer herum handtierte, traten zwei Gäste in die Weinlaube. Es war der Speyrerfritz mit dem Grubenpeter.

Die Beiden führten ein leise gehaltenes Gespräch, das indeß doch, als sie sich an den Ecktisch der Weinlaube setzten, von dem Hausirerfranz gehört werden konnte.

„Ich habe Dir schon gesagt, Fritz,“ erklärte eifrig werdend der Grubenpeter, „daß ich Dir kein Geld zu Deiner Niederlassung geben kann; zwei Zimmerleute hier, dabei kann keiner bestehen — nein, nein, es geht nicht, und wenn Du mir fünfzehn Prozent Zinsen bezahltest.“

„Keine Sorge, mein Freund,“ entgegnete der Zimmergeselle leise; „ich werde den Georg bald herunter gebracht haben, ich werde zu Preisen arbeiten, die er nicht aushalten kann“ —

„Braucht sich gar nicht. Georg thut dies selbst, es ist wahrhaft Schade um ihn,“ sagte der Grubenpeter mit höhnischem Lächeln, „er ist ein braver Mann, aber er unternimmt zu viel,. er geht von selbst zu Grunde. Ich will aber die Hände nicht im Spiel haben. Zudem ist er mein Schuldner, ich habe ihm auf dieses schöne Haus da Geld geliehen, und man soll nicht sagen können, der Grubenpeter habe den Zimmermann in's Unglück gestürzt! Nein, bei der heiligen Jungfrau nein!“

„Peter, Ihr gebt mir zweihundert Kronenthaler, um mich als Meister niederzulassen; ich habe auch einige Ersparnisse, habe auch noch Geld bei dem Meister stehen — und dann gebe ich Euch die Versicherung, daß dies Haus bald Euer sein wird; dann könnt Ihr die Strohhütte mit dem schönen, neuen Ziegelhaus vertauschen.“

Die Augen des Alten funkelten. „Ja, wenn es Dir aber nicht gelingt, was Du Dir in den Kopf setzest, wie dann?“

„Ich versichere Euch, der Meister ist in Verlegenheit, er will selbst eine neue Hypothek auf sein Haus machen lassen.“

„Eine neue Hypothek?“ murmelte der Grubenpeter halblaut. „Dann würde die Sicherheit der meinigen geschwächt. Nein, nein, es geht nicht! Ich darf das nicht geschehen lassen; ein zweiter Zimmermeister im Ort schadet meinen eigenen Interessen.“

„Und wenn Georg plötzlich stürbe?“ warf der Speyrerfritz lauernd ein und beobachtete scharf die Wirkung, welche dieses Wort auf den Peter ausübte.

„Wie? Was sagst Du?“ fuhr Jener erschrocken auf.

„Ich? Ich sagte nichts,“ machte der Speyrerfritz, indem er gleichgültig auf dem Tischblatt trommelte. „Aber — wie leicht kann nicht ein Unglück geschehen?“ fuhr er fort, indem er lauernd seine Augen auf den Peter heftete.

„Wie meinst Du das?“ entgegnete der Angeredete, indem er den Speyrerfritz scharf in's Auge faßte.

„Wenn bei einem hohen Bau, etwa bei einem Kirchenbau — ein schlecht befestigtes Brett, ein wurmstichiger Laden — krachte — wenn man so ganz oben ist, auf dem Gerüste“ —

„Die Beiden verstehen sich vortrefflich!“ murmelte der Hausirerfranz hinter der Gartenmauer.

„Was war das?“ fuhr plötzlich der Grubenpeter auf. „Sprach nicht Jemand in der Nähe?“

„Ach nein, seid nur ruhig, Grubenpeter. Ihr glaubt also —?“

„Was?“

„Wenn ein verfaultes Dielstück krachte“ —

„Ich will nichts gesagt haben. Unglücksfälle sind, Gott sei Dank, bei uns selten. Ich will nichts gesagt haben, ich wasche meine Hände in Unschuld. Lebe wohl, Fritz.“ Und indem der alte Peter noch einen Blick auf das Haus warf, das ihm so sehr in die Augen stach, murmelte er im Abgehen: „Teufel, es könnte mir sehr gefallen, dies Haus da, doch ich wasche meine Hände in Unschuld; ich will nichts gesagt haben.“

Der Speyrerfritz saß lange stillschweigend und brütend am Tisch, dann erhob er sich langsam und ging zu seinem Meister in die Wirthsstube, den er bat, wieder in Arbeit bleiben zu dürfen; er habe gefunden, es sei nicht recht, den Meister in der Arbeit stecken zu lassen, wo man dieser Tage mit dem Gerüsten des Kirchthurms beginnen werde; er wolle nun noch bleiben, bis die Kirchenarbeit fertig sei, dann

wolle er sein Heil anderwärts suchen. Georg war damit zufrieden. Fritz blieb.

Vierzehn Tage waren verflossen seit der letzten Unterredung, die zwischen dem Grubenpeter und dem Speyrerfritz stattfand.

Die Herbeischaffung des benöthigten Holzes hatte dem Zimmermann Georg, nachdem durch den Vorschuß der Großmutter die Bezahlung ermöglicht worden war, die Mittel in die Hand gelegt, die Gerüstung des Kirchthurms zu unternehmen. Schon standen die mächtigen Tannen, mit dem Thurm durch gewaltige, solide Querhölzer verbunden, schon konnte man aus der Anlage der einzelnen Theile schließen, daß eine kundige Hand das Ganze leitete. Georg war täglich und stündlich am Thurm, um die Arbeit zu überwachen. Dabei war ihm der Speyrerfritz thätig zur Seite. Er schien überhaupt ein ganz anderer Mensch geworden zu sein, war still und ordentlich und arbeitete, was man nur von ihm verlangte, so daß der Meister sich herzlich über diese Umkehr zum Bessern freute. Da gerade zur Sommerszeit Mangel an Arbeitern war, hatte Georg auch den Hausirerfranz, der ein starker und muthiger Mann war, veranlaßt, während des Baues Handlangerdienste zu verrichten. Franz hatte zugesagt, weil er wußte, daß in der Sommerszeit sein Handwerk nicht besonders rentirte. Zudem war es ihm angenehm, im Hause bei ordentlichen Leuten zugleich Kost und Wohnung zu erhalten. Mittags und Abends, wenn die Arbeit ruhte, machte er gewöhnlich hinter dem großen Ofen in des Zimmermanns Wohnstube sein Mittagsschläfchen.

So schlummerte er eines Tages an dem gewöhnlichen Plätzchen, als die Stubenthüre aufging und der Grubenpeter hereintrat. Der Zimmermeister Georg saß am Tische und schaute nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Ei, ei,“ sagte der Grubenpeter zu sich, „der Nachbar ist in böser Laune; die Geschäfte müssen nicht besonders stehen!“ und dann fügte er halb gutmüthig, halb höhnisch lächelnd hinzu:

„He, Nachbar Jörg, Ihr macht ja ein Gesicht, wie wenn Euch sämmtliche Gerüststangen am Kirchthurm mitten durchgefault wären!“

„Nachbar Peter,“ entgegnete der Angeredete, „ich könnte nicht über den Gang der Geschäfte klagen, indessen“ —

„Desto besser, desto besser! Freut mich, das zu vernehmen, somit wird es Euch ohne Zweifel ein Leichtes sein, mir die hundert Bra-

bauter zurückzuzahlen, welche ich Euch, Ihr wißt, bei dem Bau Eurer Scheune geliehen habe und für die Ihr mir auf Martini einen Schuldschein ausgestellt habt? Ich könnte das Geld gegenwärtig brauchen."

„Auf Martini," sagte der Zimmermeister, „werde ich es Euch gewiß zurückerstatten können, jetzt aber — Ihr macht nur Spaß?"

„Seid ohne Sorgen, Nachbar Jörg, ich werde Euch nicht in die Quere kommen."

„Nachbar Peter," sagte der Zimmermeister halblaut, „wir sind nun unter uns und ich darf Euch schon etwas anvertrauen: die Zahlungen gehen gegenwärtig schlecht ein, ich bin ein wenig in Verlegenheit — wenn ich gerade zweihundert Kronenthaler bekommen könnte, so wäre mir für lange geholfen und der Kirchenbau dürfte rasch vorwärts gehen."

Der Hausirerfranz war in Folge des Gesprächs erwacht, hielt sich jedoch still, um nicht zu stören und den Erfolg der Unterredung abzuwarten. Halt, dachte er, der alte Grubenpeter führt wieder etwas im Schilde und der Zimmermann spielt das Schaf, das nach der Metzg brüllt.

„Ei," entgegnete der Grubenpeter, nachdem er dem Zimmermeister nachdenklich zugehört, „wer ist gegenwärtig nicht in Geldnöthen, — die Zeiten sind schlecht, — ich selbst habe Geld entleihen müssen" —

„Ihr selbst?" rief Georg erstaunt.

„Ich selbst — ja, wie sollte das nicht möglich sein? Die Leute halten mich immer für reicher als ich bin — und die heilige Jungfrau weiß das, — ich habe so schlechte Zeiten gehabt, wie irgend Einer. — Indessen," fügte er nachdenkend und den Kopf wiegend hinzu, „zweihundert Kronenthaler! Zweihundert Kronenthaler ist noch keine Summe, deren halber man in den Rhein springt. Freunde, die Geld haben, gibt es noch überall" —

Freunde zu fünfzehn vom Hundert, dachte der Hausirerfranz hinter dem Ofen.

„Schade, Nachbar," fuhr der Grubenpeter fort, „daß Ihr mir dies nicht gestern gesagt — als ich in die Stadt zum Stiftsverwalter ging" —

„Ihr hättet sie mir verschaffen können?" fragte der Zimmermeister lebhaft.

„Ich hätte vielleicht das Geschäft gleichzeitig mit dem meinigen abthun können — obschon es jetzt schwer hält, Geld aufzunehmen; ich hätte die zweihundert Kronenthaler mit denen bringen können, die“ — und hierauf legte der Grubenpeter einen bemerkbaren Nachdruck, „noch zu Hause liegen.“

„Frau! Lisabeth, bringe eine Flasche Wein. Wenn wir eine Flasche zusammen trinken würden, Nachbar Peter?“ Die Lisabeth war indessen nicht anwesend und Meister Georg bemühte sich selbst in den Keller, eine Flasche vom Bessern heraufzuholen. Der Wirth schenkte ein, die Beiden tranken zusammen.

„Fatal ist es nun schon,“ begann der Grubenpeter wieder, „daß Ihr mir gestern nichts gesagt, — heut ist es nun freilich zu spät. Mein guter Freund, der Stiftsverwalter, hat mir den Vorschuß aus eigener Kasse gemacht, — ob er heute noch Geld zur Verfügung hat, möchte ich fast bezweifeln. — — Hm, ein recht braver Wein, das!“

„Die Summe wäre gerade recht gekommen,“ fuhr Georg wieder fort. „Nachbar, habt Ihr wirklich dieses Geld so nothwendig?“

„Nun, ich will Euch etwas sagen, Georg, — Hm, hm!“ hustete der Alte, „seht, es will mit mir nicht mehr so recht gehen, wie vor Zeiten; ich werde alt und da habe ich gedacht, mir so ein Faß Wein anzuschaffen, um mich in meinen alten Tagen noch in Etwas zu laben. Wäre das nicht, so würde ich keinen Augenblick gesäumt haben, Euch zu den gleichen Bedingungen, wie“ — und indem er den Ton änderte, fuhr der alte Fuchs fort: Was mag gegenwärtig der Saum Wein von dieser Qualität kosten?“

„Sechs Kronenthaler der Saum, ohne Markten. Aber in meinem Keller habe ich noch welchen, der trefflich für Euch paßt, den ich aber nicht unter acht Kronenthalern erlassen kann; es ist ein alter, gesunder Wein und damit läßt sich vielleicht die Sache einleiten, entgegnete nach einiger Zögerung der Zimmermeister. „Ihr gebt mir Euere entlehnte Summe und ich liefere Euch den Wein! Nicht wahr?“

„Wo denkt Ihr hin, Nachbar?“ fuhr der Grubenpeter anscheinend erstaunt auf. „Was sollte ich mit so vielem Wein machen? Nein, das kann mir nicht in den Kram passen. Ein Faß Wein will ich gerne auf Rechnung nehmen und gebe Euch die zweihundert Kronen gegen Schuldschein. Zins wie gewohnt sechs vom Hundert, ich muß meinem Freunde in der Stadt fast so viel geben; dann habe ich ihm

noch einen Sack Hafer versprochen, den müßt ihr mir natürlich ersetzen.“

„Ein Sack Hafer? Galt sechs Gulden am letzten Markt! Muß mich nun freilich dazu bequemen, wenn ich nicht die Kirchenvorsteherschaft der Arbeiten wegen beständig auf dem Rücken haben will! — Es ist nun gleichgültig, ob ich einen Sack mehr oder weniger habe, Ihr leistet mir hiedurch einen Dienst, den ich nicht gering anschlage.“

In zehn Minuten war der Geldjude mit seiner Summe in des Zimmermanns Wirthschaft. Georg begann, nachdem sie noch eines getrunken hatten, die Summe zu zählen.

„Das ist doch sonderbar!“ sagte er.

„Was?“

„Nun zähle ich das Geld zum dritten Mal, und immer finde ich vier Brabanterthaler zu wenig.“

„Ganz richtig!“ fiel schnell der Grubenpeter ein, „Ihr habt Recht, ich vergaß dies noch zu sagen: ich habe vier Thaler zurückbehalten, da ich sonst ganz ohne Geld wäre für die Haushaltung. Sollt sie nächstens wieder bekommen, Nachbar Georg!“

„Seht, Nachbar Georg, wir machen die Angelegenheit in folgender Weise fertig: Ihr schuldet mir, abgesehen von der Summe, welche hypothekarisch auf dem Hause haftet, einhundert Kronthaler zahlbar auf Martini, und die heutigen zweihundert zahlbar auf den Sommer-Johannitag. Wir schlagen die dreihundert Thaler in einen Schuldschein zusammen, setzen die Interessen noch bei — und dann gebe ich Euch Euern Schuldschein, auf Martini lautend, wieder zurück. Nicht wahr, so ist's Euch recht?“

„Nun ja, ich bin einverstanden,“ entgegnete der Geldbedürftige, der froh war, in irgend einer Weise zum Ziele zu kommen. Schnell war Feder und Tinte bei der Hand; der Grubenpeter hatte als Mann des niedern Bankgeschäftes Stempelpapier stets bei sich; er diktirte den Schuldschein und der Zimmermeister schrieb ihn. Nachdem ihn der Gläubiger aufmerksam durchgelesen, gefaltet und sorgsam in seine alte Lederbrieftasche verwahrt hatte, fiel ihm noch bei, daß das Stempelpapier vier österreichische Sechser koste, was Georg noch gleichzeitig berichtigen möchte, damit die Sache in Ordnung wäre. Den eingelösten Schuldschein werde Georg wohl selbst in seiner Behausung holen wollen, meinte der alte Harpax. Georg aber ersuchte ihn, den

Schein herüber zu bringen, sie wollten dann noch eine Flasche zusammen trinken; darauf ging er weg, die Geldsumme zu verwahren und dem Sohne Auftrag zu geben, einen Sack Hafer und ein Faß Wein zu dem Nachbarn hinüber zu führen. Unterdessen wolle er beim Thurme nachsehen, wie weit die Gerüstung den Vormittag vorgeschritten sei; er werde bald wieder da sein, Lisabeth solle unterdessen eine frische Flasche Wein heraufholen. Mit diesen Worten ging er weg und wandte seine Schritte der Kirche zu. Er sollte nicht mehr lebend zurückkommen.

Der Zimmermeister hatte das Haus verlassen, als der Speyrerfritz nach einer halben Stunde in die Stube trat. Er mußte gesehen haben, wie der Meister das Haus verließ, er drückte sich deßhalb leise und ruhig in die Weinlaube, so daß Jener, ohne ihn zu bemerken, sorglos an ihm vorbeiging. Als der Speyrerfritz in die Stube trat, saß Peter gemüthlich am Tische, in einem Selbstgespräch begriffen:

„Das Haus gehört mir nun schon mehr als zur Hälfte an, Du machst Dich, Peter! Du wirst ein reicher Mann werden, wenn das so fort geht!“ Und dabei rieb er sich selbstgefällig die Hände.

Wie erschrack er aber, als der Fritz in ganz verstörten Zügen, todtenbleich und zitternd in die Stube trat.

„Ei, wie siehst Du denn aus?“ rief er ihm entgegen. „Du siehst ja aus wie der Tod von Basel!“

„Ich? Wie sollte ich aussehen?“

„Bist Du krank?“

„Nein, das bin ich nicht, aber man könnte wohl — nachdem“ —

„Nachdem? — Lege Dich in's Bett, ich will unterdessen nach Hause, dem Zimmermann den Schuldschein zu holen, den er durch einen andern ersetzt hat.“

„Der Meister?“ rief der Zimmergeselle in Verwirrung.

Der Hausirerfranz lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und eiserner Unbeweglichkeit hinter dem Ofen.

„Fritz, Du hast etwas! — Großer Gott! — Es ist etwas vorgegangen. Ich habe Dich noch nie so gesehen.“

„Ihr wißt doch, Peter, was wir letzthin“ —

„Ich? ich weiß von nichts“ —

„Ich denke doch, Ihr hättet mir jüngsthin versprochen, in Betreff meines Meistergewerkes“ —

„Ich habe Dir nichts versprochen!"

„Indessen sagtet Ihr" —

„Ja, ich sagte Dir, wenn Georg nicht mehr wäre, wenn — doch ein Unglück ereignet sich nicht so schnell!"

„Wer weiß, Peter, es kann über Nacht" —

Kaum hatte der Speyerfritz diese Worte gesagt, als auf dem Platze draußen Lärm entstand. Der Speyrerfritz fuhr erschreckt zusammen. Durch das Fenster sah man auf dem Platze Leute eilig und erschrocken zusammenlaufen, es wurde gerufen und gejammert. Alles, was sich in der Stube befand, lief hinaus, auch der alte Hausirerfranz verließ eilig den Ofenplatz, wo er Zeuge von Allem gewesen, was in diese Geschichte wesentlich eingreift. Aus dem obern Stockwerke eilten die Lisabeth, die Großmutter, aus der Scheune Anton herbei. Jeder fragte und rief:

„Was gibt's? Was ist geschehen? Wo brennt's?"

Plötzlich stürzte athemlos der Nachbar Martin herbei, Andere folgten ihm:

„Um Gotteswillen, Frau — faßt Euch — Euer Mann — vom hohen Gerüste herab — ein Brett muß schlecht befestiget" —

Mehr brachte der gute Mann nicht heraus.

„Großer Gott, mein Mann! — Mein Sohn! Der Vater!" riefen zum Tode erschrocken die Frau, die Mutter und der Sohn des Verunglückten. Die Lisabeth sank ohnmächtig in die Arme der Großmutter und des Sohnes.

„Welch ein großes Unglück!" rief mit erkünsteltem Schmerze der Grubenpeter, indem er den Speyrerfritz ansah.

„Ja, das ist ein großes Leid für die Familie," entgegnete in voller Verwirrung der Zimmergeselle. „Seht Ihr, Nachbar Martin, das kann so vorkommen — ein Brett unrichtig gelegt" —

Doch dieser wandte sich und eilte der Unglücksstätte zu, die beiden Frauen der Obsorge der Zurückbleibenden überlassend.

„Schweig doch, Thor," raunte der Grubenpeter dem Zimmergesellen in's Ohr, „Du verräthst Dich" —

„Den Schuldschein könnt Ihr dem Meister auch nicht mehr zurückgeben, der ist jetzt todt!"

„Schweigen wir deßhalb Beide."

„Es gibt noch ein Gewissen, das nie schweigt," raunte ihnen der



Hausirerfranz zu, der Beide scharf in's Auge gefaßt hatte. „Denkt an den Hausirerfranz!“

— — —

Es war im Jahre 1712. Seit der Zimmermann todt ist, hat es in dem Hause seiner Wittwe ziemliche Aenderungen gegeben. Anscheinend geht Alles im alten Gange fort, gehen wir aber tiefer auf den Grund des Hauswesens ein, so treffen wir Manches, das wir hier zum Verständniß des Lesers erörtern müssen.

Der Anton, obschon ein kräftiger, intelligenter und fähiger Bursche, noch minderjährig, er war noch nicht Geselle und durfte somit das Geschäft des Vaters auf eigene Rechnung nicht fortbetreiben. Der Grubenpeter, der nun Hausfreund und Beistand der Wittwe wurde, hatte den Betrieb des Handwerks und den Fortbau der Kirchenrenovation dem Speyrerfritz übertragen, obschon diesem oft graute, an dem Kirchthurm, der ihn an sein Verbrechen mahnte, zu arbeiten. Indessen war er nicht Polier, sondern Meister im Haus, schloß Kauf und Verkauf von Holz, Steinen, überhaupt von Allem ab, was das Geschäft erforderte. Die Zimmermannsfrau führte dagegen die Wirthschaft.

Dem Anton aber wurde es zu enge im väterlichen Hause, er fühlte sich durch den Speyrerfritz, den er gründlich haßte, bei Seite geschoben und verdrängt; das bewirkte, daß er nicht mehr arbeitete, daß überhaupt auch sonst keine Ordnung im Hause mehr war. Der Eine, aus seinem Eigenthum verdrängt, hielt nichts mehr darauf; der Andere suchte das Geschäft zuerst zu ruiniren, um es dann zu billigem Preise an sich zu ziehen, der Dritte, der Grubenpeter, hatte dabei auch seine Spekulation. Anton mußte einsehen, daß das ganze Heimwesen über kurz oder lang auseinander fallen müsse, deßhalb war es ihm gleichgültig, ob es heute schon geschehe, oder erst in einem halben Jahr. Mit dem Speyrerfritz konnte und wollte er nicht unter einem Dache wohnen, und wenn es auch für acht oder vierzehn Tage wieder geschah, so war dies der längste Zeitpunkt in dem ganzen Jahr gewesen. Das Johanneli, das zu einer blühenden Jungfrau aufgewachsen war und den Anton innig liebte, machte ihm manchmal wohlgemeinte Vorstellungen über diese Lebensart, Anton versprach Besserung, aber es war ihm nicht möglich, das Versprechen zu halten. Die übrige



Zeit trieb er sich bei auswärtigen Meistern als Geselle um geringen Lohn herum, zu dem er sich verstehen mußte, da er von der Lehrzeit noch nicht freigesprochen war. Auch, wenn es ihm einfiel, zog er mit des Vaters alter Jagdflinte in die Jagdreviere, um bald einen Hasen oder ein schönes Reh, wie es damals in unsern Bergen noch viele gab, der Mutter mit heimzubringen. Mutter und Großmutter liebte er herzlich, aber im Hause konnte er nicht bleiben. Je mehr er seine Mutter liebte, desto peinlicher war es ihm, zu hören, wie von Seite des Speyrerfritz die nachtheiligsten Gerüchte über ihren Ruf ausgestreut und verbreitet wurden. Das that ihm in der Seele weh und wo er Gelegenheit hatte, seine Mutter gegen solch dorfläufiges Geschwätz in Schutz zu nehmen, geschah es mit solcher Energie und mit solchem Eifer, daß man voraussehen mußte, es werde einmal zwischen ihm und dem Speyrerfritz etwas absetzen.

So kam der Jahrestag des Unglücksfalles am Kirchthurme heran. Des Zimmermanns Familie war in der Frühmesse gewesen, um gewohntem Gebrauche nach das Andenken des Verstorbenen in stillem Gebete zu feiern. Als man heim kam und vom Frühstücke weg an die Arbeit sich begeben wollte, klopfte Anton dem Speyrerfritz auf die Schulter. Dieser sah ihn betroffen an. Der junge Mann war todtenblaß.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ sagte er kalt und trocken.

„Mit mir?“ fragte der Fritz fast erschrocken.

„Ja, mit Dir,“ entgegnete Anton fest. „Ich habe lange darüber nachgedacht, was und wie ich Dir's sagen wollte. Am Grabe meines Vaters wurde der Entschluß reif. Es gehen sonderbare und böse Gerüchte über meine Mutter.“

„Großer Gott! über Deine Mutter? — Sie ist ja die bravste Frau der Welt!“

„Gerüchte Deinetwegen und Ihretwegen“ —

„Meinetwegen?“

„Ich verlange, daß dies Gerede aufhört.“

„Ich verlange auch nichts Besseres, Anton,“ entgegnete der Speyrerfritz besänftigend.

„Um diese Gerüchte zu widerlegen,“ sagte Anton, und seine Brust arbeitete gewaltsam; man sah ihm an, daß es ihn Mühe kostete, die Worte herauszupressen, „gibt es nur ein Mittel — Gott steh' mir bei!“ sagte er halblaut für sich —



„Was denn?“ fragte der Speyrerfritz gespannt.

„Du mußt“ —

„So sag' es doch heraus!“

„Du mußt meine Mutter heirathen!“

Der Speyrerfritz fuhr erstaunt einen Schritt zurück. „Wie, ich? — Deine Mutter? — Aber Du spaßest!“

„Du magst es für Spaß aufnehmen — mir ist es fürchterlicher Ernst. Du wirst Dir denken können, was ich von der Sache halte. Glaubst Du, daß mich dieser Vorschlag, den ich Dir mache, nicht in meinen heiligsten Gefühlen, in meiner Erinnerung an die ganze Jugendzeit verletzt? Aber es muß geschehen — und es geschieht!“ setzte er mit ernster und tiefer Stimme hinzu.

„Aber Du wirst mir doch Zeit lassen, mich hierüber zu bedenken. Mein Interesse“ —

„Dein Interesse? Ich kenne Deine Interessen. Meine Mutter hat mir davon erzählt. Mit Hilfe des Grubenpeters willst Du die Werkstätte kaufen. Die Werkstätte gehört mir, und das, was Du besitzest, reicht nicht, sie zu bezahlen. Ich weiß, der Grubenpeter wird uns verfolgen und verganten, wenn es ihm möglich ist, — heirathest Du meine Mutter, so erhältst Du das Geschäft und da es Dein ganzer Ehrgeiz ist, Meister zu werden, so wird dieser dadurch vollkommen erfüllt. Du siehst, ich bin ruhig und kalt. — Nun entschließe Dich!“

Diese Worte waren, entgegen dem Ausspruche des Sprechers selbst, mit Heftigkeit gesprochen.

Der Speyrerfritz suchte ruhig zu bleiben, indem er beschwichtigend sagte: „Aber Anton, man kann sich ja besprechen, ohne gerade in Eifer zu gerathen; Du stürzest daher wie der Sturmwind, wer könnte dabei ruhigen Kopf behalten? — Und dann müßte man zuerst Deine Mutter hören, was sie dazu sagt.“

Dem Speyrerfritz kam dieser Vorschlag gelegen und ungelegen. Einmal hatte er die Absicht, sich zu etabliren, mit der Heirath nun war die Sache in Ordnung, dann hatte er erst vor Kurzem vom Johanneli, dem er einen Heirathsantrag gestellt, in aller Form einen Korb erhalten, so daß er in der so eben projektirten Heirath ein kleine Rache dafür empfand; dagegen war es ihm sehr unlieb, die Wittwe Georgs zu heirathen, an dessen Namen sich die unangenehmste Er-

innerung seines Lebens knüpfte, obgleich ihm die stattliche Figur der Wittfrau nicht übel gefiel.

Während die Unterhandlung zwischen Anton und dem Speyrerfritz im untern Stockwerk stattfand, hatte sich der Grubenpeter bald nach der Kirche zu Frau Lisabeth begeben und ihr angekündigt, daß er im Besitze zweier Schuldscheine sei, die ehrlich, recht und eigenhändig von dem leider! so unglücklich verstorbenen Zimmermeister unterzeichnet worden, der eine im Betrag von hundert Kronthalern, der schon von früher her datire. (Es war der Schein, den der Grubenpeter am Todestage hätte zurückgeben sollen, da diese Summe in dem an diesem Tage aufgestellten Scheine schon inbegriffen war.) Der andere — die gute Frau Lisabeth werde es wohl wissen, wie er ihrem Manne am Todestage dreihundert Kronthaler geliehen habe; es würde ihm deshalb sehr lieb sein, wenn die Frau Lisabeth im Stande wäre, ihm die vierhundert Brabanter zurückzuzahlen. Die Wittwe verwahrte sich jedoch des Feierlichsten dagegen, daß Grubenpeter ihrem Manne heute vor einem Jahre dreihundert Kronenthaler geliehen hätte; es hätten sich nur zweihundert vorgefunden, Peter müsse sich sicher irren oder der Schein müsse falsch sein, was indessen Grubenpeter mit dem von des Zimmermanns eigener Hand vollständig ausgeschriebenen Schuldschein und unter Betheurung seiner Unschuld auf das Lebhafteste von der Hand wies.

Es war der Wittwe nicht möglich, die Aechtheit der Unterschrift, überhaupt des ganzen Schuldbriefes zu leugnen, aber wie kam es, daß darin von dreihundert Thalern stand, während sich nur zweihundert in dem Fache vorfanden, in welches Georg kurz vor seinem Tode das Geld gelegt hatte und wozu er den Schlüssel noch bei sich trug? Es war ihr unerklärlich. War die Schuldenlast ohnehin schon drückend genug, so wurde sie dadurch noch bedeutend höher gesteigert; sie sah den Ruin des Hauses vollständig vor sich. Dieser Erkenntniß folgte ein Thränenstrom, der nicht enden wollte.

„Ich weiß noch ein Aushilfsmittel, wertheste Frau Lisabeth," sagte der Grubenpeter, dem diese Situation anfing peinlich zu werden.

Lisabeth schaute thränenden Auges auf.

„Und das wäre?" seufzte sie mit erstickter Stimme.

„Wenn ich das Haus, sammt Hausrath, Land und Reben auf eine Gant kommen ließe, sagte der Gruberpeter mit langsamer Be-

tonung, „und ich kann das, ich habe das Recht dazu, so würden ich und die andern Gläubiger, die auch noch Theil haben, kaum die schweren Gantkosten aus dem Erlös herausschlagen, denn der Werkplatz mit dem Holzvorrath, das Alles ist sehr herabgekommen seit einem Jahr, seit der leider zu früh verstorbene Georg" —

„Ach Gott!"

„Seit Georg das Unglück hatte — ja, das Geschäft ist sehr heruntergekommen. Ich würde Euch deshalb den Vorschlag machen, es abzutreten."

„Abzutreten?" fuhr die Lisabeth erschreckt auf. „Es gehört ja eigentlich meinem Sohne, der es fortbetreiben wird, sobald er großjährig geworden."

„Aber, Frau Lisabeth, Euch bleibt immerhin noch die Wirthschaft, Ihr behaltet die Reben und dann wird die Sache auch fernerhin ihren Fortgang haben; — gute Leute gibt es stets; — der Peter ist noch immer bei der Hand gewesen, wo es Noth that. — Dann auch dürft Ihr nicht allzusehr auf Euern Sohn rechnen, Ihr wißt, er ist ein Thuenichtgut, zieht überall in Wald und Feld umher, kann bei einem Meister kaum acht Tage bleiben, hat keine Ruh' und keine Rast" —

„Leider wohl! ich weiß es nur zu gut," sagte mit betrübtem Herzen die Mutter, die den Beweggrund nicht kannte, warum es den Sohn nicht mehr zu Hause litt.

„Die Abtretung des Geschäfts an den Fritz wäre somit das beste Mittel, Euch aus der Verlegenheit zu ziehen und mir zu meinem Gelde zu verhelfen. Ich habe da so einen Gedanken! Euer Geselle, der Fritz, ist ein braver Bursche — wie ich ihm von dem Plane sagte, hat er mich zuerst aus Rücksicht für Euch gar nicht hören wollen, aber endlich hat er die Sache begriffen und er will in Euerm Interesse das Opfer bringen. Der Fritz hat nämlich aus dem Reich eine kleine Erbschaft gemacht, hat auch noch etwas Erspartes und damit will er sich entschließen, Euch das Geschäft abzukaufen; statt Euch nun das Geld zu geben, tilgt er zum Theil meine Schuldscheine und für den Rest werden wir uns unter einander schon verständigen."

„Du mein Gott, dann habe ich ja nichts mehr; auf Haus und Land habt Ihr ja selbst Hypothek — und die andern Gläubiger?"

„Es bleibt Euch dann noch immer die Wirthschaft," begütigte der Grubenpeter.

„Der Werkplatz, das schöne Holz, das noch daliegt, nein! Das hieße man nicht verkaufen," jammerte die Frau, „das hieße man muthwillig sein eigen Glück zum Fenster hinauswerfen!"

„Was wollt Ihr machen, gute Frau? Wißt Ihr bessern Rath? Laßt es nicht auf eine Gant ankommen, ich rathe Euch nicht, das Aeußerste auf's Spiel zu setzen."

„Wie soll ich es denn anstellen, damit ich am mindesten Schaden leide, Herr Nachbar?"

„Ueberlaßt das mir," entgegnete dieser, hocherfreut, daß die Frau auf seinen Vorschlag einging, „überlaßt das mir, auf einem halben Bogen Stempelpapier werde ich die Abtretung niederschreiben, Ihr sollt nicht zu Schaden kommen. Auf Wiedersehen, Frau Lisabeth!" machte der Fuchs, indem er demüthig und bescheiden zur Thür hinausschlich.

Es verging keine halbe Stunde, so stand der Grubenpeter wieder in der Stube, ein noch schriftnasses Papier sorgsam in den Fingern haltend. Er trat ordentlich einige Schritte zurück, als er, in die Stube tretend, die Wittwe des Zimmermanns, ihren Sohn Anton, die alte Mutter und den Speyrerfritz in einer Gruppe beisammen stehen sah.

„Frau Lisabeth," sagte er, ohne viel auf die Andern Rücksicht zu nehmen, „hier ist das bewußte Schriftstück, in aller Form Rechtens abgefaßt, ehrlich und gerade, wie es einem braven alten Manne wohl ansteht" —

„Die Schrift ist nicht mehr nothwendig, Nachbar Peter," sagte der Speyrerfritz, indem er dem Alten das Papier aus den Händen riß und zerknitterte, „Frau Lisabeth zieht vor, Euch zu bezahlen. Ihr wißt, ich habe eine kleine Erbschaft gemacht, ich habe selbst noch mein Erspartes bei Euch stehen" —

„Ja wohl, ja wohl! Aber was soll das? — Das schöne Stempelpapier" — entgegnete der Grubenpeter ganz verblüfft.

„Ich heirathe die Wittwe und damit ist Alles gesagt!" bemerkte rasch der Speyrerfritz.

„Frau Lisabeth?" rief der Grubenpeter in gerechtem Erstaunen, und sein ohnehin schon langes und gelbes Gesicht wurde wesentlich länger und gelber; doch suchte er bald wieder einzulenken, die Verlegenheit wich nach und nach und es gelang ihm, endlich herauszustoßen:



„Wünsche bestes Glück — und Wohlergehen, verehrtes — Brautpaar!“ während er heimlich fluchte und raisonirte: „Daß Dich Dieser und Jener! Hat mich der Kerl geprellt, prell' ich ihn wieder!“

In drei Wochen war die Hochzeit der Frau Lisabeth mit dem Speyrerfritz. Anton hatte sein Ziel erreicht, er hatte wenigstens die Ehre seiner Mutter gerettet, an der Hochzeit selbst nahm er nicht Theil.

— — —

Es war im Jahre 1716. Das Leben in einem Dorfe ist so einförmig und still, daß ohne besondere Ereignisse eine Darstellung ländlicher Verhältnisse in wenigen Federstrichen gezeichnet ist. So können wir von dem Hause am Gemeindeplatz wenig vermelden, als daß der Speyrerfritz vom Tage seiner Verheirathung an ein ganz zurückgezogenes Leben führte. Er arbeitete fleißig, die Kirchthurmrenovation war längst vollendet, die verhängnißvollen Gerüste entfernt und die Kirche stand in ihrem besten Schmucke da. Noch fehlten zwei Glocken, die in nächster Zeit ebenfalls in den Thurm gehängt werden sollten.

Der Speyrerfritz war inzwischen Vater geworden und hing mit vieler Liebe an seinem Söhnchen. Anton hatte auch mehr das bewegliche Leben verlassen und arbeitete fleißig im ehrsamen Zimmermannshandwerk. Das Johanneli war eine blühende Jungfrau geworden; Anton war ihr mit ganzem Herzen zugethan. Die Beiden konnten sich aber selten sprechen, denn der Grubenpeter bewachte das gute Kind auf Schritt und Tritt. Sein schmähliches Menschenquälerhandwerk trieb er fort; ob ihm auch Mancher fluchte, was kümmerte ihn das? es trug ihm reichliche Zinsen. War es Furcht vor dem Speyrerfritz, oder war irgend ein anderer Beweggrund, mit den beiden Schuldscheinen Georgs war er bisher gnädig verfahren; er hatte wohl manchmal den Erben des Zimmermanns gedroht, ihnen Alles verkaufen zu lassen, wenn sie nicht bezahlen würden, er hütete sich aber immer vor der Ausführung.

Einmal waren der Grubenpeter und der Speyrerfritz gleichwohl dieser Angelegenheit wegen an einander gerathen. Der Speyrerfritz hatte bei seinen öftern Besuchen in des Grubenpeters Haus diesen ersucht, er möchte doch einmal mit den Quälereien wegen dem Hundert-Kronenthalerschein aufhören, der Spaß hätte nun lange genug gedauert.

„Einen Schuldschein, ächt und recht unterschrieben," sagte der Grubenpeter, „das nennst Du einen Spaß?"

„Nachbar Peter, seid doch nicht so sonderbar, Ihr wißt genau und wohl, daß er nichts gilt!"

„Nichts gilt? Der Schuldschein ist in Ordnung," betonte der Dorfbankier, indem er in der Tasche wühlte, um den Schein herauszusuchen.

„Ja, zeigt ihn nur her," sagte der Zimmermeister, „damit ich Euch überzeugen kann, daß es werthloses Papier ist."

„Werthloses Papier? Kann man so wegwerfend von Stempelpapier reden, das von allen Potentaten der Welt als solches angesehen wird? Nichts da, daran wird nicht gerührt, das braucht sich ab; man muß Sorge dazu tragen."

„Aber Nachbar Peter, Ihr wißt doch wohl, daß der Schein von Georg eingelöst worden ist!"

„Fritz," entgegnete der Grubenpeter und hob den Finger bedeutungsvoll empor, „lassen wir die Todten ruhen, das hilft nichts, von ihnen zu reden. An Deiner Stelle würde ich nicht mehr daran denken, geschweige davon reden zu wollen. Fritz, lassen wir das!"

„Davon handelt sich's auch nicht — ich spreche von dem Schuldschein," warf der Angeredete ablenkend ein.

„Der Schuldschein ist ein guter Schein, von der Hand des Verstorbenen geschrieben und ist hundert Kronenthaler werth, so gut wie baares Geld."

Der Speyrerfritz wurde eifrig. „Nun wird mir die Sache bald zu kraus. Ihr wißt doch, daß i ch es war, der Euch an — jenem Tage hinderte, den Schein zurückzugeben! Ist's wahr oder nicht? Sagt einmal, Peter!"

„Ei du mein Gott, weder ja noch nein! Jeder behält, was er hat: ich den Schein, Du die Wittwe und den kleinen Buben, Deinen Sohn obendrein!"

„Verfluchter Hallunke!"

„Fritz, lassen wir die Titel," beruhigte der Grubenpeter, „das trägt keine Zinsen."

„Also Ihr nehmt die Sache in allem Ernst," heulte zornig der geprellte Zimmermeister.



Aber der alte Wucherer blieb immer ruhig und hielt begütigend den Zornigen am Gewand. „Stelle Dich an meinen Platz,“ sagte er, „und Du würdest auch so gehandelt haben.“

„Aber das ist ein Schelmenstreich sonder Gleichen! Ich werde es dem ganzen Lande erzählen, daß Ihr ein Leuteschinder, ein Wucherer, ein Scheusal seid!“

„Wird man Dir glauben, thörichter Mensch?“ lachte höhnisch der Alte. „Man wird überall sagen: der Grubenpeter ist ein braver Mann, er hilft den Leuten aus der Noth, freilich läßt er sich dafür bezahlen, aber er hat keinen ungerechten Heller im Haus. Das wird man Dir entgegnen, Thor! — Zudem, Fritz, thun wir gegenseitig unsere Geschichten nicht solchen Leuten kund, die nichts davon zu wissen brauchen. Meine Sache ist eine gerechte, hörst Du? sie ist schwarz auf weiß! — Die Deine“ — und dabei erhob der alte Wucherer seine gellende Stimme, „die Deine ist mit Blut geschrieben!“

„Elender Hund!“ platzte der Zimmermann heraus.

„Sei vernünftig, Fritz, gebrauche nicht Worte, die Dich später gereuen könnten. Ich meine es gut mit Dir und will noch gerne ein Jahr zuwarten mit dem Schein. Lege zum Zins noch einige Thaler Stündigung und unterzeichne den Schein als eigene Schuld, so ist die Sache gemacht. Der Grubenpeter ist nie ungeschickt (hartherzig) gewesen. Jetzt gehe heim, und besinne Dich, was Du thun willst.“

Und damit schob er den Ungestümen sanft zur Thüre hinaus und schloß sie leise hinter ihm ab.

— — —

Der Grubenpeter hatte sich bei seinen häufigen Besuchen in der Stadt, beim Stiftsverwalter und sonst wo er bei vornehmen Leuten herumkam, die Gunst erbettelt, eine Zeitung mitnehmen zu dürfen, denn damals hielt nicht einmal der Pfarrer im Dorfe ein Zeitungsblatt. Zu Hause wußte dann der Peter bei solchen Leuten im Dorfe, die lesen konnten, und deren waren wenige, einen Lesecirkel zu errichten, wobei jedes Mitglied an das Blatt, das der Peter unentgeltlich erhielt, einen Beitrag leistete. Der geneigte Leser ersieht, daß Grubenpeter jeden Anlaß geschickt zu benützen wußte, um mit möglichst wenig Auslagen Geld zu machen. Der Herr Pfarrer, der am meisten für das Zeitungsblatt bezahlte, erhielt natürlich dasselbe zuerst, dann

kam der Homburger Vogt, dann sein Schreiber, und so ging das wöchentlich einmal erscheinende Journal durch noch etliche Hände, bevor es der Grubenpeter wieder zurückerhielt, um es dann mit Genuß, da es ihm Geld eintrug, zu lesen.

Eines Abends saß der Grubenpeter gemächlich in seiner Wohnstube und sah dem Johanneli zu, wie es Tische, Stühle und Bänke scheuerte und die harthölzernen Möbel bohnte.

„Reibe die Möbel nicht so stark," sagte er, „Holz ist kein Eisen und braucht sich ab. Das Alles kostet schwer Geld. Hast Du die Zeitung noch nicht zurückgebracht? Ich sagte Dir doch, das Blatt zu holen, damit ich es lesen kann, wenn ich sonst nichts zu thun habe. Zeit ist auch Geld, hörst Du?"

„Ich hatte so viel zu thun, ich konnte nicht abkommen," sagte die Jungfrau.

„Nicht abkommen? Wenn ich Dir etwas befehle, so soll es geschehen auf der Stelle. Zeit ist Geld! Glaubst Du, man könne die Kronenthaler aus dem Boden stampfen?"

„Aber Vater?"

„Ich bin nicht Dein Vater. Dein Vater ist ein Taugenichts, ein schlechter Mensch. Dein Vater hieß Gottfried Meierhaus. Ich bin nur der Pflegevater eines Dinges, das sein gut Brod mit Faulenzen und Herumstehen verdient."

„Es ist hart, Einem das Bißchen, was man hat und genießt, und ehrlich und fleißig verdient, so vorzuwerfen," sagte das Mädchen traurig.

„Soll ich Dir noch Lob spenden dafür, daß Du mit allen Augen nach des Zimmermanns Anton auslugst?" fragte höhnend der Pflegevater. „Geh, hole die Zeitung," sagte er, indem er zum Fenster hinausschaute, durch welches er des Hubelhansen Martin gesenkten Hauptes daherkommen sah. „Was wird Der wollen?" fragte er sich. „Stündigung? Wird nicht ertheilt! Sollen bezahlen die Leute, oder arbeiten, damit sie bezahlen können."

In diesem Augenblick trat des Hubelhansen Martin in die Stube.

„Guten Tag," sagte der Angekommene langsam und zog seinen Hut, den er bedächtig auf den Tisch legte. „Ihr werdet gedacht haben, ich komme gar nicht zum Zinsen. Es ist so eine böse Zeit, mit geringem Verdienst; das Korn, das ich hätte verkaufen können, habe ich

zur Hälfte selbst brauchen müssen — hab' auch fünf kleine Kinder, die" —

„Weiß schon, weiß schon," unterbrach ihn der Kapitalist.

„Die noch nichts verdienen können, und so ist es mir halt nicht möglich gewesen," und dabei suchte der Redende in seiner Tasche, „den ganzen Zins zu bringen." Endlich zog er einen ledernen Geldbeutel heraus, schnürte ihn auf und schüttete das Geld, das darin lag, sorgsam auf den Tisch.

„Es sind sechs Thaler gut gezählt," sagte er dabei.

Der Grubenpeter setzte die Brille auf und machte sich bedächtig an das Geldhäufchen, das aus Silber, Scheidemünze und Kupfer bestand.

„Ich sehe da," begann er, „viel schlechtes Geld, falsche Sechser, abgeschliffene Valuta. Seht, Martin, da sind zwei — vier — sieben — neun Geldstücke, die ich nicht annehmen kann. Sie haben keinen Kurs mehr. Man hat Euch damit betrogen. Ich kenne das."

„Ich bitte Euch," sagte der arme Mann, „nehmt sie an, ich habe kein ander Geld, ich habe Euch Alles gebracht, was ich verdient habe mit saurem Schweiß. Das Holzhacken und Wellenmachen zahlt sich so schlecht."

„Ein „Käsperlein"* müßt Ihr schon noch drauflegen, wenn Ihr den Zinsrest bezahlt."

„Du mein Gott! Da müßt' ich eine ganze Woche dafür arbeiten! Ist ja Alles gutes Geld, Herr Peter, der Homburger Vogt hat es mir selbst gegeben als Holzmacherlohn."

„Und dann, wann wollt Ihr den Rest bezahlen?" fragte ungeduldig der Geldmann.

„Zu Weihnachten werde ich es wohl machen können, wenn ich und meine Leute gesund bleiben," entgegnete der Schuldner.

„Zu Weihnachten! Hoho, wer weiß, wer da noch lebt? Ich will Euch acht Wochen Frist geben, dafür gebt Ihr mir nach Ablauf dieser Zeit den Zinsenrest und einen Thaler Wart- und Aufgeld auf das schlechte, falsche Münzenzeug, das Ihr heute gebracht habt."

„Seid gnädig, Peter, denkt, ich muß auch gelebt haben mit meinen fünf armen Kindern," bat der Arme flehentlich.

* Vierzigkreuzerstück.

„Glaubt Ihr denn, ich sei dafür da, um Euch mein gutes, schönes Geld auszuleihen, um Euere schlechten E-Sechser dann als Zins anzunehmen und am Ende, wenn Ihr nicht einmal zinsen könnt, sollte ich Euch noch die Fratzen erhalten, die Ihr in die Welt gesetzt habt? Aber damit Ihr seht, daß ich auch noch ein Herz habe, so will ich Euch folgenden Vorschlag machen: Ich habe da bei Eurem Häuschen Hühner herumflattern sehen und ich habe mich gefragt, warum eigentlich des Hubelhansen Martin Hühner braucht? Ihr könnt die Hühner wohl entbehren, Martin," fuhr Peter fort; „schickt mir heute zwei Paar davon und dann bezahlt Ihr mir noch einen halben Thaler Stündigung. So, jetzt geht, Ihr dürft von Glück reden, daß es Euch heute so gut ergangen ist."

„Die Quittung für mein Geld?" —

„Bekommt Ihr erst, wenn der ganze Zins bezahlt ist."

„Alter Blutsauger," brummte der Martin, als er das Haus verlassen hatte. „Der Herrgott wird Dein ungerecht Gut auch einmal durch die Motten zerfressen lassen."

Während der alte Wucherer mit seinem Schuldner Martin marktete, war das Johanneli in's Dorf gegangen und hatte, sei es Zufall, sei es Absicht von seiner Seite, auf dem Wege seinen Schatz, den Anton angetroffen.

„Ich habe Dir viel zu sagen, Johanna," sprach der junge Zimmermann.

„So sprich — ich muß bald wieder zu Hause sein."

„Vorerst eine Frage. Liebst Du mich, Johanneli?"

„Ach, Du grundnärrischer Mensch," antwortete lachend das Mädchen, „wie manchmal habe ich Dir das nicht schon gesagt?"

„Ja, das ist wahr, aber ich muß es so recht gründlich wissen, denn jetzt handelt es sich darum, diese Liebe zu beweisen," sagte er in ernstem Tone. „Siehst Du, ich bin zu unglücklich, wenn ich neben diesem Speyrerfritz, — neben meinem Stiefvater — arbeiten soll. Es drückt mir fast das Herz ab."

„Wie? Ich glaubte, Ihr vertragt Euch jetzt ganz ordentlich neben einander?" fragte Johanna.



„Ordentlich?“ lachte er wild auf. „Aeußerlich schon; die Leute fühlen nicht, wie es mir ist; der Speyrerfritz — mein Stiefvater, lebt sehr zurückgezogen, ist fleißig, thut meiner Mutter, was er ihr an den Augen ablesen kann, und namentlich seit er einen Sohn hat — meinen Bruder — ist er viel sanfter und ruhiger geworden. Aber gleichviel! Es ist mir unmöglich, ich kann ihn nicht gern haben; ich habe kein Vertrauen zu ihm; es ist mir nicht wohl neben ihm. Ich leide, mehr als Du ahnst. Und Du,“ sagte Anton und schaute sein Liebchen fragend an, „Du bist auch nicht glücklich?“

„Ich? Wer sagt das?“

„Ich sage es,“ antwortete der Jüngling lebhaft. „Johanna, Du kannst nicht länger hier bleiben, Du bist unglücklich hier, ich sehe es Deinen Augen an; Du mußt mit mir fort!“

„Fort!?“

„Fort in die Welt hinaus! Hier ist keine Heimath für uns Beide!“ rief der junge Mann laut, indem er stillstand und seine Geliebte umschlang, fast vergessend, daß sie sich auf offenem, freilich wenig begangenem und von den Bäumen geschütztem Wege befanden.

„Anton, wie kannst Du so sprechen? Was würde Er sagen?“

„Wer Er? Er ist nicht Dein Vater! Er hat über Dich nicht zu verfügen.“

„Was aber wird das Dorf, die Welt sagen? Alle, die uns kennen?“

„Siehst Du Johanna,“ fuhr der junge Mann mit weicher Stimme tief ergriffen fort: „Ich bedarf eines Herzens, das mit mir fühlt, das mich liebt. Ich finde, daß ich meine Mutter weniger liebe, seit sie sich wieder verheirathet hat, und doch war ich es, der sie fast dazu zwang, dem Speyrerfritz die Hand zu geben. Ob ich gut gethan, ob nicht, das wird die Zukunft lehren. Aber schau', das thut mir weh, die Mutter neben ihm zu sehen, neben ihm, den ich so sehr hasse! — — ich bin ein Narr! — — Der Tod meines Vaters hat mein Gehirn zerrüttet. Johanna, Du allein hast mich lieb. Sag' mir, willst Du mit mir, bis an's Ende der Welt, nach dem neuen Welttheil, nach Amerika, bis dahin, wo uns ein friedlich Stück Erde aufnimmt? Willst Du mir folgen? Hier bleibe ich nicht, ich muß fort, sonst bürge ich nicht, daß nicht etwas geschieht, was mich reuen könnte!“

„Beruhige Dich, Anton,“ sagte das Mädchen und legte die Hand auf den Arm des geliebten Jünglings, „heute Abend werde ich den

Vater befragen. Gewiß habe ich den Muth, ihm zu sagen, daß ich Dich liebe. Ich denke an das, was Du leidest, was ich selbst leide, und in diesem Gefühle werde ich den Muth besitzen, frisch mit der Sprache vor ihn hinzutreten. Der Peter ist mein Wohlthäter, mein Vater; ich anerkenne das, was er in meiner Jugendzeit, wo ich noch nicht arbeiten konnte, für mich gethan. Jetzt aber hält er mich schlechter als eine Magd. Ein Hund, wenn er nicht zu geizig wäre, einen zu halten, hätte es besser bei ihm, als ich es habe. Ich arbeite Tag und Nacht, aber nie kommt ein gut Wort als Belohnung und Dank über seine Lippen. — Anton, ich bin sehr unglücklich," sagte das junge Mädchen und fiel dem Jüngling in die Arme.

Die Beiden, die im Eifer ihrer Unterhaltung stillgestanden waren, hatten nicht bemerkt, wie ganz in der Nähe Jemand sie belauschte. Der Lauscher trat endlich leise vor und klopfte Anton auf die Schulter. Die jungen Leutchen fuhren erschrocken aus einander.

„Ah! der Hausirerfranz!" riefen die Beiden überrascht.

„Ja, der Hausirerfranz," entgegnete der Angeredete, denn er war der Lauscher, „der Hausirerfranz ist auch wieder im Dorf, die alten Schäden und Bresten zusammenzuheften und auch nachzusehen, wie das Unkraut großwächst und gedeiht, ob das Recht sein Recht, ob das Unrecht seine Strafe erhält?"

„Wie meint Ihr das, Hausirerfranz?" fragte der junge Mann.

„Haltet Euch an mich," sagte der alte Hausirer, ohne auf die Frage zu antworten. „Haltet Euch an mich, sage ich; wenn ich schon etwas zerlumpt daher komme', den alten Tornister auf dem Rücken, der meine ganze Habe enthält, so kann ich Euch doch nützlich sein. Ihr liebt Euch, Ihr sollt Euch heirathen. Ich bin etwas Hexenmeister, hier meine Hand darauf, daß ich Euch redlich helfe."

„Wie, Ihr wäret im Stande?" fragte Anton erstaunt und ungläubig.

„Schlag ein, Anton, und Du auch, Johanna, wir schließen einen gemeinschaftlichen Bund, das Unkraut auszujäten und Jedem sein Recht werden zu lassen." Die Beiden schlugen kräftig in die dargebotene Rechte des Hausirers, ohne recht zu wissen, was daraus erfolgen sollte.

„Die Jugend ist noch dumm," sagte der Alte, „deßhalb muß Einer helfen, der Erfahrung besitzt, Euch zum guten Ziele zu bringen. — Und was die Liebe betrifft, bin ich auch unter ihrem Joche durchge-




gangen. Jeder muß da hindurch. Aber mein Herz hat eine böse Nummer gezogen und damit war's aus. Wie ich noch in Deinem Alter war, Anton, war ich ein Schmied von Profession, Einer, der sich sehen lassen durfte; die Arbeit fehlte nicht und wurde gemacht, wie Keiner sie so zu Stande brachte. Da kam die Liebe — und ich zog eine böse Nummer! Die, welche ich liebte, liebte einen Andern und wurde seine Frau. — Ach, seufzte der alte Mann in Gedanken an die Tage seiner Jugend, und wandte sich an das junge Mädchen, „wenn ich Dich so betrachte, so ist mir fast, als wenn Du meiner Geliebten glichest. Ja bei Gott! Die gleiche Gestalt, die gleichen Augen, die nämlichen Züge — die Stimme! Aber sie liebte einen Burschen von hübschem Angesicht, der so recht flattiren konnte, wie es die Mädchen gerne haben; mich, die gerade Seele, mißkannte sie. Als sie dann Hochzeit machte, mit ihm am Altare stand und ihr Jawort aussprach, da warf ich das Schurzfell mitten in die Schmiede hinein, verkaufte mein Heim und Hab und wanderte fort, den Tornister auf dem Rücken, mein kleines Vermögen im Sack — und wanderte fort auf der freien Gottesstraße — durch Städte und Länder und kam unter Völker von fremden Sprachen und Sitten. Lange Jahre war ich auf der Straße, nirgends litt es mich, das Geld ging weg in guter und schlechter Gesellschaft und endlich wurde ich, was ich bin — der Hausirerfranz."

„Armer Mann!" sagte Johanneli mitleidig.

„Ja wohl, das war ihre Stimme, das waren ihre Laute," sagte der Alte entzückt. „Hier mein Wort und meine Hand, ich helfe Euch."

„Dafür wollen wir Euch gern, sehr gern haben, Franz," sagte die schmeichelnde Stimme des Mädchens.

„Dank dafür verlange ich nicht; so lange es noch etwas zu flicken und zu heften gibt auf der Welt, so lange werde ich mein täglich Brod und eine Pfeife Tabak mir erwerben, bis ich mich einstens hinlege in einen Winkel, oder unter einen Baum im Freien, das Antlitz der Sonne zugewendet, um dort zu sterben wie ein alter, wackerer Junggeselle von meinem Schlag es soll."

„Sprecht nicht so, Franz," mahnte freundlich das Mädchen.

„Halt! höre ich nicht die Nachteule husten?" sagte der Hausirerfranz, der ein scharfgeübtes Ohr besaß. Die drei schauten sich um.

Durch die Gasse herauf kam der Grubenpeter angerückt, der das lange Ausbleiben seiner „Magd“ schon verdächtig gefunden hatte.

Die beiden jungen Leutchen stoben aus einander. „Auf heute Abend!“ rief ihnen der Hausirerfranz noch zu und machte sich dann auch auf den Weg, um nach Arbeit im Dorfe umzuschauen. Auf den Abend hatte er die Absicht, dem Grubenpeter einen Besuch abzustatten.

(Schluß folgt.)

Die Birsigthalbahn.

Von H. Pohlmann.

(Mit vier Abbildungen.)

Was Bach und Erlen flüstern
In lauer Sommernacht,
Wenn durch's Gewölk im Düstern
Der Mondschein niederlacht;

Was Bach und Erlen raunen
In schwüler Mittagsgluth,
Wenn mit verdroß'nen Launen
Am Schilf der Lichtstrahl ruht;

Was Bach und Erlen träumen
Vom alten, trauten Glück,
Bringst du mir ohne Säumen,
Mein grünes Thal zurück!

Fr. Oser.

„Noch vor 40 Jahren hatten wir keine Landstraße, heute haben wir deren zwei und die Bahn; vor 30 Jahren fuhr die Post zum ersten Male, heute fährt sie zum letzten Male und mit dem morgigen Tage schnaubt das Dampfroß durch unser bisher so stilles Thal“ — —

Mit diesen Worten begrüßte Herr Verfassungsrath Gschwind in Oberwyl am 4. Oktober 1887 den tannengeschmückten Eisenbahnzug, der, von Basel her kommend, den Betrieb der Birsigthalbahn inaugurirte und eine frohgestimmte Festgesellschaft zum ersten Male auf dem eisernen



Schienenwege in das bisher kaum über die Grenzen seiner Heimatkantone bekannte Birsig- und Leimenthal führte. Das Aschenbrödeldasein, welches dieses liebliche Stückchen Erde bisher geführt hatte, erklärt sich aus dem Inhalt der obigen Begrüßungsrede; vor drei Decennien erst ward die erste regelmäßige Postverbindung zwischen dem alten guten Basel und dem hinteren Leimenthal eingeführt, also zu einer Zeit, wo anderwärts bereits die völkerverbindenden Eisenstraßen den Reiseverkehr vermittelten und theilweise schon beherrschten. Kein Tschudi, kein Bädeker, kein Berlepsch oder sonst ein anderes Reisehandbuch thaten des Birsigthals Erwähnung, kein Programm einer hochzeitlichen „Schweizerreise" nannte seinen Namen und doch ist es in mehr denn einer Beziehung besuchenswerther als so mancher „hochberühmte", aber vom Komfort der Jetztzeit angegähnte und angekränkelte Touristentummelplatz. Zwar hat das bescheidene Thal, welches im Süden der Stadt Basel bis zum Blauenberge (Baselland, Solothurn, Bern und Elsaß) sich lagert, keine himmelanstrebenden Felsgebirge; keine glitzernden Firnzinken krönen die über die Höhe des Mittelgebirges nicht hinausgehenden Promontorien der Jurakette, keine schäumenden Wasserfälle tosen ihre Silberwellen von Berg zu Thal, aber einen Vorzug hat dies Stiefkind unter den Thalschaften des Schweizerlandes doch, den Vorzug einer Fülle von Lieblichkeiten, welche die Natur hier wie anderswo selten, in gleich reicher Weise aus dem Füllhorn ihrer Gaben gespendet hat. Achtlos fluthete der große Reisestrom der Touristenwelt bisher an den allerdings unscheinbaren Pforten des grünen Thales vorbei, aber seitdem die zierliche Birsigthalbahn die alte Rheinstadt mit den Jurabergen verbindet, lenkt ein sich unbemerkt verstärkendes Kontingent zu einer ein- oder zweitägigen Seitenexkursion von der Hauptroute ab. Vor allem aber hat die Birsigthalbahn eine eminent lokale Bedeutung; nicht nur vermittelt sie den regen Werktagsverkehr zwischen Stadt und Land und hebt und belebt die Beziehungen zwischen der Bevölkerung hüben und drüben, sondern sie ist in des Wortes strengster Bedeutung ein Liebling der Basler geworden, die ihrem „Bähnli" in allen Phasen seines Entstehens und seines Betriebes eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Wohlwollen bezeigen. Bietet die Bahn doch dem sonntagsfrohen Ausflügler die beste Gelegenheit, der dumpfen Stadtatmosphäre zu entfliehen und die Brust draußen in der ozonreichen Wald- und Bergluft reinzuwaschen, herumzustreifen durch



Flur und Hain oder hinaufzusteigen auf aussichtsreiche Berggipfel, die uns entzückende Fernblicke nordwärts weithin in Deutschlands Gauen, südwärts bis zu den silberblinkenden Gletschern der Schweizer Alpenwelt gewähren.

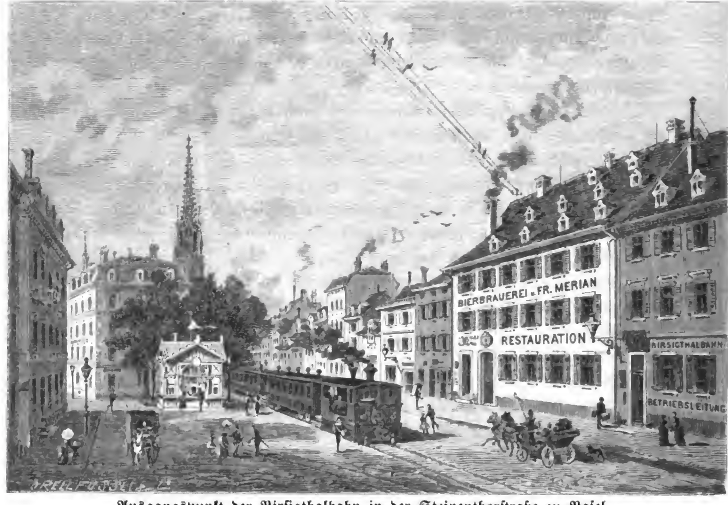
Gelt, lieber Leser, da möchtest Du mich begleiten, denn just will ich wiederum einen Ausflug in's Birsigthal unternehmen; sei mir also herzlich willkommen, ich will gerne Dein treuer Cicerone sein. Da wir aber bis zur Abfahrt noch eine Viertelstunde Zeit haben, so gestatte mir zunächst, Dir einige ganz kurze technische Notizen über das „Bähnli" mitzutheilen, nachher können wir um so besser die landschaftliche Bedeutung desselben würdigen.

Die Idee, eine Schmalspurbahn durch das Birsig- und Leimenthal zu erbauen, faßte im Frühjahr 1886 der jetzige Präsident der Direktion, Herr Dr. jur. Eduard Heusler. Derselbe setzte sich mit der Bern. Baugesellschaft für Spezialbahnen, den Herren Pümpin und Herzog in Verbindung, worauf letztere bei dem Bundesrath, resp. der Bundesversammlung, das Konzessionsgesuch zu Handen einer zu bildenden Aktien-Gesellschaft einreichten. Man beschränkte vorläufig dieses Konzessionsgesuch auf die Linie Basel-Therwyl. Bis Bottminger-Mühle (2,5 Kil.) mußte die Poststraße benutzt werden, das auf dieser Strecke verwendete Geleise besteht aus sogenannten Rillenschienen; von Bottminger-Mühle bis Therwyl (4,5 Kil.) hat die Bahn ihren eigenen Straßenkörper. In der Stadt Basel sollte die Bahn ursprünglich in den Barfüßerplatz einmünden. Rücksichten auf den sonstigen Straßenverkehr ließen jedoch dies Projekt unausgeführt und so wurde als städtischer Ausgangspunkt der Bahn die Steinenthorstraße vor der Brauerei Merian bestimmt.

Die unerwartete Frequenz der neuen Bahn, sowie dem dringenden Verlangen der interessirten Ortschaften nachgebend, beschloß die Generalversammlung der Aktionäre schon am 28. April 1888 eine Weiterführung der Bahn von Therwyl über Ettingen, Witterswyl, Bättwyl bis nach Flühen (Solothurn), hart an der deutschen Grenze. Nachdem die Konzession Seitens der maßgebenden Behörden ertheilt worden war, wurde diese vorläufige Schlußstrecke der Bahn („vorläufig" deshalb, weil von einer Weiterführung derselben bis nach Pfirt im Elsaß die Rede ist), im Sommer 1888 erbaut und am 12. Oktober desselben Jahres dem Betrieb übergeben. —







Ausgangspunkt der Birsigthalbahn in der Steinenthorstraße zu Basel.

Inzwischen ist der Zug des Bähnli vorgefahren, wir nehmen in einem schmucken Coupé Platz, und hinaus dampft der Zug in die würzige Luft des rechter Hand der Bahn sich entlang ziehenden Nachtigallenwäldchens. Bald überschreiten wir die Grenze zwischen Baselstadt und der Landschaft und erreichen in wenigen Minuten den zweitgrößten Ort von Baselland, Binningen, mit 4300 Einwohnern, in freundlicher Lage am Eingange des anmuthigen Leimenthals. Historisch bemerkenswerth ist das Schloß in Binningen, das so manche Zerstörung über sich hat ergehen lassen. Schon im Jahre 1545 war es, wie glaubhaft erzählt wird, im Besitz eines holländischen Wiedertäufers von Delft, Namens David Joris, der zu Basel angesehen unter dem Namen Johannes von Brügge (nach Anderen Joh. v. Bruck) lebte. Sein Name ist durch die seltsame Justiz der damaligen Zeit weit bekannt geworden. Nach seinem Tode verbreiteten sich die abenteuerlichsten Gerüchte. Unter Anderem wurde vom Volke behauptet,

er habe sich Christus gleichgestellt, habe gleich wie der Heiland seine Auferstehung nach drei Tagen angesagt, habe die Sprache der Thiere verstanden, sich unsichtbar machen können und Allen, die ihn hörten, ewiges Leben versprochen. Diese tollen Gerüchte verbreiteten sich immer weiter und kamen bis vor den Rath in Basel, welcher einzuschreiten beschloß. Volle drei Jahre nach seinem Tode (1558) wurde der Verstorbene als Ketzer der Zauberei angeklagt und natürlich verurtheilt. Der Leichnam des also „Verurtheilten" wurde ausgegraben und sammt seinen Schriften öffentlich vor dem Steinenthor — auf der ehemaligen Richtstätte — durch Henkershand verbrannt. Seine Hinterbliebenen mußten ihren Glauben abschwören. Im Museum von Basel befindet sich, wie hier nebenbei bemerkt sein mag, das bei dieser Prozedur beschlagnahmte Bildniß des Joris. Es ist ein schönes Werk von Heinrich Aldegrever (geb. zu Soest 1502, gest. 1562). Eine Zeitlang soll, wie vielfach behauptet wird, das Schloß Eigenthum von Giuseppe Garibaldi gewesen sein, doch giebt es in ganz Binningen Niemand, der den berühmten Italiener je dort von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte. Binningen selbst bietet nichts weiter, doch lohnt immerhin eine Besteigung des anscheinend unbedeutenden, aber eine prächtige Aussicht hauptsächlich in das Rheinthal (bis zum Isteiner Klotz) bietenden Sankt Margarethen-Hügels. Ein ausgedehntes Panorama bietet sich hier dem Auge dar; ein malerisches Halbrund erscheint vor uns, im Westen mit den Elsässer Bergen beginnend, reihen sich im Nordwesten die Vogesen an, während sich nördlich und nordöstlich der badische Schwarzwald aufthürmt:

„Bunte Felder, lichte Höh'n:
„Gottes Erde ist doch schön!"

Noch viel schöner und umfassender ist der Ausblick von der sogenannten „Batterie", welche in der Napoleonischen Zeit vielfach von schweizerischer Artillerie besetzt war. Die Grenze zwischen Basel-Stadt und Land zieht sich mitten durch das in Quadratform sich lagernde Plateau. Etwa eine gute Stunde von hier entfernt liegt das Denkmal an die von den Schweizern siegreich geführte Schlacht bei Dornach im Schwabenkriege. Noch einen Abschiedsblick auf das zu unseren Füßen im Schooße des Rheinthales ruhende Basel werfend, wenden wir uns zur Bahn zurück, die uns in kurzer Zeit nach Bottmingen führt. Das **Bottminger Schloß** ist ein vielbesuchter Aufenthaltsort des

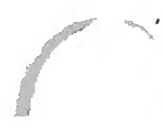


vornehmen Basler Publikums; die Bewirthung des Herrn Wilh. Ritter, des Eigenthümers der Liegenschaft, ist anerkannt eine splendide. In Bezug auf die Geschichte des Schlosses melden verschiedene, aber zum Theil der Authenticität entbehrende Chroniken etwa Folgendes: In ganz früher Zeit soll das Schloß Eigenthum der Stadt Basel gewesen sein. Unter der Bedingung, daß es zu allen Zeiten der Stadt ein offenes Haus sein solle, verkaufte Basel dasselbe im Jahre 1519 an seinen Bürger Wolfgang Harnascher. In dem Kaufbrief wird es „das Schloßgut oder Burggestell 'zu Bottmingen im Leimen oder im Sundgau", wider den Blauen gelegen, genannt. Seitdem hat es vielfach seine Besitzer geändert. Interessant ist folgende Episode: Im Jahre 1648 erhielt der in französischen Diensten stehende Herr von Gruen von dem König Louis XIV. die Gouverneurstelle zu Thann im Elsaß. Nach dem Tode des französischen Generals von Erlach wußte sich der Graf von Hartcourt der Veste von Altbreisach listigerweise zu bemächtigen. Dessen war aber der französische Hof nicht zufrieden und der Marschall de la Ferté Senneterre, welcher im Jahr 1654 mit einem französischen Truppenkorps am Rhein erschienen, nahm von Breisach Besitz. „Wie nun der französische Feldherr Marschall de la Ferté weiter im Elsaß vorrückte und einiges Volk in Thann legen wollte, fand er daselbst die Thore verschlossen, indem der Oberst von Gruen ohne Zustimmung und Wissen des von dem Kommandostab zu Breisach verdrängten Grafen von Hartcourt, solches nicht einnehmen wollte; Thann wurde deswegen belagert. Herr von Gruen sah sich bald in die Umstände versetzt, einer längeren Vertheidigung zu entsagen und wurde bei der Uebergabe kriegsgefangen, so daß er 2900 Pistolen bezahlen mußte." — Rathsherr Benedikt Socin von Basel hat ihm seine Loslassung ausgemittelt; nachher begab sich Herr von Gruen auf sein Schloß Bottmingen. Aber hier, vom Kriegsschauplatz entfernt, war er vor den Nachstellungen des Marschalls de la Ferté nicht sicher. Basel erlaubte ihm daher zu seiner persönlichen Sicherheit etwelche Soldaten in seinem Schlosse unterhalten zu dürfen. — Alle die verschiedenen Eigenthümer des Schlosses scheinen indessen wenig auf die Unterhaltung und Verbesserung des Gebäudes verwendet zu haben, da solches bis auf das Jahr 1720, wo es Joh. Deucher sel. in Basel an sich kaufte, ein sehr altväterisches Ansehen hatte. Im Jahr 1722 fing dieser reiche Kaufmann an, dasselbe mit Pracht und

Geschmack neu aufzuführen und ihm alle die Annehmlichkeiten zu verschaffen, die nun Bottmingen als einen der edelsten Landsitze Basels auszeichnen. Von Herrn Martin Wenk sel., der es im Jahre 1790 um 50,000 Basler Pfunde erkauft hatte, war solches auf seinen Tochtermann den Dreierherrn und Oberst Wieland zu Basel erblich überkommen. Das Schloß ist mehrfach zerstört und von den Franzosen niedergebrannt worden.

Auch die nächste Station der Bahn, Oberwyl, ein katholisches Pfarrdorf mit ca. 1400 Einwohnern, im basellandschaftlichen Bezirk Arlesheim (das ganze basellandschaftliche Birsigthal gehört zum Bezirk Arlesheim; reformirt sind allein die Dörfer Binningen und Bottmingen, welche mit ihren Höfen (Gundoldingen, Holee ꝛc.) eine Pfarrgemeinde mit einer Seelenzahl von 5—6000 Einwohnern zählen. Gundoldingen war früher Rittersitz und ist historisch (z. B. Schlacht bei St. Jakob an der Birs) bekannt. Ebenso St. Margarethen, von wo der spätere König, damalige Graf Rudolf von Habsburg, Basel belagerte), am Birsigfluß, ist nicht ohne eine interessante, wenn auch nur lokale historische Vergangenheit. Ein recht beträchtliches Legat, das ein Bürger Namens J. Wehrlin im Jahre 1780 vermachte, wurde von dem damaligen Bischof von Basel (von Roggenbach) dem Spital in Delsberg einverleibt, ist aber später herausgegeben und den Bestimmungen des Testamentes gemäß über den ganzen Jura vertheilt worden. Ferner ist in neuerer Zeit das Jahr 1835 besonders bemerkenswerth. Die Oberwyler wollten sich einen eigenen Pfarrer wählen und lehnten den ihnen von der Regierung vorgeschlagenen Geistlichen, Namens Anaheim, energisch ab. Der damalige Statthalter brachte letztern aber in einer Staatskarosse persönlich nach Oberwyl, um ihn mit Gewalt in das Amt einzuführen. Die Oberwyler erwarteten Statthalter, Pfarrer und Staatskarosse vor dem Dorf, fielen den Pferden in die Zügel und lenkten einfach den Wagen wieder um. Der Statthalter schickte darauf fünf Landjäger mit dem Befehl, die Rädelsführer „lebendig oder todt" ihm einzuliefern, die erbosten Oberwyler schlugen aber vier Landjäger todt, während einer entkam. Hierauf wurde Oberwyl durch militärische Besatzung gebodigt.

Je weiter nun die Bahn in's Leimenthal eindringt, desto malerischer entrollt sich das Panorama. Gerade vor uns tritt der langgestreckte Rücken des jurasischen Blauens immer mächtiger hervor, östlich



schließt der Gempenstollen das prächtige Bild ab, in dessen Mittelgrund das weißschimmernde Arlesheim herübergrüßt, während ganz im Westen die Ruine der „Landskron“ am Bergeshorizont auftaucht. — Die nächste Station, Therwyl, ein freundlich wohl gebautes Pfarrdorf von ungefähr 1000 Einwohnern, liegt in der Mitte des basellandschaftlichen Birsigthales, 295 Meter über Meer. Im dreißigjährigen Kriege hat der Ort durch die Schweden arg gelitten. — Weiter führt die Bahn in fast schnurgerader Richtung nach Ettingen, hart am nördlichen Fuße des Blauens in einer fruchtbaren Feldmark. Bad Ettingen ist im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Basler. Es liegt 354 Meter über Meer und hat eine eisenhaltige Kalkquelle. — Bei Ettingen liegen verschiedene gute Steinbrüche und eine Reihe von Ruinen an der Blauen-Höhe. Eine gute Straße führt in das Birsthal bei Laufen bis zum Steinbruch, dann auf rauhem Feldweg bis zum Dorf Blauen, von da auf guter Poststraße nach Laufen. Die scharfe Bergeskante bildet die Grenze zwischen den Kantonen Basellandschaft und Bern. — Die Bahn wendet sich nun entschieden nach Westen, sie führt parallel laufend mit dem Blauen, ziemlich stark ansteigend, nach Witterswyl. Auf dem Wege dahin genießt man zur Rechten eine der prächtigsten Aussichten. In weiter Ferne, hoch in dem blauen Aether verschwimmend, erscheinen die malerischen Umrisse der Schwarzwaldberge, links der massive Müllheimer Blauen, weiter der schlanke Belchen und darüber hinaus die höchste Spitze des Schwarzwaldes, der beinahe 5500 Fuß hohe Feldberg (Rigikulm hat 6000 Pariser Fuß). Und unterhalb dieses Gebirgszuges, der Thalmulde folgend, reiht sich Ort an Ort, Hügel an Hügel, Baum an Baum; man überblickt von hier aus einen großen Theil des dichtbevölkerten Leimen- und Birsigthales.

Witterswyl, ein bereits im Kanton Solothurn befindliches katholisches Pfarrdorf, liegt auf fruchtbarem, Wein und treffliches Obst erzeugendem Boden. Die Kirche ist im Jahre 1641 erbaut. Die Pfarrei ist eine neue Stiftung der Gemeinde. Ihre Errichtung und Dotation geschah zu Anfang dieses Jahrhunderts (1808), nachdem vorher ein Konventual des Klosters Mariastein an bestimmten Tagen hier den Gottesdienst versehen hatte. Erwähnenswerth ist, daß man im Jahre 1832 auf eine Anzahl alter Gräber stieß, deren Ursprung um so räthselhafter blieb, als die Skelette auffallend tief abgeplattete Stirn-

beine zeigten. — Bei der Weiterfahrt nach dem nur 750 Meter entfernten Dorfe Bättwyl tritt der schon lange sichtbare Landskronberg immer mächtiger hervor, doch verschwindet die Ruine selbst bald hinter dem Gipfel des Vorberges. Hier hatte die Bahn einige Terrainschwierigkeiten zu überwinden und waren beim Bau verschiedene Felssprengungen vorzunehmen. Bald ist die Endstation Flühen, Dorf und hübsches Bad, erreicht. Das Wirthshaus nebst Badanstalt ist ein recht stattlich anzuschauender Bau mit 15 Logirzimmern. Die Badanstalt hat sechs Badekabinette mit je zwei hölzernen Wannen. Die reichlich fließende Therme hat eine ziemlich hohe Temperatur, ist eisenhaltig und enthält außerdem Kalk und Chlorüre. Obwohl die Lage von Flühen eine eingeengte ist, so ist der Aufenthalt daselbst doch sehr angenehm, weil die leicht ersteigbaren, benachbarten Berge die reizendsten Aussichten nach den blühenden Gefilden des Elsaß und der badischen Ebene bis weit zu den Vogesen und den Schwarzwälderbergen bieten. Flühen gehört zum bevölkerten Solothurner Dorf Hofstetten in romantischer Lage: gegen Nordwesten der Hofstetter Spitz, gegen Südwesten verschiedene Ausläufer des Blauen; 1/4 Stunde vom Dorfe ist eine interessante Schlucht (Beschreibung von Dr. med. Schneider in den „Basler Nachrichten"). Der Weg von Hofstetten nach Ettingen auf recht guter Fahrstraße führt Anfangs durch Tannenwald, bei verschiedenen Steinbrüchen vorbei und mündet im Bogen dicht beim Ettinger Bad. — Die Perle der ganzen Landschaft ist unstreitig die Ruine Landskron, auf deutschem Boden gelegen, 546 Meter über Meer. Unser Bild zeigt uns die Ruine von der Südseite, die Nordseite dahinter fällt ziemlich jäh in's Leimenthal ab. Die Häusergruppe im Vordergrunde heißt Tannwald; hier ist in dem der Ruine zunächst liegenden Hause der Schlüssel zu derselben zu haben. Die Trümmer dieser mächtigen Bergveste erstrecken sich über den langen, aber nicht allzu breiten Kalkgrat. Die Hauptwerke sind durch Laufgräben mit zwei starken Bastionen an den beiden Enden verbunden. Letztere wurden unter Ludwig XIV. nach Plänen Vauban's erbaut. Wohl keine Ruine umweht der Romantik Zauber in so hohem Grade als diese. Auf der Plattform des Thurmes, die durch Treppen bequem zugänglich und durch Geländer auf das Beste geschützt ist, eröffnet sich beim Heraustreten eine ebenso großartige wie liebliche Aussicht. Weit über die



Ruine Landskron.

rebengesegneten Fluren der oberrheinischen Ebene schweift der Blick, der im Norden und Nordwesten durch die fernen Höhenzüge des Schwarzwaldes und der Vogesen begrenzt wird. Das Panorama der scheinbar bunt durcheinander gewürfelten Ortschaften beginnt zu unseren Füßen mit dem stattlichen elsässischen Dorfe Leimen, dem sich nördlich und nordöstlich die zahlreichen Ortschaften des nach ihm benannten Thales anschließen. Nordöstlich erkennt man unschwer Basel's Thürme, die Stadt selbst, St. Chrischona. Die Stadt Müllheim, sowie an der äußersten Grenze des nördlichen Horizontes das Freiburger Münster werden bei hellem Wetter dem unbewaffneten Auge sichtbar. Dazwischen glitzert das silberblinkende, vielfach zergliederte Band des Rheinstroms hervor, und die hohen Essen seitwärts von demselben lassen die Lage Mülhausen's leicht erkennen. In der Geschichte der Burg werden zwei deutsche Kaiser genannt: Friedrich II., der sie 1215 einnahm und Maximilian I., welcher in der Erkenntniß ihrer Bedeutung für die damalige Zeit den Reichensteinern, die sie zu

Lehen hatten, 1400 Gulden gab, um sie aus den Mauersteinen des zerstörten Reineck neu zu erbauen. Ludwig XIV. erwarb das Schloß von dem Markgrafen von Baden-Durlach und machte es zu einer mächtigen, französischen Grenzfestung. Im deutschen Befreiungskriege 1813 wurde das Schloß von den Alliirten (Oesterreichern und Russen) beschossen und eingenommen und 1816 geschleift. —

Wie von den Zinnen der Burg nach Deutschland hinein die Aussicht eine wunderbare zu nennen ist, so auch, wenn man den Blick zurück wendet nach der Schweizer Seite zu. Hier erfreut sich das Auge an den malerischen Bergformen des Jura, der ganz im Vordergrunde mit dem waldgekrönten Blauen abschließt. — Fast in gleicher Höhe grüßt Mariastein herüber, das bekanntlich nach Einsiedeln und neben Engelberg der besuchteste Wallfahrtsort der Schweiz ist.

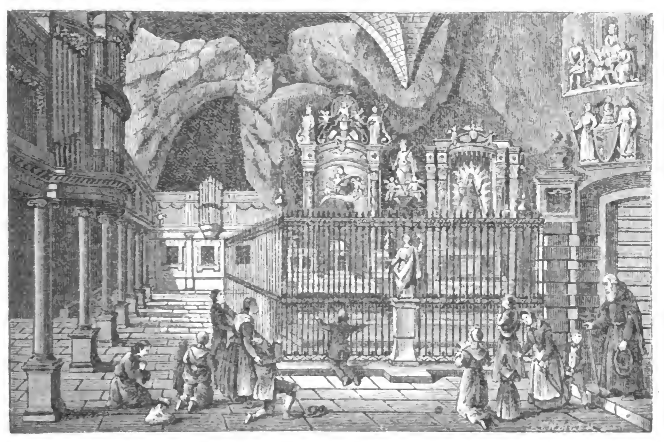


Mariastein Abtei.

Mariastein, 514 Meter über Meer, eine Benediktiner-Abtei, seit 1876 vom Kanton Solothurn säkularisirt, liegt auf einer Felsengrotte, welche eine wilde Schlucht beherrscht. Schon im Mittelalter stand hier eine Wallfahrtskapelle, welche ihre Gründung der wunderbaren Er-

haltung eines von der Höhe in die tiefe Schlucht hinabgestürzten, unbeschädigt gebliebenen Kindes verdankte und noch größeres Ansehen erhielt, als auch ein erwachsener Mann, Ritter Thüring Reich von Reichenstein, einmal ohne Schaden in die Tiefe stürzte. Das Kloster befand sich früher in Beinwyl und ward im Jahre 1648 hieher verlegt. Seit dem ersten Abte Fintan, einem energischen, aber etwas unruhigen Manne, werden 10 Aebte gezählt. Die schöne Aussicht bei der nahen St. Anna-Kapelle ist der Beachtung werth. Sehenswerth ist hier besonders die aus früheren Zeiten bekannte Gnadenkapelle in einer unter der Kirche befindlichen tiefen Felsengrotte, in welcher ein wunderwirkendes Liebfrauenbild Pilgrime aus der Nähe und Ferne anzieht, und die von 1821 auf 1825 auf das prächtigste erneuert wurde. Ein 190 Fuß langer Felsengang und eine Treppe von 65 Stufen führt in dieselbe hinab, wozu der Eingang sich in der Kirche befindet. Der Choraltar ist ein Geschenk von Ludwig XIV. von Frankreich. Im Revolutionskriege wurde derselbe geplündert, verwüstet und halb zerstört, die sehr reichhaltige Bibliothek verschleppt. Nachdem dann das Leimenthal, vermöge des Bündnisses von 1798, Frankreich anheimgefallen war, verkaufte die helvetische Regierung Maria-Stein an einen Franzosen, Namens Reibelt. Als die Mediationsakte den Ausgewanderten Rückkehr und Wiederbesitz gestatteten, bemühte sich der Abt, die verfallenen Gebäude so gut als möglich wieder herzustellen, so daß sie jetzt in recht gutem Stande sind. Die Bibliothek ist ziemlich reichhaltig, besonders an kunsthistorischen Werken, und wohl geordnet, zählt auch einige Seltenheiten. Das Vermögen des Klosters wird auf eine Million Franken geschätzt und steht unter der Staatskontrolle. —

Es kann nicht der Zweck dieses Artikels sein, eine ausführliche Beschreibung aller besuchens- und sehenswerthen Punkte der schönen Thalschaft zu geben; ich muß mich also hier lediglich auf den Hinweis auf mein Touristenbüchlein beschränken, welches eine detaillirte Beschreibung des ganzen Leimenthals und des Birseck enthält. Dagegen glaube ich heute keinen bessern Schluß zu finden, als wenn ich dem Punkte, der die gesammte Gegend beherrscht, dem Blauen, noch einige Worte widme. Hat man von Ettingen oder Hofstetten aus, zeitweise durch schönsten Buchenwald, endlich die luftige Höhe erklommen, so breitet sich zu unsern Füßen das liebliche Leimenthal in all' seiner



Mariastein (Inneres der Felsenkapelle).

Pracht und Herrlichkeit aus. Weiter geht es auf der Höhe des Berges durch schattigen Wald zum „Krämer" (732 Meter). So heißt die mit einem steinernen Kreuz bezeichnete Paßhöhe Ettingen-Laufenthal, ein prachtvoller Rastpunkt. Bald ist der Dreiländerstein (764 Meter) erreicht, d. h. die Landesmarke zwischen den drei Kantonen Bern, Baselland und Solothurn. Nachdem der Paß Hofstetten-Blauen-Dittingen (822 Meter) gekreuzt ist, tritt man auf steinigem Pfade aus dem Wald. Und nun, Wanderer, sieh um dich! — Im Nordwesten grüßen die Vogesen herüber, das Rheinthal mit glitzerndem Strom und schimmernden Ortschaften öffnet sich von der Elsässer Hardt bis nach Säckingen hinauf; Wiesen-, Birs- und Leimenthal liegen vor uns, wie auf einer blumendurchwirkten Landkarte, fast senkrecht in der Tiefe Hofstetten und Mariastein. Nach Süden Thal an Thal, Höhe an Höhe, vom Jura die hohe Winde, Vogelberg und Paßwang, und darüber die weiße Riesenmauer der Alpenkette, aus welcher das kundige Auge die Wetterhörner, Schreckhörner, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, Breithorn und andere Schneeriesen

des Berner Oberlandes leicht herauskennt. — Leider wird der Hochgenuß dieser Fernsicht vielfach durch die Ungunst der Witterung verleidet; denn gar oft setzt der Blauen seine Wolkenkappe auf. Wenn letztere aber nicht allzu dicht ist, so gewährt es einen eigenen Reiz, das Wogen und Wallen dieser Nebelmassen von dieser Höhe aus betrachten zu können, besonders in den ersten Morgenstunden eines schönen Frühlingstages. Früh ist Alles in dichten Nebel gehüllt, kaum erkennt man die nächsten Gegenstände. Es beginnt der Kampf zwischen dem leuchtenden Tagesgestirn und den finstern Dunstmassen. Wolken gehen über, neben und unter uns; sie stürmen heran, fegen über den Gipfel und entfliehen wieder mit unheimlicher Hast. Dazwischen erblickt man durch die Wolkenspalten über uns den azurblauen Himmelsdom, unter uns die buntschimmernde Landschaft. Der schönste Moment bricht an, wenn die Allmacht der Sonne Frieden gebietet: Die Wolken stürzen zu Boden, — bis zu endlosen Fernen liegt die erleuchtete Erde zu unseren Füßen.



Der Esel von St. Ursanne.

Nach **Dr. A. Quiquerez.** †

Eine Legende.

Man verleumdet sehr oft die Menschen, man spart aber auch nicht die Thiere. Der Esel ist eines der Thiere, das man am meisten quält, sei es mit der Sprache, sei es mit dem Stock. Er spottet seinerseits den Angriffen der Erstern, aber er fürchtet den zweiten. Seine Intelligenz ist oft größer, als man ihm gemeinhin zuschreibt. Ein Esel, der von seinem Meister wohl gepflegt wird, hängt demselben mit Liebe an, er kennt ihn, er bezeugt ihm seine Dankbarkeit, und ohne ihm die Liebkosungen zu machen, wie der Esel des Müllers in der Fabel, weiß er sich erkenntlich zu zeigen gegenüber der guten Behandlung, die man ihm angedeihen läßt. Er

unterscheidet die Stimme seines Meisters unter allen Andern, und ein gut erzogener Esel ist zu allem Guten fähig.

Der Einsiedler von St. Ursanne hat es erfahren. Er hatte zuerst einen Bären herangezogen und seiner Herrschaft dienstbar gemacht, dann den Menschen, und endlich einen Esel. Die Erziehung des Ersten, sagt man, habe in Folge des Charakters des Herrn Erfolg gehabt; man weiß nicht, wie die Erziehung des zweiten ausgefallen ist, aber der dritte machte Fortschritte. Es erlaubte ihm seine Disziplin, in der Gemeinde herum betteln zu gehen, während namentlich die Frauen vor dem Bär erschracken und lieber dem Grauchen etwas in seinen Terminirsack legten.

Der Ruf der Heiligkeit, den sich Ursanne erworben, zog ihm vielen Besuch zu; seine große Gutherzigkeit vermochte es nicht, Jemand zurückzuweisen, und namentlich waren es die Frauen, die gerne zu ihm kamen. Die Frauen hielten darauf, ihm ihren häuslichen Kummer, ihre kleinen Sünden und oft unbedeutende Geschichten zu erzählen. Einzelne wurden sogar so verliebt in ihre Beichtiger, daß diese sich kaum zu retten wußten.

Sankt Ursanne empfing seine Büßenden in einer Höhle, die weder Schloß noch Riegel hatte, noch eine Schranke zwischen sich und den Beichtenden; da ließ er den Esel zwischen die Parteien treten, wenn sie weiblich waren, und den Bär bei Männern, um jeder Versuchung zu begegnen.

Eines Tages, als St. Ursanne friedlich in seiner Höhle dem Gebete oblag, trat eine schöne junge Frau in seine Höhle, mit schwarzen Augen und prächtiger Kleidung. Bei dieser Erscheinung trat der Eremit um einen Schritt zurück und bedauerte lebhaft, daß sein Bär nicht anwesend war. Denn diese Frau hatte den Blick einer großen Sünderin, und in diesem Blicke täuschten sich der heilige Mann und sein Esel nicht. Sankt Ursanne wollte sie schon wegweisen, da fiel sie vor ihm auf die Kniee und bat ihn, daß er ihre Beichte höre. Er mußte sie anhören, denn wenn sie jüngern Beichtigern in die Hände gefallen wäre, würde die Gefahr noch weit größer gewesen sein. Er entschloß sich also, die schöne Sünderin zu hören und überlegte schon, welche Strafpredigt er über sie verhängen wollte. Er rief seinem Esel, der sich geduldig zwischen ihn und die Büßende stellte, nicht ohne mit furchtsamem Auge die Frau zu betrachten. Der Einsiedler lieh nun



das Ohr der schönen Büßerin, um ihr Sündenbekenntniß zu hören. Diese beichtete und rollte zuerst die kleinen Korallen ihres Paternosters ab und dann die großen, während ihrem Beichtiger der Schweiß auf der Stirne stand und der Esel mit aufmerksamem Ohr lauschte, was das junge Mädchen erzählte. Nach und nach wurde der Esel unruhig und fing an, zurückzuweichen. Diese Bewegung verrieth in ihm eine große Intelligenz und so sehr er gewohnt war, Bekenntnisse von Frauen zu hören, diese Beichte verursachte ihm gerechte Beängstigung. Vielleicht suchte der Teufel das Bekenntniß zurückzuhalten, um seine Beute nicht zu verlieren.

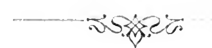
In der That zeigte die Büßende jetzt ein Widerstreben, mit ihrem Sündenbekenntniß fortzufahren und krümmte sich zu Füßen des Eremiten, der mit dem Aermel den Schweiß sich von der Stirne wischte. Er verlegte sich hierauf auf's Fragen, um ein vollständiges Bekenntniß zu erlangen. Er kam nach und nach dazu, aber die Sünden waren so groß, wie die Ohren des Heiligen und des Esels nie solche vernommen hatten.

Indessen streckte die Magdalena des siebenten Jahrhunderts ihre wohlgepflegte und heiße Hand über den Rücken des Esels hinüber und legte sie auf die gelbe und runzelige Hand des Heiligen. Bei dieser Berührung drehte sich St. Ursanne, wie wenn ihn eine Viper gestochen hätte und sein Bart sträubte sich. Die Berührung dieser Hand auf dem Rücken des Esels hatte für ihn die Wirkung eines glühenden Eisens. Waren es vielleicht die Krallen des Teufels, welche die Magdalena vermochten, ihm ihren Arm entgegen zu strecken? War es von Seite des Esels Eifersucht oder die Sorge für die Gefahr, die sein Meister lief? Wer weiß, was in dem Kopfe des Esels vor sich ging. Das ist sicher, daß er eine solche Unruhe empfand, daß er vor Schrecken ein klägliches Geschrei ausstieß; er trat zwei Schritte zurück, sprang auf das Fenster los, oder auf die Oeffnung, welche jenes hätte vorstellen sollen, und stürzte sich in den gähnenden Abgrund, der sich bei der Einsiedlerhöhle ausdehnt.

Seine fromme Entrüstung rettete ihn: so erzählt der Jesuit Sudnor, und eine Heilige hielt ihn, daß er nicht die Knochen an dem Felsen zerschellte. Er kam wunderbar gerettet auf dem Boden der Schlucht an. Nur die Ohren hatten eine bedauerliche Erinnerung an die Beichte der Magdalena erhalten, und er hütete sich, wieder zu solchem

Dienste sich verwenden zu lassen, wenn sündige Büßerinnen seinen Herrn um die Beichte ansprachen.

Der Begleiter des heiligen Ursanne ist ebenso berühmt geworden wie die Gesellschafter des heil. Antonius; man hat sie nicht heilig gesprochen, weil sie die Kosten nicht bezahlen konnten.



Die Grotte bei Réclère.

Vor einiger Zeit ist bei Réclère (hart an der französischen Grenze im Amtsbezirke Pruntrut) eine Tropfsteinhöhle entdeckt worden, die von allen Seiten Neugierige zuzieht. Der „Jura" erzählt von einem Besuche in der Grotte Folgendes:

Um zur Grotte zu gelangen, nimmt man die Straße, die von Réclère nach Vaufrey führt, ungefähr 1½ Kilometer. In nächster Nähe der französischen Grenze läßt der Führer uns nach rechts wenden und 150 Schritte von der Straße entfernt, sehen wir den Eingang der Höhle.

Er ist nicht breit, dieser Eingang. Stelle man sich einen Kamin von 15 Meter Breite vor und in diesem Kamin eine Leiter von ungefähr 50 Fuß und man hat ihn beschrieben. Zur Seite liest man die Inschrift: „Eintritt 1 Fr. pro Person. Unbedingtes Verbot, Steine wegzutragen." Wir steigen hinunter. Wir sind unten am Kamin angelangt, die Laternen werden angezündet und wir marschiren vorerst mit Vorsicht vorwärts, denn ein Abhang zeigt sich uns. Nach und nach wird man kühner und obschon man genöthigt ist, eine Laterne in der Hand zu halten, wird der Marsch sicherer und rascher.

Die Grotte macht folgenden Eindruck. Es ist ein ungeheurer Fächer, dessen Mittelpunkt am Fuße des Kamins sich befindet. Je mehr man sich vorwärts bewegt, desto mehr steigt man abwärts. Dank dieser Konfiguration findet man den Rückweg leicht, man braucht nur zu steigen.

In seinem Ganzen betrachtet und alle geologischen Rücksichten bei Seite gesetzt, will uns der Boden der Höhle wie ein ungeheurer Erdrutsch vorkommen, ein Gemenge von Steinen, die einen über die andern geworfen. Auf diesem ungleichartigen Boden heben sich zahllose Stalagmiten von verschiedener Form und Größe ab, die einen gewöhnlich, die andern prachtvoll. Die Stalaktiten sind weniger zahlreich. Die Höhle mißt ungefähr 1600 Meter in der Länge, 600 Meter in der Breite und ist an einzelnen Orten 20, an andern 15, 10 und 4 Meter hoch.

Ganz, im Hintergrunde, auf der äußersten rechten Seite (von der Leiter aus genommen) begegnet man einer Tropfsteinformation, welche der „große Tempel" heißt. In der Mitte der Höhle befindet sich ein Miniatur-See mit klarem Wasser, wie es von den Felsen fließt. Gegen den Hintergrund und den See beherrschend erhebt sich eine Art Altar und auf der andern Seite des Sees bezeichnen drei prachtvolle Säulen den Eingang in den Tempel. Bei bengalischem Licht ist der Anblick des Ganzen ein wundervoller.

Wenn man von da den Weg verfolgt, sieht man zwei bis drei Stalaktiten, die einen Vorhang, eine Draperie bilden, welche die Wand verhüllt. Weiterhin begegnet man einer Reihe von Pfeilern, von mächtigem und großartigem Eindruck. Von da steigt man links hinauf und wir finden die „Kanzel".

Verfolgt man den Rand des Fächers, so hat man Gelegenheit, eine Säule von großer Schönheit zu bewundern; sie hat 3 bis 4 Meter Höhe und scheint von Menschenhänden aus weißem Marmor gemeißelt zu sein. Wir kommen schließlich zur äußersten Linken und auch hier finden wir eine Anzahl Säulen aus einem indischen Tempel: wir heißen diese den „kleinen Tempel".

Aber lassen wir den Besuchern die Freude, alle diese Entdeckungen selbst zu machen, uns will es genügen, auf sie hingewiesen zu haben. Im Innern der Grotte herrscht eine milde und angenehme Temperatur, man athmet frei und ungehindert und wenn man auch mehrere Stunden darin zubringt. Damen können die Grotte ganz gut begehen. Wenn man wieder den Abhang hinan steigt, so bemerkt man eine Frische der Temperatur, ein schwacher Lichtstrahl dringt herein: wir sind an der Leiter. Während wir an derselben hinauf

steigen, bemerken wir, daß die Wände mit grünem weichen Moos bewachsen sind.

Wir sind an's Tageslicht gelangt und kehren nach Réclère zurück, froh des genossenen Anblicks.



Zur Etymologie des Wortes „Waggis“.

Die „Gartenlaube“ brachte im Jahre 1877 eine Erklärung des elsässischen Schimpfwortes „Waggis“, die zu verschiedenen Deutungen Anlaß gegeben hat. Die Stelle lautet wörtlich folgendermaßen:

„Das Elsaß ist, wie kein zweites Land, äußerst reich an Provinzialismen, welche für uns Norddeutsche schwer zu verstehen und noch schwerer zu erklären sind. Hievon nur ein Beispiel. Will der Elsässer einen Gegner zum Streit veranlassen, so ruft er ihm zu: Wax! (bisweilen auch wox). Es scheint dies eine Art Herausforderung zu sein. Lange hat man keine Erklärung dieses fremdklingenden Wortes gefunden; es ist aber jetzt festgestellt, daß es eine Zusammenziehung der beiden Worte: Wage es (mich anzugreifen, mir nahe zu treten u. s. w.) ist. Es ist somit das Wort Wax nicht zu den Substantiven, wie sehr oft behauptet wird, sondern zu den Ausrufs- (Empfindungs-)wörtern oder Interjektionen zu rechnen.“

Darauf antwortet ein Einsender in den „Basler Nachrichten“: Man weiß wirklich nicht, was bei diesem Sprachkundigen mehr zu bewundern ist: die Erfindungsgabe oder die Unverfrorenheit, mit der er seine Hirngespinnste dem Publikum auftischt. Da aber sehr viele Elsässer selber nicht wissen, woher der „Waggis“ stammt, so folgt hier die „richtige“ Erklärung: Die Bewohner des „Wasgaues“ oder der Vogesen wurden nach dem Gebirge Wasgauer genannt. Aus Wasgauer entstand unser jetziges Woggis oder Waggis. Da aber jenes Kulturvolk nicht sonderlich von der Kultur beleckt wurde, über-



haupt als Holzfäller und Kohlenbrenner sich etwas rauhe Sitten angeeignet hatten, so wurde Waggis identisch mit einem rohen, ungebildeten Menschen.

Ein anderer Beurtheiler des Wortes Waggis sagt, daß das Wort von Vagus herstamme, einer vormals gerichtlichen Bezeichnung, die Landstreicher, Strolch bedeute, wie auch der im Elsaß ebenfalls sehr beliebte synonyme Ausdruck ähnlichen Ursprungs „Wackebum“ (von Vagabundus, Vagabond).

Mit dieser Ansicht stimmt ein Elsässer in den „Basler Nachrichten“ mit überein, indem er sagt: Vagabund ist der Stammvater von „Waggis“. Im Nieder-Elsaß (Straßburg), wo man, wie überall im Zorne, leicht einige Konsonanten verschluckt und gerne abkürzt (damit der andere desto schneller weiß, was man von ihm denkt), wurde daraus „Waggebum“; mit der Zeit wurden zornige Leute noch praktischer und betitelten denjenigen, der seinen Zorn und seine Verachtung empfinden sollte, einfach mit „Wagges“, — im Ober-Elsaß (Mülhausen) Waggis.

Das Wort „Wagges“ ist erst in den Dreißiger Jahren entstanden, da es weder im Pfingstmontag, noch im Lustspiel Daniel, noch in den ältern Fraubasengesprächen, noch im elsässischen Neujahrsbüchlein vom Vetter Daniel vorkommt. Im Drucke erscheint es zuerst am Ende der Dreißiger Jahre und zwar in einem humoristischen französischen Sittenbilde: Physionomie du Wagges, in Dannbach's „Wochenblatt“. Die Endsilbe „es“ gibt dem Worte eine verächtliche oder tadelnde Bedeutung, die sich auch in andern Ausdrücken zeigt, wie in: Sozies oder Zozies, Haschges, Staches, Bingges u. s. w.



Lieder vom Breisgau.

Von Karl Muser. *

Badenweiler.

Ein Stück Italien unter deutschem Himmel.

Komm und schau!
Nicht mit Worten, nicht in Bildern,
Kann ich Deinen Liebreiz schildern,
Weltberühmter Badeort!
Nicht genug kann ich hier oben,
Deine große Schönheit loben,
Deiner Quellen Segenshort.
Komm und schau',
Hier ein Stück von Südens Au,
Lieblich spendend reine Luft,
Blüthenhauch und Waldesduft.

Komm und schau!
Stumm nur kann ich Dir vom Berge,
Zeigen all' die Wunderwerke
Der hier thronenden Natur;
„O wer könnt' in würd'gen Weisen
Deinen Waldesfrieden preisen?"
„Seh'n" — und „Fühlen"! kann man's nur.
Komm und schau',
Hier ein Stück von Südens Au,
Lieblich spendend reine Luft,
Blüthenhauch und Waldesduft.

Komm und schau!
All' die wohnlich trauten Stätten,
Schöner Villen lange Ketten,
Uns'rer Gasthöf' Eleganz;
Suche da Genuß und Pflege!

* Blumen am Wege. Gedichte in Schriftsprache und alemannischer Mundart. Von Karl Muser. Müllheim, Selbstverlag.

Badenweiler, aller Wege,
Bietet Dir der Schönheit Kranz.
Komm und schau',
Hier ein Stück von Südens Au,
Lieblich spendend reine Luft,
Blüthenhauch und Waldesduft.

Bürgeln.

1871.

Zueignung.

Der Hebel selig wirds nit übel neh,
Wenn ich-si Liedli: „Z'Bürgle uf der Höh',"
Um etlich' Versli noh vermehre thue,
Isch's doch als riefti sanft si Geist mir zu:
„Faß ordli zemme, was dir 's Herz erfüllt
Un schaff's für d'Jezzit zue me ganze Bild;
Di schwach Talent soll dir kei Hind'rig si,
Sei nur getrost, — i gib d'rs ordli i.

Z' Bürgle uf der Höh,
Ei! — was cha me seh?
D' Frau Natur in Früehligstracht,
Wie si g'chleidet isch voll Pracht,
Was me schön's cha seh!

Wu me ane blickt,
Wird eim 's Herz entzückt;
D' Landschaft lacht eim a voll Freud';
's isch e Bild der Lieblichkeit,
Wu me ane blickt.

Ueb'ral Sunntigrueh!
Luege abezue,
D'Rebe grüne scho am Buck,
Feld un Matte stehn im Schmuck
In d'r Sunntigrueh.

Herrlich Schöpfungswerk!
Luege z'rück in d' Berg,
Wie do stolz der Schwarzwald stoht,
Wie em hübsch si Grünrock goht,
O, die schöne Berg!

Dört der Thurmkoloß,
's Suseberger Schloß,
Mahnt eim an die alti Zit,
's Fustrecht und der Ritter Strit,
's Suseberger Schloß.

Südwärts, — nebesits
Lit die schöni Schwiz.
D' Ussicht dörthi isch nit klor,
's trüebt sie grad e Nebelflor,
D' Ussicht no d'r Schwiz.

Westwärts grüßt der Rhi!
's wird eim warm derbi,
's Elsis un d' Vogesenwand,
Sin jez wieder ditsches Land;
's wird eim warm derbi.

Schlößli uf der Höh',
's goht an's Abschiedneh.
Adje Bürgle, leb denn wohl!
Gern chum i en andermol,
Schlößli uf der Höh'!"

Blauen.

Klein Rigi,* Berg des Schwarzwalds,
So luftig, frisch, als mild,
Du zeigst uns zwar hier oben
Kein solches Landschaftsbild,

* Blauen im Volksmund: Rigi des Schwarzwald.



Wie dort dein größ'rer Bruder;
Frei seßhaft bei Luzern;
Und dennoch zählst du Freunde,
Recht viele, — nah und fern.

Wie lieblich mir zu Füßen
Liegst du mein Heimathland!
Durch dessen Ebene schlängelt
Des Rheines Silberband.
Hier grüßen Flur und Reben,
Mit Auen, waldbekränzt,
Da schmucke Städt' und Dörfer
Von Sonnengold umglänzt.

In tiefem Zuge athmen
Wir ein den Tannenduft;
Es küßt uns roth die Wangen
Die frische Bergesluft;
Frisch stärkt uns Brust und Nerven
Der würz'ge Hauch vom Wald;
Gern wählt man drum das Rasthaus
Zu längerm Aufenthalt.

Wenn dann der Sommerabend
Sich sanft hernieder neigt,
Und fernes Alpenglühen,
Dem frohen Blick sich zeigt,
Wenn nächtlich dunkler Schatten
Deckt rings die Gegend zu,
Wie lieblich ist hier oben
Die stille Abendruh!



Der Antheil Basels
an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts.*

Von **Dr. Albert Geßler.**

Wenn es ein Zug der Zeit ist, daß bald jedes Gemeinwesen von irgend welcher Bedeutung die Aeußerungen seines Lebens in geschichtlicher Vergangenheit darstellt, so mag es wohl auch gestattet sein, für Basel, einen Ort, der im XVI. Jahrhundert in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht in hoher Blüthe stand, die Beziehungen zu einem Gebiete des Geistes aufzusuchen, welches seit dem Erwachen des Interesses an der Geschichte des Geistes überhaupt schon so viele hervorragende Menschen beschäftigt hat: zur deutschen Literatur. Wohl liegt die eigentliche Bedeutung Basels im XVI. Jahrhundert nicht in den Beiträgen, um die es die deutsche Literatur bereichert hat. Es sind seine lateinisch schreibenden Humanisten, es sind seine Reformatoren, seine Rechtsgelehrten, seine Aerzte, seine Drucker, vor Allem sein Künstler Holbein gewesen, welche den Namen unserer Stadt berühmt gemacht haben in einer Zeit, da Deutschland und mit ihm Basel sich zu jener Geistesfreiheit aufschwang, die heute noch seine höchste Zier ist. Aber sollte in der Epoche, in der mit diesem Geiste, dem Geiste der Renaissance und der Reformation die deutsche Literatur sich neu erhob, in der Zeit, da eine über den vielverzweigten, einander oft unverständlichen Mundarten stehende Sprache zur Dienerin dieses Geistes geschaffen wurde, sollte da nicht auch der so regsamen eidgenössischen Stadt am Rheine ein Antheil an diesem neu erwachenden Leben der Literatur zufallen? Freilich. Je und je sind ja auch die großen Thatsachen der deutschen Geschichte hier, in dem für das Herantreten äußerer Einflüsse so günstig am Eingange in das Elsaß gelegenen Basel fühlbar gewesen und haben deutlich oder weniger erkennbar ihre Spuren in der inneren und äußeren

* Die Anmerkungen zu den folgenden Erörterungen finden sich am Schlusse der Arbeit vereinigt; fortlaufende Nummern verweisen auf dieselben.

Entwicklung des Gemeinwesens zurückgelassen. Gerade so läßt sich für das XVI. Jahrhundert der ganze Gang der deutschen Literatur auch hier wahrnehmen. An einzelnen Stellen tritt sogar Basel selbst als eigentliche Leiterin dieser Literatur auf, an andern ist der allgemeine Zug des Geistes, der die Literatur Deutschlands beherrschte, nur in Erzeugnissen von mittlerem Werthe zu erkennen. Die Eigenheiten des Jahrhunderts, sein Drängen nach Großem, das massenhafte Ansammeln von zum Theil neuem poetischem Gute, welches aber noch nicht recht verwerthet werden kann, weil die an der Literatur thätigen Menschen ihre Kräfte noch zu sehr zersplittern, Alles das bietet sich dem Auge eines Beobachters auch in Basel dar. Auch hier sehen wir, wie Anfangs die Literatur nur von Gelehrten gepflegt wird, wie sie aber dann allmälig aus den Händen der Humanisten durch das Mittel des in Basel in höchster Blüthe stehenden Buchdrucks in diejenigen des Volkes geleitet wird. Große Kunstwerke kommen in Basel so wenig wie im übrigen Deutschland zu Stande. Die Derbheit, ja die Grobheit sind hier wie dort das Merkmal der Zeit; aber hier wie dort lassen sich doch auch schon Keime erkennen, aus denen die neue deutsche Literatur erwachsen ist.

Das beginnende XVI. Jahrhundert traf die Dichtkunst in den Händen der Gelehrten an. Sie warf darum nur selten das Gewand ab, welches alle Geisteserzeugnisse jener Zeit trugen, die lateinische Sprache. Sie stand deshalb auch der großen Masse des Volks gänzlich fern. Aber nicht nur da, wo dieses Hinderniß die Wirkung der Dichter auf weitere Kreise unmöglich machte, ging der Poesie die Kraft ab, durch welche sie auf ein ganzes Volk hätte wirken können: auch wenn sie einmal deutsch war, war sie einseitig gelehrt, beschränkt schulmeisterhaft. Dies zeigt uns schon ein Blick in dasjenige Werk, welches ich als den ersten Beitrag Basels zur Literatur des XVI. Jahrhunderts bezeichnen möchte, Brants „Narrenschiff“.[1] Der Verfasser ist zwar der Geburt nach kein Basler, sondern ein Straßburger; er ist in Straßburg 1457 oder 1458 geboren und ist auch dort 1521 gestorben, nachdem er noch zwanzig Jahre lang seiner Vaterstadt als Stadtschreiber gedient hatte. Aber seine beste und fruchtbarste Zeit hat er in Basel zugebracht, an dessen Universität er 1475 immatrikulirt, 1477 zum Baccalaureus, 1483 zum Licentiaten und 1485 zum Dr. juris ernannt worden ist.[2] In Basels Mauern hat Brant auch viele

seiner kleinen Schriften verfaßt. Es sind dies empfehlende Verse, Widmungen und Vorberichte für Bücher Anderer, Erneuerungen wie die des „Freidank", Uebersetzungen in deutsche Verse, so diejenige der Sittenlehren Cato's. Vor Allem aber hat er hier sein Hauptwerk, das „Narrenschiff", geschrieben, welches bei Joh. Bergmann v. Olpe im Jahre 1494 erschienen ist. Diesem Datum nach gehört das „Narrenschiff" noch in das XV. Jahrhundert; ich nenne seinen Dichter aber unter denjenigen des XVI., weil der Geist, welchem das „Narrenschiff" seine Entstehung verdankte, durch dieses ganze Jahrhundert fortgewirkt hat, weil „sein Einfluß", wie Wackernagel sagt,[3] „Menschenalter entlang die meiste Didaxis der Gelehrten mit einer bitteren, scharfen, verachtungsvollen Satire tränkte."[4] Brants Werk ist in Versen geschrieben, aber es ist trotzdem kaum Poesie zu nennen; es ist gereimte Prosa, eine Zusammenfassung lehrhafter Sprüche, die sich zu einem nur scheinbaren Ganzen aneinander reihen: die mehr als hundert Narren, die da über Schlauraffenland nach Narragonien segeln, sind wie zufällig auf dem Schiffe zusammengeordnet. Schon früher waren Bilder einzelner Narren mit kurzen Reimzeilen durch's Land gegangen, ja auch die Vorstellung eines Schiffes voll Narren mochte dem Volke geläufig sein, und nur die Zusammenfassung aller Arten von Narren ist Brant's Verdienst. Ein Narr ist nun aber für Brant nicht nur der Mensch, der eine Sache übertreibt, wie der Büchernarr, der Geiznarr, der Sorgennarr, der Studiennarr u. s. w., sondern Narr ist ihm auch im biblischen Sinne der Gottlose; darum werden neben den Thorheiten auch die Laster gegeißelt. Aber, wie gesagt, ein einheitlicher Ton herrscht nicht in dem Ganzen; die Satire einerseits, die Lehre andrerseits werden stückweise vorgetragen, und die Gestalten werden einzeln an uns vorübergeführt wie in einem Fastnachtspiele. Wenn die Narren Brants selbstredend aufträten, wenn etwa noch eine erklärende oder belustigende Person eingefügt wäre, so hätten wir in Brants Dichtung geradezu ein Fastnachtspiel, und diese hätte so vielleicht eher auf das Volk gewirkt. Wie es aber vor uns liegt, ist es das Werk eines Gelehrten für Gelehrte und ist auch wohl meist nur von solchen gelesen worden, denn den Weltruhm, den es erlangte, verdankte es zumeist lateinischen Uebersetzungen.[5] Wichtig aber ist es für uns, weil sein Grundzug derjenige aller erleuchteten Geister jener Zeit, eine gewisse Bitterkeit,

eine Unzufriedenheit mit den verdorbenen Verhältnissen alles Lebens, namentlich auch der Kirche ist, obschon Brant einer völligen Erneuerung der letzteren noch gar nicht das Wort redete, sondern eher einen Widerwillen gegen den Reformationsgedanken empfand, der „ringsum schon in schwüler Luft lag“ (Wackernagel.)

Wir haben das „Narrenschiff“ einem Fastnachtspiele verglichen. Dieses Fastnachtspiel war die Dichtungsgattung, welche im XV. Jahrhundert am allgemeinsten gepflegt worden war und welche am Anfange des XVI. noch in Basel eine Stätte finden sollte und zwar in veredelter Form. Als die Fastnachtspiele[6] in Nürnberg entstanden, war es auch ihr Zweck, die Schäden der Zeit darzustellen, aber weniger, um sie zu bessern, als um die zuschauenden Bürger zum Lachen zu reizen. Die Ausführung war eine äußerst einfache; roh wie der Stoff war die Kunstform, in die er gegossen wurde. Die auftretenden Gestalten waren typische Figuren, die möglichst prosaisch, ohne jeden Schmuck der Rede, in denselben dürren Reimpaaren, in denen Brant sein Werk verfaßt hatte, ihre polternden Schimpfreden hören ließen. Von Nürnberg aus sind die Fastnachtspiele über ganz Deutschland gegangen, ohne den geschilderten Charakter zu ändern. In Basel aber hat sich dann ein Dichter ihrer angenommen, unter dessen Hand sie mehr geworden sind als eine Sammlung von Unfläthereien. Dieser Dichter war Pamphilus Gengenbach.[7] Ueber sein Leben wissen wir nicht viel.[8] Er war Buchdrucker, wahrscheinlich Basler Ursprungs, und dichtete und druckte zwischen 1509 und 1523. Datirte Drucke von ihm giebt es seit 1513.[9] Aus seinen Werken, die er selbst gedruckt hat, erfahren wir, daß er aus einem guten Anhänger des alten Glaubens ein eifriger Verfechter der Reformation geworden ist. Seine Drucke sind ferner mit Holzschnitten geschmückt, die wahrscheinlich von ihm selbst herrühren. In seinen Schriften hat Gengenbach die verschiedensten Gattungen der Literatur gepflegt, aber das Bedeutendste sind wohl seine drei Fastnachtspiele, die schon dadurch vor allem Andern hervortreten, was in dieser Art geleistet worden ist, daß sie nicht mehr für die enge Darstellung im Hause eines Bürgers oder auf der Zunftstube berechnet, sondern draußen in der Mitte des öffentlichen Lebens gegeben worden sind. Noch weiter aber schreiten die Spiele Gengenbachs dadurch vorwärts, daß sie in der unverkennbaren Absicht geschrieben sind, mit der Schilderung von Zuständen der Gegenwart

moralisch, ja sogar politisch bildend zu wirken. Wohl werden sie noch zur Fastnacht, zur Zeit der Narrheit und der derbsten Belustigungen aufgeführt, aber sie sind doch alle durchaus ernst und geben ihrem Dichter das Zeugniß eines Mannes, der, wiewohl kaum ein Gelehrter wie Sebastian Brant, es besser als dieser verstand, das Volk zu fesseln und auf einfacherem Wege die Lehren des Guten zu verkündigen. Gengenbachs Stücke fallen in die Jahre 1515 bis 1519. Das eine handelt von den „X Altern dyser welt" und ist etwa um 1515 „von etlichen ersamen und geschickten Burgeren eir loblichen stat Basel uff der herren fastnacht" gespielt worden. Es dramatisirt die bekannten Verse: „X jor ein Kind," „XX jor ein Jüngling," „XXX jor ein man," XL jor still stan," „L jor wolgethon," „LX jor abgon," „LXX jor die seel bewar," „LXXX jor der welt narr," „XC jor der kinder spot," „C jor gnod dir got." Alle zehn Alter schreiten an einem frommen Einsiedel vorüber, der Jeden zu besserem Wandel ermahnt. Sie haben es alle nöthig, denn

„All uppigkait thůt jetz uff stohn,
„Sicht man bim kind bis an den alten,
Wie sich ein jeder jetzt thůt halten."

Siebzig Zeilen geht es in diesem Tone;

„Leider es niemandt zů hertzen godt;"

denn schon das Kind sagt ihm:

„Wie solt ich mich anders erzaigen;
„Nach miner art thůn ich mich naigen:
„Vatter und můter schlach ich nach,
Zů aller boshait ist mir gach."

Auch der Jüngling thut nichts Gutes:

„Die tugendt die ich leer und kan,
„Ich dir gar bald erzellet han:
„Spilen, prassen, frolich sin
„Und sitzen tag und nacht bim win,
„Vatter und můter bößlich das ir verzeren,
Das sind die tugendt, die ich leren."

Diese, wie alle folgenden Alter warnt der Einsiedel und droht zuletzt gewaltig mit dem jüngsten Tage, wenn man ihm nicht Folge leiste; aber alle Alter, alle Stände, auch der geistliche, verharren bei ihrem bösen Treiben. Zum Schluß wird vom Dichter angegeben, daß er nach schon vorhandenem Gute gearbeitet habe. Gengenbachs Stück

scheint überall Anklang gefunden zu haben, denn es sind dreizehn Nachdrücke der „X Alter“ bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts bekannt,[10] ein Beweis, daß der Basler Drucker in seinen Schriften über viele seiner Zeitgenossen herausragte, ja daß man ihn vielleicht gar für einen großen Dichter hielt. Dies ist er nun keineswegs, denn seine Figuren sind steif und eckig; sie stehen in diesem Stücke um den Einsiedel herum, wie wenn sie zu den grob gearbeiteten Holzschnitten gehörten, die aus jener Zeit bekannt sind. Auch noch Gengenbachs im Jahre 1517 aufgeführter „Nollhart“ weist eine im Mittelpunkte stehende Person auf, eben den Nollhart, d. h. einen Lollharden, einen von der Welt in beschauliche Zurückgezogenheit getretenen Laien. Um diesen gruppiren sich die verschiedenen Stände der Welt. Der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke, der Eidgenosse, der Landsknecht Bruder Veit, „der so vyl witwen weisen macht“, und zuletzt der Jude fragen nach der Zukunft und erhalten als Bescheid Weissagungen, welche schon im Jahre 1488 als die „Prophezeihungen Sancti Medardi und Nollharti“ erschienen waren.[11] Theils giebt diese Antworten der Bruder Nollhart selbst, theils läßt er sie von seinen Gewährsleuten, von Brigitta, der Tochter eines Schwedenkönigs, von der cumäischen Sybille und von Bischof Methodius ertheilen. Niemand außer dem Kaiser ist mit seiner Antwort zufrieden:

„aller gwalt uff erden wirt abgon,
allein das Römisch reich bleibt ston,“

sagt Brigitta dem Kaiser, der, wie alle andern, mit der Weisheit der Propheten und der Offenbarung Johannis getröstet wird. Das Ganze ist etwas trocken, und das Einzige, was etwa erfreut, ist der sonst in der Zeit wenig vorhandene, namentlich in Fastnachtspielen nie auftretende Ernst der Gesinnung, welcher der Grundzug aller Gengenbach'schen Werke ist. Das eigentlichste Fastnachtspiel dieses Dichters ist nun aber die „Gauchmatt“, welche im Jahre 1516 von den Basler Bürgern gespielt worden ist. In diesem Gedichte wird namentlich der Ehebruch scharf getadelt, und das Ganze ist gegen eine Schrift gerichtet, welche die Unkeuschheit für sündlos erklärt hatte. In Gengenbachs Stück, um dessen Verfassung der Dichter angegangen worden war, tritt zuerst Venus auf mit Scepter und Reichsapfel, dann Cupido mit Pfeil und Bogen; ein Hofmeister stellt den schon seit früherer Zeit im Fastnachtspiel gebräuch-

lichen Herold dar. Ein Narr und zwei Damen von zweifelhafter Tugend, Circis und Paläſtra, vervollſtändigen den Hofſtaat der Liebesgöttin. Dieſe rühmt ſich, wie ſie die ganze Welt inne habe und läßt verkünden, daß ſie auch in Baſel eine Gauchmatt halten, d. h. eine Wieſe bezeichnen wolle, auf der ſich alle Arten von Gäuchen,[12] d. h. Weibernarren verſammeln ſollen. Jung und Alt, Reich und Arm, Krumm und Lahm, Kropficht und Ungeſtalt, Herren und wüſte Bauern werden geladen, ja auch was den Kohlenberg bewohne, das Bettler- und Landſtreichervolk, und Cupido verſpricht, die Gäuche ſo zu treffen, daß ſie Vernunft und Witz verlieren ſollen. Nach einander treten nun auf ein ſchöner Jüngling, ein Ehemann, ein Krieger, ein Gelehrter, ein alter Gauch und ein Bauer, denen allen der thorhütende Narr Weisheit predigt. Aber Alle ſind unverbeſſerlich, werden darum zum Narren gehalten, ihres Gutes, ſelbſt ihrer Kleider beraubt, mit der Gauchs- d. h. Kukuksfeder geſchmückt und mit Schimpf entlaſſen. Eine Prügelei zwiſchen Bauer und Bäuerin ſchließt draſtiſch wirkend ab. Der Hofmeiſter bemerkt noch, daß Frau Venus der Anſicht ſei, in Baſel ſei man nicht wider ſie; ſie wolle deshalb eine Zeitlang ihr Weſen in der luſtigen Stadt treiben, ſie habe darum da Wohnung genommen:

„Zů Baſel in der Malentz gaſſen
„Do hat ſich fraw Venus nider glaſſen
„Mit iren töchtern jung und alt.
„Drumb wer jemantz der ir begert,
„Der wirt gar früntlich von in gwärt:
„Jung, alt, münch und pfaffen,
Was gern godt uff der gouchmat gaffen.“

Doch ermahnend ſchließt er dann ſeine Rede:

„Wer jemandts, den es wurd verdrieſſen,
„Der laß vom eebruch, iſt mein rot;
„Lig nit dinn, wie ein ſu im kot,
„Wie wol es jetz iſt ganz gemein:
„Es thůntz die leien nit allein,
„Sunder ouch die geiſtlichen in den orden
Sind alſo unverſchampt jetz worden.“

Wir ſehen da, es ſtand in Baſel nicht beſſer als anderswo, und die Lokalſatire Gengenbachs mag wohl berechtigt geweſen ſein; man ſieht ihr übrigens, ſo grob ſie hier manchmal auftritt, an, daß ſie aus einer Seele kam, welche die Nothwendigkeit einer Beſſerung aller Zu-

stände, namentlich auch der Kirche als dringend erkannte.[13] In diesen Fastnachtspielen Gengenbachs treffen wir die ersten Spuren eines Baslerischen Theaters, und in der deutschen Literatur sind sie die ersten weltlichen Dramen, die gedruckt wurden. Aber nicht nur als Dichter von Fastnachtspielen ist Gengenbach thätig gewesen, er hat auch in Form von Meistergesängen landläufige Erzählungen, dann auch Begebenheiten der zeitgenössischen Geschichte behandelt. Von einer Basler Meistersängerschule ist freilich weiter nichts bekannt als die paar Gengenbach'schen Lieder; es muß aber doch eine Sängerschule hier bestanden haben, und wie leicht kann sich eine solche an den schon halb bürgerlichen Sänger Konrad von Würzburg[14] angeschlossen haben, der in Basel lebte und starb. Ueberall hat ja der Meistergesang seinen Ausgang von den letzten Vertretern des ritterlichen Minnesanges genommen, und wahrlich, Konrad von Würzburg wäre nicht der Schlechtesten einer gewesen. Das eine Meisterlied Gengenbachs schildert uns aus einer Zeit, da der Verfasser noch guter Katholik war, die Verspottung eines Marienbildes durch fünf schnöde Juden im Hennegau; der Hauptthäter, der das Marienbild durchstochen haben soll, so daß es blutete, wird gefoltert und erbietet sich zum Gottesurtheil mit einem Schmied, der ihn überwindet. Der Jude wird zwischen zwei Hunden an den Füßen aufgehängt. Grimmiger Judenhaß ist der Grundton dieses Gedichtes. Im zweiten Lied wird ein im Mai 1517 zu Berlin verübtes Schelmenstück von drei Gesellen erzählt, die sich in Tod, Teufel und Engel verkleideten und die als Betrüger am Galgen endeten. In mehr volksmäßigen Liedern stellte Gengenbach historische Ereignisse dar, so den Krieg zwischen Frankreich und Venedig und die Schlacht von Agnadello am 14. Mai 1509. Ob auch die bei Gengenbach gedruckten Lieder von der Schlacht bei Terouenne zwischen Max I. und den Franzosen am 22. Aug. 1513 und auf die Schlacht von Novara vom 24. Juni 1513 von ihm verfaßt sind, ist nicht sicher. Jedenfalls aber rührt von ihm her „der alte Eidgenoß", die Mahnung eines alten Schweizers an einen Jungen, zur Einfachheit der Väter zurückzukehren und sich nicht in die Streitigkeiten der Fürsten einzulassen, Rathschläge, welche der junge jedoch verachtet. Das Gedicht ist, wie Bartsch glaubt, „jedenfalls mit durch die Schlacht von Novara veranlaßt worden, in welcher fünfzehnhundert Schweizer im Dienste von Max Sforza gefallen waren".[15] Gengenbachs Ge-

dicht „der welsch Fluß" bezieht sich sodann auf die italienischen Zustände und ist in die Form eines Kartenspieles gekleidet:

„Flüßliß heiß ich ein nüwes spil,
Darin brucht man der untrew vyl."

Die im französisch-italienischen Kriege Betheiligten treten darin wie Kartenspieler auf: jeder giebt oder nimmt seine Karte mit einem epigrammatischen Spruche. In Prosa veröffentlichte er den „Bundschuh", die Geschichte eines Bauernaufstandes im Breisgau unter Jost Fritz und Jakob Huser. Der Schilderung schickt er ein Gedicht voran, in welchem unter Anführung zahlreicher biblischer Beispiele zum Gehorsam gegen Obrigkeit, Adel und Priesterschaft ermahnt wird. Im „liber vagatorum", seinem kulturhistorisch interessantesten Werke, führt uns Gengenbach das Volk in seinen niedrigsten Schichten vor. Er hat die Bettler des Kohlenberges in ihrem trügerischen Treiben beobachtet und läßt sie erzählen, wie sie unter dem Schein der Armuth die guten Leute aussaugen. Dem Büchlein hat er ein Glossar der Wörter mitgegeben, welche er in dem Stück in der Gaunersprache, dem sogenannten Rothwelsch anführt. Dieses Wörterbüchlein „ist die Grundlage der rothwelschen Literatur geworden, der selbst Luther seine Aufmerksamkeit zuwandte" (Goedeke). Auch um Erneuerungen und Ausarbeitungen älterer Gedichte hat er die Literatur bereichert: sein „Rebhänslin" ist eine Sammlung von alten Weinsegen und Weingrüßen, und ganz glücklich hat er die Legende des Kunz Kistener von den zwei Jakobsbrüdern behandelt, eine anmuthige Geschichte von zwei Freunden, die gen Compostell fahren und die deshalb die Jakobsbrüder heißen. Der eine, ein Graf aus Bayern, stirbt vor der Ankunft am Gnadenorte. Der andere aber, ein Schwabe aus Heigerloh, nimmt die Leiche des Gefährten mit zum heiligen Jakob, und dieser belohnt die Freundestreue durch Erweckung des Todten. Die Treue ihrer Freundschaft wird darauf nochmals hart geprüft: der Schwabe wird vom Aussatz befallen und kann nur durch das Blut des Kindes des Bayern von der schrecklichen Krankheit geheilt werden. Der letztere bringt das Opfer, und der Kranke wird heil. Zum zweiten Mal lohnt nun St. Jago die Freundschaft, indem er das Kind dem Leben zurückgiebt. Der Graf gründet darauf ein Kloster Gnadau.[16]

Gengenbach selbst noch leitet zu dem Ereigniß über, welches, wie überall, so auch in Basel, einen mächtigen Umschwung in das bürger-

liche wie in das geistige Leben gebracht hat, zur Reformation. Er selbst ist, wie schon bemerkt wurde, bald ein eifriger Anhänger der Neuerungen geworden. Von 1522 ab verlassen seine Presse nur noch Schriften, die im Dienste der Reformation stehen. Den Aberglauben verspottete er in der „Practica", und in der wahrscheinlich von ihm verfaßten „Novella", der „grausamen history von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner" tritt er als Satiriker gegen Murner auf, der die Reformation zu beschwören kommt, zuletzt aber von ihrem Geiste verschlungen wird. Eine ganz bedeutende Schrift Gengenbachs ist dann die dialogische Satire gegen die „Todtenfresser", d. h. gegen die Geistlichen, welche auf Kosten der armen Seelen und der Erben der Verstorbenen es sich aus dem Gelde wohl sein lassen, welches für die Todtenmessen gezahlt worden ist. Gengenbachs Stück deckt sich im Titel und theilweise auch inhaltlich mit dem des Berners Niklaus Manuel, dem jedenfalls die Arbeit des Baslers vorgelegen hat.[17] Als „Pfaffenspiegel" gab Gengenbach zum Beweise, daß Luther keine neue Ketzerei angefangen habe, den Brief des Hieronymus an den Nepotianus heraus. Es folgte ein „Laienspiegel" und eine Predigt „der evangelische Bürger". Seine prosaischen Schriften schließt das Büchlein „Von drei Christen" ab, in welchem der römische, der böhmische und der türkische Christ die Vorzüge ihres Glaubens gegen einander anführen.

Pamphilus Gengenbach steht nun mitten unter einer Gruppe von Männern, welche — nicht mit eigenen Geisteswerken — aber in anderer Beziehung noch viel mehr als Gengenbach, von Basel aus zur Verbreitung und Förderung der deutschen Literatur beigetragen haben. Ich meine die Buchdrucker. Wem sollte es unbekannt sein, daß Basel mit der aufstrebenden Reformation einer der Hauptdruckorte geworden ist, in dessen Geschichte die Namen Amerbach, Apiarius, Bebel, Cratander, Curio, Froben, Furter, Krufter, Petri, Wolff u. A. in unvergänglichem Glanze strahlen. Mehrere von ihnen haben nur oder meistens nur lateinisch gedruckt, andere aber haben für die Verbreitung aller Gattungen deutschen Schriftthums emsigen Eifer entfaltet.

Durch diese letzteren ist Basel zu einem Mittelpunkt geworden, von welchem aus namentlich das Volkslied verbreitet worden ist. Selten nennt sich für dieses ein Verfasser, und das Verdienst, diese Lieder unter das Volk gebracht zu haben, gebührt darum denen, die

sie auf fliegende Blätter druckten, oft mit Noten oder der Angabe der Weise versahen, so daß das Volk bei seinen Festen, bei seiner Freude, oder auch in seiner Trauer sich daran erbauen konnte. Verschiedenartig ist der Inhalt dieser Lieder. Schlichte Sänger reden in einfachen, aber oft tief zum Herzen dringenden Tönen von Natur und Liebe, oder schildern die Freuden eines Berufes: Der Jäger, der Reiter, der Landsknecht, ja der Schreiber singt sein Lied, Trunk und Tanz werden mit Gesang verschönert. Wichtig vor allem ist auch das historische Volkslied, obschon dasselbe im XVI. Jahrhundert oft mehr Tendenzdichtung als eine objektive epische Schilderung des Geschehenen ist. Schon Gengenbachs Lieder von Terwan und von der Nawerrenschlacht gehören hieher, und Weller[18] verzeichnet noch eine große Anzahl anderer, welche entweder in Basel entstanden oder hier nur gedruckt, auch nachgedruckt worden sind. Aus Basel oder seiner Nähe wird wohl das bei Jakob Kündig herausgekommene „Dorneck lied[19] von der schlacht geschähen im Jar 1499 am 21 des Hömmonats" stammen. Es hebt an: „Der uns dieß liedli macht bekannt Ein Schwytzerknab ist er genannt Er hat dick (oft) mal gesungen". Verhältnisse aus dem weiteren schweizerischen Vaterlande behandelt „Ein hüpsch Lied von Bruder Clausen von Unterwalden, wie er ein lobliche Eydgnoschaft vermant und so in trüwen gerathen hat." Es ist bei Samuel Apiarius 1579 gedruckt worden. Auch Halbsuters Lied „von der schlacht vor Sempach im Lucernerbiet gelegen" hat etwa um 1545 Rudolf Deck nachgedruckt. Im folgenden Jahrhundert ist es noch zweimal von Basel ausgegangen: 1618 aus der Offizin Schröters, 1664 aus derjenigen des J. J. Decker. Am meisten ist die Buchdruckerei des Samuel Apiarius[20] für die Vervielfältigung solcher historischer Lieder thätig gewesen. Bei ihm erschien z. B. 1582 „Das Bündter Lied. Ein hüpsch alt Lied von der Schlacht der dryen Grauwen Bündten." Daß Apiarius dieses Lied im Jahr 1585 noch zweimal gedruckt hat, ist ein Beweis dafür, welch großen Absatz die von Basel auf fliegenden Blättern ausgehenden historischen Lieder müssen gehabt haben, und dies wiederum zeigt uns, wie sehr im Volke das Bewußtsein seiner Kraft und seiner durch die Väter errungenen Würde lebendig war. Oft wird am Titel solcher Lieder auch angezeigt, nach welcher Melodie, in welchem „Tone" sie gesungen werden müssen; so druckt z. B. 1531 Lux Schouber „Eyn neuw lied von dem Christenlichen ritter Huldrychen Zwinglin. Sings

uß Bentzenowers wyß." Andere Lieder fassen mehr chronikartig zusammen, so der „schöne spruch, so sich einer Chronika verglycht von mancherlei kriegen schlachten rc.", welchen 1537 Lux Schouber gedruckt hat. Nicht eine historisch bedeutende Thatsache, aber eine Begebenheit aus der Nachbarschaft Basels erzählt „Ein schön new kläglich Lied von einer erschrockenlichen Mumerey So beschehen ist dieses 1570 Jars auf dem Schloß Waldenberg an der Faßnacht, zu welcher zeit drei graffen umb jr leben kommen sind Im Thon Kompt her zu mir spricht Gottes Son." Seine zweite Vaterstadt Basel selbst besingt dann der aus Plauen gebürtige Drucker Fröhlich in seinem „Lobspruch an die Hochloblich und weitberümpte Statt Basel. Hineben werden auch die Reumen so am Todtentanz bey jedem Stande verzeichnet, eingedrucket durch Huldr. Frölich in Teutsche Rhythmos gestellet 1588." Aber nicht nur behandeln diese Lieder Stoffe aus der älteren oder der zeitgenössischen Schweizer- oder Lokalgeschichte, besingen nicht nur Schlachten oder den Ursprung der Eidgenossenschaft oder den Wilhelm Tell; sie berichten auch Ereignisse aus weiter Ferne, mischen sich in französische und deutsche Politik. So weiß z. B. ein namenloser Dichter „Ein hüpsch new Lied von den Geistlichen und Teutschen Fürsten und dem newen Bundt. Zu singen in Jörg Schillers thon" und gedruckt zu Basel „an der Wyssenbrucken". Bei S. Apiarius erschien „Ein hüpsch new Lied von Eroberung der Stadt Sanct Severin us was Ursach sie Hertzog Casimirus Pfalzgraf by Rhyn belagert und eingenommen hat; in der Wyß wie das Bemunder lied." Solche Schilderungen von Thatsachen, die nicht im eigenen Lande geschehen sind, haben dann mit dem eigentlichen Volksleben wenig mehr zu thun; sie befriedigen einfach die zu allen Zeiten rege Wissensfreude, um nicht zu sagen — Neugier des Volkes. Sie gehören deshalb weniger zu den historischen Liedern als zu den sog. Zeitungen. Die hier citirten tragen diesen Namen zwar noch nicht, aber sie bringen doch vieles von dem, was wir heute in den Tagesblättern lesen. So druckt S. Apiarius im Jahre 1573 ein „wahrhafftiges Newes Klagelied von einer Jungfrauwen mit namen Dorothea wie sie umb der Augsburger Konfession oder bekentnuß Christenlichen Glaubens jämerlich und erbärmlich mit dem schwerdt hingericht ist worden. In der weiß Steh ich allhie verborgen rc." Andere solcher Blätter nennen sich dann geradezu „Neue Zeitung," und auch aus Basels Druckereien sind viele derselben im

Laufe des XVI. Jahrhunderts ausgegangen; so etwa „Zwo Newe Zeittungen Erstlich von zwei Bergknappen wie sie von den Türcken gefangen Im Thon. In dich hab ich gehoffet Herr. Die ander von einem Jüngling welcher seinen Vater erschlagen Im Thon Hilff Gott daß mirs gelinge“ (1593); oder es druckt z. B. Johann Schröter im Jahre 1595 eine „Warhaffte, doch Trawrige, auch leydige new Zeitunge von der überauß erschröcklichen waßerguß, so sich in Wallis mit zsamen fallung zweier Bergen in Rodan und desselben fluß verschwellung in diesem 1595 Jahr mit großem hertzleid sich zutragen hat ... Im thon, kommt her zu mir spricht Gottes Sohn ... Geschehen den 3 May Im jar unseres Herrn geburt 1595.“ Es ist übrigens diese Art der Verbreitung von Nachrichten heute noch nicht ausgestorben. Die zu den „Moritthaten“ unserer Messen verkauften Lieder sind nur wenig zu unterscheiden von den Berichten über Unglücksfälle, Todtschläge und andere Greuelthaten, die im XVI. Jahrhundert umgingen und damals, wie oft auch heute noch, nach bekannten Weisen gesungen wurden.

Noch finden wir heute auf unseren Messen neben den Mordthatenliedern Zeddel, welche dem Volke die Produkte einer — wenigstens der Form nach — sehr volksthümlichen Lyrik vorführen. Diese Blätter sind die letzten schwachen Nachkommen der Liederbogen, auf welchen das XVI. Jahrhundert seine Volkslieder verbreitete. Nur waren diese fliegenden Blätter damals fast das einzige Mittel, durch welches die im Volke gesungenen Lieder festgehalten und weiterbefördert wurden; gedruckte Liederbücher waren im XVI. Jahrhundert noch sehr selten.[21] Inhaltlich unterscheiden sich die Volkslieder dieser Zeit natürlich sehr von unserer Jahrmarktspoesie. Zwar waren im XVI. Jahrhundert die innigsten Herzenstöne des Volksliedes schon etwas verklungen, aber noch finden wir manches tiefempfundene Gedicht, welches heute in „des Knaben Wunderhorn“ einen Ehrenplatz einnimmt. Auch diese lyrischen Volkslieder sind in Menge von Basel ausgegangen und ein Drucker ist es namentlich, dessen Liederbogen in den Jahren um 1574 in alle Welt giengen: wiederum hat Samuel Apiarius einen guten Theil auch der lyrischen Volkslieder der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gedruckt. Schon seine eigene Zeit würdigte sein Verdienst; schließt doch ein Gedicht von 1571:

„Ich hab nicht mögen schweigen,
„und machen ein Gedicht,
„zů singen, pfeifen, geigen,
„weils ist ein ware gschicht.
„das will ich gleich verschenken
„dem Apiario,
„das wirt er wol gedenken,
„er kans noch weiter renken
ich glaub er werd sein fro."

„Wirts under bressen legen,
„das es sol weiter gahn,
„wirt manchen noch bewegen,
„das er gott ruefet an,
„wirt seine sünd erkennen,
„von denen gar stehn ab,
„den namen Sherren nennen.
„tilg uns als ubels dennen
ehe wir kommen zům grab." [22]

Des Apiarius Name war also bekannt unter den Dichtern. Diese selbst freilich treten nur äußerst selten aus der Anonymität heraus. Derjenige jedoch, dessen Gedicht die eben citirten Strophen schließen, nennt sich mit seinem ganzen Namen. Es ist ein Basler, Gregorius Meyer, ein Organist. Sein Gedicht ist „Ein erbermlich neuw Lied von einer armen Wittfraw und fünff kleiner Kinder, welche von hungers wegen entschlaffen sind, aus Gottes krafft ohn leibliche speiß eine zeitlang wunderbarlich erhalten worden (Holzschnitt) In der Melodey, O reicher Gott im Throne. Oder wie man das Lied von Olmitz singt. Gestellet durch Gregorium Meyer, Organisten zu Basel den 4ten Julii im 1571 Jar".[23] Es ist eine rührende, des Gefühls nicht ermangelnde Geschichte, zu welcher der Verfasser selbst die Noten wird gesetzt haben. Denn daß er Melodien verfaßt hat, beweist ein nachweislich von ihm komponirtes Lied „Wo wachßt höw auf den matten, dem frag ich gar nit nach" (Gedruckt bei S. Apiarius). Dem Liede voran stehen die Noten der Singweise mit der Ueberschrift: „Componirt durch Gregorium Meyer, Organist, mit vier stimmen."[24] Es ist ein fröhliches Weinlied in Räthselform. Ferner sind unzweifelhaft auch von ihm gedichtet „Zwey hüpsche neuwe Lieder, das Erste, Ich sach mir eins mals ein wunder schöne Magdt u. s. w., das ander, Ein verantwortung. Das höw das thut dich stächen u. s. w. Im Thon, Wo wachßt höw uff der Matten u. s. w. Am Schluß heißt es: „Geben zu Basel am XX. Augusti im 1572 Jar, durch Gregorium Meyer Organist.[25] Aus dieser „Verantwortung" wird es deutlich, daß gegen das Heulied ein frommer Eiferer mit einem Straflied aufgetreten war. Diesem stellte dann aber der Verfasser des ersteren eine kräftige und zugleich derbe Erwiderung entgegen. Also auch ein Beispiel literarischer Polemik sogar im Gebiete des Volksliedes lernen wir in Basel kennen, und Gregor Meyer scheint ein sehr streitbarer Mann gewesen zu sein.

Sonst, wie gesagt, nennen sich Dichter nur ganz selten: es gibt etwa einer seinen Beruf an, sagt, er sei ein Jäger, ein Reiter, ein Gassenhauwer u. s. w. oder auch — was in Basel ein Ehrenstand war — ein Drucker. So schließt ein fröhliches Lied der Gesellen der löblichen Kunst der Buchdruckerei mit der Strophe:

„Und der uns diß liedlin sang,
„Der gönt den truckern gůts,
„Wünscht in glücklich fürgang,
„Er ist gern gůtes můts;
„Ist ihm etwan mislungen,
„So komm im glück zů rath!
„Das hat ein setzer gesungen
Zů Basel in der statt."

Und am Ende heißt's noch:

„Hui, Frei, frölich und frisch,
Ist gůt bůchtruckerisch."[26]

So mischt sich in die vielen Volkslieder, die von Basel ausgegangen sind, auch mancher Klang, der hier zuerst ertönt ist; ein solcher ist jedenfalls auch das Lied von der „beicht der Baselischen Müllerin," welches Fischart in der „Praktik" erwähnt und welches im Ambraser Liederbuche von 1582 mit den Versen beginnt: „Ein müller ist gesessen zu Basel an dem Rhein." Auch das Lied, dessen Anfang in des Basilius Amerbach Sammlung heißt: „Ich sach mir ein blauwen storchen" scheint Baslerischen Ursprungs zu sein.[27] Neben solchen Basel selbst berührenden Liedern sind nun aber eine Menge anderer, viele von den bekanntesten Liedern auch in Basel gedruckt worden. Ich nenne nur einige wenige, die aus der Zeit des Apiarius stammen, die mir aber meist nur aus Drucken Johann Schröters bekannt sind,[28] der am Anfang des XVII. Jahrhunderts fast alles nachdruckte, was am Ende des XVI. aus der Werkstätte des Apiarius und später seiner Erben hervorgegangen ist. So ist z. B. „Die schöne Tageweis Es wonet lieb bey liebe von einer jungen hertzogin und einem Ritter" auch hier gedruckt worden. Auf andern Bogen Basler Ursprungs stehen z. B. „Drey schöne newe außerlesene Lieder das erste Es will schöns Lieb mein hertz mit Schmertz ꝛc., das ander Mit viel schmertz ist mir „mein hertz, das dritte sich wie mich eingenommen hat, hertz lieb ꝛc. oder etwa „Vier schöne newe außerlesene Lieder, das erst, Kein Mensch auff Erden ꝛc., das ander Ach Jungfröwlein soll ich mit euch gehn ꝛc.



das dritt warumb wilt du wegziehen, das vierdt So weiß ich mir drei Blümelein ... ein jedes in seiner eigenen Melodei zu singen." Auch das berühmte Lied „von dem Edlen Edlen Lindenschmidt" ist hier gedruckt worden, ebenso dasjenige von dem Moringer: „Zwei schöne newe Lieder das Erste von dem edlen Moringer ... Im Thon wie man den Graffen von Rom oder den Bentzenauer singt das ander Ein kurtzweilig Lied hertzelein mein schätzelein in seiner eygenen Melodey." Dies seien nur wenige Proben aus den Verzeichnissen Baslerischer Volkslieder des XVI. Jahrhunderts. Mit den noch zahlreich vorhandenen Liederbogen des Apiarius und seines Nachdruckers Schröter ist wohl der kräftigste Beweis für die Pflege des volksmäßigen Liedes und Gesanges in Basel selbst jenes oben als das Amerbachische bezeichnete Liederbuch,[29] eine Handschrift der Universitätsbibliothek, die auf 117 Blättern eine Menge von Liedern sammt ihren Melodien enthält. Für die deutsche Literatur überhaupt läßt sich aus dem Vorhandensein dieses sog. „Basler Tenors" schließen, daß der mehrstimmige weltliche Gesang nach und nach ein beliebtes Vergnügen bürgerlicher Kreise geworden ist. „So wuchsen die Volkslieder," sagt Scherer, „aus dem Volk heraus in die Sphäre der Bildung hinein": das Volkslied wird zum Gesellschaftslied.

Groß ist auch die Zahl der geistlichen Lieder, welche auf denselben Wegen wie das Volkslied ihren Ausgang aus Basel genommen haben. Sie wurden meist zu zweien auf fliegende Blätter gedruckt und waren gewöhnlich nach den Weisen bekannter weltlicher Volkslieder zu singen; gehen doch heute noch viele unserer schönsten Kirchenlieder nach den Melodien von ehemals nichts weniger als religiösen Gesängen. Oft ist auch das geistliche Lied geradezu die Umdichtung eines weltlichen Tanz-, Trink- oder Liebesgesangs. Es hört sich heute schon seltsam an, wenn wir erfahren, daß das Gerhard'sche Lied „O Welt sieh hier dein Leben" nach der Weise des bekanntesten Reiseliedes des XVI. Jahrhunderts geht: „Inspruck ich muß dich lassen"; aber eigentlich fast komisch wirkt es auf uns, wenn z. B. im Jahre 1580 S. Apiarius „Zwey schöne newe Geistliche Lieder" druckt, „Das erst Ach wo soll ich mich kehren hin Im Thon Gar lustig ist spatzieren gahn, Das ander Es ist auff Erdt kein besser Ding Im Thon Es ist auff Erdt kein schwerer leidt"; 1592 drucken S. Apiarij Erben „Zwey schöne Geistliche Lieder das erst von dem Fräuwlein von Samaria by Sant Jacobs Brunnen-

wasser zu schöpfen In der wyß Es wolt ein Meitlin Wasser holen. Das ander von dem cananeischen Weiblein im Thon ich weiß mir ein jungen Knaben"; und 1595 ist z. B. erschienen „Der Geystlich Joseph. Die gantze history und geschicht &c. in der wyß Es warb ein knab nach ritterlichen Dingen". Dies nur einige Nachweise über diese reiche Poesie. Genug, daß wir durch diese geistlichen, dann auch aus den weltlichen Volksliedern wissen, daß Basel im XVI. Jahrhundert nicht nur eine durch seine Universität geistig bedeutende, sondern auch eine sehr vergnügte Stadt war, in welcher neben einem regen kirchlichen ein strebsames und mit den Schätzen der Dichtkunst und des Gesanges ausgestattetes Volksleben zu finden war.

Wenden wir uns jetzt zur Prosa. Da ist es vor Allem der Geist der Reformation, der in die deutsche Literatur eine Menge von Flugschriften hineinwirft, Gelegenheitserzeugnisse, Schriften für und wider, die, wie sie gekommen, so auch wieder verschwanden. Eines wurde in diesen Streitblättern besonders üblich, nämlich die dramatisch belebte Form des Gespräches. Schon Gengenbach (?) hatte in einem seiner Reformationsbüchlein („Von drien Christen") dieses Mittel angewandt. Ihm folgte nach der unbekannte Verfasser der „Narragonia monachorum zu tütsch", eines um 1523 bei Johann Bebel gedruckten Dialoges: dramatische Frische und aufrichtige Hingabe an die Sache mit der Reformation zeichnen die Schrift aus. Ein Pfarrer verficht darin mit humaner Unparteilichkeit die neue Lehre und gelangt dazu, seinen Gegner, einen Terminirer (Mönch), ganz auf seine Seite zu ziehen.[30] Sodann hat ein gewisser Brandmüller, ein Basler Theologe, ein Gespräch von Werken und Früchten des Glaubens und zwei lehr- und trostreiche Gespräch von „Auferstendtnuß des Fleisches und ewigem Leben" verfaßt. Im Dienste der Reformation sind ferner in unserer Stadt, meist durch Adam Petri eine Menge Luther'scher Schriften und vor Allem die Bibel selbst nachgedruckt worden. Oft haben die Drucker die Gelegenheitsschriften Luthers sprachlich verändert, und dem neuen Testament hat Petri ein mitteldeutsch-alemannisches Wörterbüchlein angehängt, damit die Leute hier zu Lande sich ohne zu große Mühe in die neu sich bildende Schriftsprache hineinfänden.[31] So haben in Basel Adam Petri, dann auch andere Drucker dafür gesorgt, daß auch hier diejenige Sprache, in welcher die deutsche Literatur zuletzt allein Siegerin geblieben ist, das Neuhochdeutsche, Verbreitung in die weitesten

Kreise fand. Schon um den Reformator Basels selbst, um den Deutschen Johannes Oecolampad in Wort und Schrift zu verstehen, mußten die Basler sich dazu bequemen, die mit der Literatur von außen eindringende Sprache zu erfassen. Die Drucker sind dabei ihre Lehrer gewesen. Bis aber die Schriftsprache in den Schriften der Basler selbst mächtig wurde, ist es lange gegangen: erst am Ende des Jahrhunderts hat sie über den Dialekt völlig gesiegt.[32]

Andere Prosa als die kirchliche ist von Basel, wenigstens was den in Deutschland wieder auftauchenden Roman und die Novellenliteratur betrifft, nicht ausgegangen. Ich weiß nur aus Wackernagels Literaturgeschichte (S. 469), daß der aus dem Italienischen übersetzte „mährchenhafte Reiseroman von den drei Konigssöhnen von Serendippe" im Jahr 1583 in Basel gedruckt worden ist.

Um so reicher aber ist, Dank seiner ausgezeichneten Gelehrten, die Geschichtsschreibung in Basel zur Blüthe gekommen. Zwar wurde diese Prosa erst nach den zwanziger Jahren des Jahrhunderts mächtig gepflegt; vorher hatte die Reformation alle geistigen Kräfte in Anspruch genommen. Als aber die Bewegung sich abklärte, als das bürgerliche wie das wissenschaftliche Leben nicht mehr von dem Wellenschlage des Meinungsstreites mit bewegt wurde, da nahm das literarische Schaffen, welches nur in Zeiten der Ruhe in die Breite wie in die Tiefe sich ausdehnen kann, einen doppelten Aufschwung: auf der einen Seite erhob sich das Drama auf eine neue Stufe der Entwicklung, auf der andern ist die Geschichtsschreibung zu Leistungen von hoher Vollendung gelangt. Beide, so wenig sie damals mit einander zu thun hatten, nehmen ihren Ursprung in der Reformation. Die Wurzeln der Geschichtsschreibung liegen in dem Bestreben einzelner Bürger, die wichtigen Vorgänge der Reformation chronikalisch aufzuzeichnen. Eine Familie hat sich da besonders hervorgethan, diejenige der Ryffen.[33] Fridolin Ryff[34] hat die Ereignisse von 1514 bis 1543, Peter Ryff[35] diejenigen von 1546—1585 in Form von einzelnen Notizen geschildert. Literarischen oder gar künstlerischen Werth haben diese Aufzeichnungen nicht; aber sie sind mir bedeutungsvoll als ein redendes Zeugniß für das Erwachen eines Geistes, der sich losringt aus politischen und religiösen Kämpfen, in denen er bisher allein thätig war und der nach objektiver Darstellung seiner selbst und der Verhältnisse strebt, denen er gedient hat. Aus derselben Familie Ryff lassen sich unbestreitbare

Beweise für die Weiterbildung dieses Geistes erbringen. Denn am Schlusse des Jahrhunderts hat einer der besten Bürger Basels, hat Andreas Ryff in seiner Selbstbiographie[36] von 1592 ein kaum zu übertreffendes und für die Kulturgeschichte jener Zeit unschätzbares, wenn auch vielleicht erst in engeren Kreisen genug gewürdigtes Werk geschaffen. Daneben hat er im „Zirkel der Eidgenossenschaft“[37] von 1597, einer Geschichte der Eidgenossenschaft und Darstellung der Verfassungen des Bundes und der Orte gezeigt, daß er auch politische Dinge mit Geschick darzustellen verstand. — Eine andere Chronik ist ist diejenige eines Karthäuser Mönches,[38] der die schweren Zeiten seines Klosters zur Zeit der Kirchenbesserung vorführt. Auch sie ist literarisch unbedeutend, so hohen historischen Werth sie haben mag. Den ersten Versuch, aus der Lokalgeschichte zur allgemeinen sich zu erheben, machte im Jahre 1553 der 1525 geborne, 1570 zum Oberstzunftmeister gewählte und 1594 als Landvogt auf Farnsburg gestorbene Bernhard Brand mit seinem „Vollkommenen Begriff aller lobwürdigen Geschichten und Thaten“ u. s. w. Das Werk ist eine in harter und ungelenker Sprache geschriebene Kompilation. Ein anderer Sammler historischer Berichte ist der Basler Professor Heinrich Pantaleon[39]. Er wurde 1522 in Basel geboren, war Professor an der Universität und ist als solcher 1595 gestorben. Er war ein Kompilator, der oft aus trüben Quellen schöpfte; er hat aber doch an der Förderung des Geschichtsstudiums einen gewissen Antheil, denn er hat massenhaft Historiker aller Zeiten übersetzt, so auch Sleidans Geschichte Karls V. Sein Hauptwerk aber ist sein „Heldenbuch teutscher Nation“ (Basel 1577), in welchem er die ganze deutsche Geschichte von den Urzeiten an in Form von Biographien vorführen und so der Plutarch Deutschlands werden wollte. Den Lebensbeschreibungen gab er Bildnisse bei, welche aber, auch bei Personen des XVI. Jahrhunderts, auf Phantasie beruhen und die in den verschiedenen Auflagen gewechselt wurden. Der erste Band beginnt mit Adam, der zweite mit Karl dem Großen, der dritte mit Max I.; dieser letztere hat ihm von Max II. den Titel poëta laureatus eingetragen. Seine Selbstbiographie schließt das Buch. Selbständig ist Pantaleon so wenig wie Brand. Der erste Begründer wirklicher Geschichtsforschung ist Christian Wurstisen, der, wie sein neuester Biograph[40] sagt, „einer der vielseitigsten Männer des Jahrhunderts gewesen ist.“ Wurstisen wurde geboren im Jahre

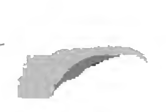
1544 und wurde in der Schule „auf Burg" bei Thomas Platter erzogen; 1562 wurde er Magister, 1563 Pfarrer in Großhüningen, dann Helfer zu St. Theodor. 1564 wurde er zum Professor der Mathematik, später zum Professor des alten Testaments gewählt. Das Jahr 1586 trifft ihn im Staatsdienst als Stadtschreiber. Als solcher ist er 1588 gestorben. Er ist also Mathematiker und Theolog gewesen; vor allem aber war er Geschichtsschreiber, und seine „Baßler Chronick" vom Jahre 1580 ist ein Werk, welches für jene Zeit als ein Muster gewissenhaften Eifers und in mancher Beziehung auch als ein künstlerisch abgerundetes Ganzes muß angesehen werden. Neben seinem unermüdlichen Fleiße in Sammlung und Sichtung der Quellen ist namentlich Wurstisens Unparteilichkeit in religiösen Dingen zu bewundern, die „man bei wenigen neuern Historikern finden mag, die man aber bei einem Theologen des XVI. Jahrhunderts gar nicht suchen wird." In seiner Darstellung ist er zwar noch oft chronikhaft, abgerissen, aber doch finden sich auch schon genug Stellen, in denen er den Zusammenhang historischer Verhältnisse meisterhaft darstellt. Sprachlich ist sein Werk auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit, die im XVI. Jahrhundert überhaupt erreicht werden konnte. Sein Styl ist äußerst lebendig, kräftig, reich an zutreffenden Bildern und markigen Ausdrücken, kurz: Wurstisen ein Erzähler von erstem Talent, und sein Werk ist eigentlich die vollendetste Frucht, welche in Basel die deutsche Literatur des XVI. Jahrhunderts gezeitigt hat.[41]

In Basel geschaffen worden und erschienen ist auch das halb geographische, halb geschichtliche Werk des Seb. Münster, die „Cosmographie" von 1544, deren Verfasser zwar kein geborner Basler, aber ein Lehrer unserer Universität gewesen ist.[42] In seinem Werk ist ein gewaltiges Wissen, oft allerdings sehr kritiklos, aber im Allgemeinen in lesbarer, flüssiger Form verarbeitet.

Es hat dann auch der bedeutendste Prosaiker des XVI. Jahrhunderts, es hat Johann Fischart einige Zeit seines Lebens in Basel zugebracht. Er wurde 1574 zu Basel immatrikulirt und zum Doktor der Rechte promovirt. Nach Basel hat ihn, den um 1550 geborenen Straßburger oder Mainzer, jedenfalls die damalige Blüthe der hiesigen Hochschule geführt; ferner wird ihn der ausgesprochen evangelische Geist der Stadt angezogen haben. Außerdem scheinen ihm in der Nähe Basels Verwandte gewohnt zu haben. Wie lange er aber hier

gelebt hat, ist nicht zu ermitteln. Aus einer ziemlich genauen Bekanntschaft mit Basel jedoch, die namentlich aus dem „Glückhaften Schiff" zu erweisen ist, hat Wackernagel[43] schließen wollen, daß Fischart seine Hauptwerke in Basel verfaßt habe. Bestimmtes läßt sich aber darüber nicht sagen, und die Thatsache, daß Fischarts Werke nicht in Basel gedruckt worden sind, wird wohl immer der Vermuthung des Gelehrten hindernd gegenüberstehen. Lokalkenntniß kann sich Fischart auch in kurzer Studienzeit hier angeeignet haben, und die Sitten und Gebräuche, die Wackernagel in Fischarts Werken als baslerisch bezeichnet, sind oft ebenso gut in Straßburg wie in Basel zu Hause. Im Verkehr mit Gelehrten wird das offene Auge des Dichters Manches gesehen, sein scharfes Ohr Vieles gehört haben. Dazu wird seine Satire, sein Humor, die er später in seine meist lehrhafte Prosa gießt, schon hier entwickelt gewesen sein; vielleicht hat er auch hier schon einigen Stoff zu späteren Werken gefunden; aber wie gesagt, Bestimmtes über seine Thätigkeit in Basel läßt sich nicht behaupten.

Einen ganz geringen Anspruch darf Basel auch auf den Besitz eines andern Mannes machen, der für die deutsche Literatur von höchster Bedeutung ist. Sebastian Frank, ein um 1500 geborener Schwabe aus Donauwörth,[44] ist nach einem ungemein bewegten Leben am 10. Juli 1539 mit Weib und Kindern nach Basel gekommen. Er vergesellschaftete sich mit dem Buchdrucker Nik. Brylinger, der aber im Jahre 1543 wieder allein druckte. Frank ist in Basel im Jahre 1542 gestorben. Hier hat er jedenfalls noch an seinen „Sprichwörtern" gesammelt, die 1541 als „schöne weise herrliche Clugreden und Hoffprüch" in Frankfurt herausgekommen sind. Auch einige andere seiner letzten Schriften mag er von hier aus erlassen haben. So antwortet er um 1539 seinen Verfolgern und „falschen Brüdern" in seinem „verschlossenen Buch" mit einer milden und frommen Apologie seiner Werke und durch eine „schriftgemäße Auslegung des Psalm 74" den falschen Zeugen und Ehrabschneidern. Den Hofpredigern, die jeden Krieg der Fürsten „heiligten", wies er in seinem „Kriegbüchlein des Friedens — wider den Krieg" unter dem Pseudonym Friedrich Wernstreit im Jahre 1539 nach, wie der Krieg nicht in das Reich Christi gehöre und als ein „teuflisch, viehisch, unmenschlich Ding Land und Leute verderbe, während durch den Frieden Liebe, Einigkeit, Seele, Leib, Ehre und Gut gefördert werde." Diese paar Schriften mögen




den edlen Charakter des Verfolgten zeigen. Sie sind für mich aber weniger wichtig als die Thatsache, daß Basel der Literatur dadurch einen großen Dienst erwiesen hat, daß es dem unparteiischen Kämpfer für die Wahrheit, dem „tief blickenden, streitbar scharfen Geiste" eine Freistatt gewährt hat, in der er nach bitteren Verfolgungen Ruhe hat finden können. Und daß sich Frank gerade hierher zum Ausleben zurückgezogen hat, ist ein Beweis einmal für die Toleranz der Basler Gelehrten, dann aber auch für das Ansehen, welches unsere Stadt als ein geistesreger Ort weit in Deutschland herum muß besessen haben.

Unserer Universität gehört mit einer großen Zahl seiner Werke auch der Theosoph Philipp Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim an, ein Schweizer aus der Nähe von Einsiedeln, welcher in Basel zuerst unter allen akademischen Lehrern öffentlich auf deutsch vorgetragen hat.[45] In seinen Werken herrscht eine phantastische Naturphilosophie, „es regt sich in ihm," wie Wackernagel sagt, „abenteuerlich die Ahnung von göttlichen Geheimnissen in der Natur."

Aus der Region der Gelehrten ist von Basel aus die deutsche Literatur auch um die zwei werthvollen Autobiographieen des Thomas und des Felix Platter bereichert worden, welche bunte Bilder des damaligen Lebens, namentlich aus dem gelehrten Bürgerthum, vor uns entrollen. Die erstere, die eigentlich allein noch in das XVI. Jahrhundert gehört, schildert uns, wie Thomas Platter als ein armer Hirtenknabe aus Wallis auszog, als fahrender Schüler durch Deutschland wanderte und sich unter unsäglichen Mühen die Bildung seiner Zeit errang. Er hat sich endlich in Basel niedergelassen und ist dort Handwerker, besonders Buchdrucker, namentlich aber Schulmeister gewesen. Näher auf den Inhalt einzugehen, dürfte hier überflüssig sein, denn Jeder, namentlich jeder Basler, soll diese Schrift aus eigener Lektüre kennen.[46] Ich möchte nur sagen, daß mir aus des Thomas Werk vom Jahre 1572 das Bild eines Menschen entgegengetreten ist, welcher nie zu rechter Ruhe gekommen ist, dem Kraft und Ausdauer hie und da gemangelt haben, der aber mit seiner tiefen Seele, mit seiner Treuherzigkeit und Wärme einem Jeden auf's Engste nahetreten muß. Eine glücklichere Natur als Thomas ist sein Sohn Felix Platter; seine im Jahre 1612 niedergeschriebene Selbstbiographie zeigt darum keine so düstern Bilder wie diejenige des Vaters; auch aus ihr spricht

ein warmes Herz; etwas Eitelkeit haftet ihm an: aus seiner Schilderung muß man merken, daß er viel auf sich hält und daß es ein begehrter Mann ist, der zum Leser redet. Felix Platter hat eine gute Erziehung genossen und ist nach eifrigem Studium, welches ihn für eine Zeit lang nach Montpellier führte, ein Arzt von ungewöhnlichem Rufe geworden. Als solcher hat er seiner Vaterstadt in schweren Pestzeiten große Dienste geleistet, und als Gelehrter war er eine Zierde der Universität. Für die Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts sind diese Biographieen von höchstem Werthe. Dasselbe ist schon gesagt worden von der Selbstbiographie des Andreas Ryff,[47] der mit noch viel gewandterer Feder als die Platter das Leben eines Kaufmannes beschreibt. Es ist eine liebliche Schilderung, in der man, wenn man Stoffe zu Novellen suchen wollte, aus dem Vollen schöpfen könnte.

Nochmals muß ich nun auf die Reformation zurückkommen, um mitzutheilen, daß, von ihr angeregt, auch das eigentliche Kirchenlied in Basel neuen Aufschwung nahm.[48] Der Kirchengesang ist in Basels Kirche schon von Oecolampad eingeführt und von seinen Nachfolgern weiter gepflegt worden. Zuerst vermittelten Bücher aus Straßburg deutsche Psalmen nach Basel. Sofort aber druckte auch Adam Petri den zehnten Psalm, „gepredigt im fünff und zwentzigsten jor durch Joan. Ecolampadium Predicant by sant Martin zu Basel Mit samt der Außlegung, in Gsangßweyß begriffen.“ Mit diesem Werk ist Basel die erste Schweizerstadt gewesen, in deren Kirchen protestantischer Gesang ertönte. Später, im Jahre 1581, druckte S. Apiarius Psalmen Davids, Geistliche Gesänge, „wie die in der Gemein Gottes fürnemlich geübt und gesungen werden.“ Dann wurden Psalmen nach französischen Weisen gesungen. Schon frühe sind aber in Basel auch eigentliche Kirchenlieder gedichtet worden, und zwar von Johann Kolroß.[49] Ueber das Leben dieses Dichters ist so gut wie nichts bekannt. Man weiß nur, daß er in Basel „deutscher Lehrmeister zu Barfüßern“ gewesen ist. Erst im Jahre 1703 taucht dann in Georg Goezius „Liederbetrachtung“ die Nachricht auf, daß Kolroß als „ein christlicher Lehrer und Pfarrer unserer Kirche“ im Jahre 1588 gestorben sei. Dieser Bericht ist aber nie verifizirt worden. Als Schulmeister hat Kolroß — vermuthlich schon im Jahre 1529 — ein „Enchiridion“ herausgegeben, ein Handbüchlein der Orthographie, eine Anleitung zum Lesen und Schreiben, ein Lehrbuch, welches namentlich dem Ver-

ständniß der Bibelleser nachhelfen will.[50] Es ist sehr populär geschrieben, beweist aber doch an vielen Stellen, daß sein Verfasser ein feiner Beobachter der Sprache war. — Von den Liedern nun, die Kolroß verfaßt hat, ist eines durch alle Gesangbücher des Jahrhunderts gegangen, es ist sein alle Gedanken der Reformation umfassendes mildes, liebliches Morgenlied, von dem ich aus einem Nürnberger Druck von 1535 Anfang und Ende hier mittheilen will:

„Ich danck dir lieber Herre,
„Das du mich hast bewart
„In diser nacht gefere,
„Darinn ich lag so hart,
„Mit finsternis umbfangen,
„Darzů in großer not,
„Daraus ich bin entgangen
Hallfst du mir, Herre Gott."

„Deyn ist alleyn die ehre,
„Deyn ist allein der rhum,
„Die rach dir niemand were,
„Dein segen zů uns kum;
„Das wir in frid entschlaffen,
„mit gnaden zu uns eyl.
„Gib uns des glaubens waffen
fürs teuffels listig pfeyl."

Dieses „schön geystlich new Liede, zu singen So man zů morgens auffgestanden ist", ist auch als fliegendes Blatt von Basel aus durch's Land gegangen. Zu singen war es nach der Weise des vielbekannten Volksliedes „Entlaubet ist der Walde." —

Der Name Kolroß[51] führt uns nun endlich zum Drama hinüber.

Nachdem die Zeit der Reformationswirren sich abgeklärt hatte, die Geister nicht mehr einzig und allein im Dienste des Glaubensstreites standen, erscheint in der deutschen Literatur das Drama wieder, erneuert, namentlich technisch verbessert. Noch allerdings ist als seine Grundlage die Form des Fastnachtspieles deutlich erkennbar; aber die Dichter, welche jetzt Dramen zu schreiben beginnen, sind bei den Alten in die Lehre gegangen: die Stücke zerfallen in Theile, welche Akten entsprechen können, und es wird das Streben deutlich, in solcher Eintheilung eine abgeschlossene Handlung vorzuführen. Das ist ein großer Fortschritt gegenüber den frühern Fastnachtspielen, welche ohne irgend welche Schädigung des Gesammteindruckes hätten gekürzt oder verlängert werden können. Auch die äußere Bezeichnung der Stücke, die jetzt geschrieben werden, erinnert an alte Muster. Schon Gengenbach hatte sein Gedicht von den „Zehn Altern", indem er eine Verdeutschung des Wortes „Drama" versuchte, ein „Thatspiel" genannt, jetzt aber wird etwa ein Werk als „Tragödie" oder „Comödie", wohl auch als „Tragicomödie" bezeichnet. Der gebräuchlichste Name blieb aber gleichwohl „Spiel". Nur wurde dasselbe nicht mehr einzig zur

Fastnacht aufgeführt, wurde auch nicht mehr von nur wenigen Bürgern gegeben, sondern es wurde nach und nach zu einer Sache des ganzen Volkes, von dem manchmal Hunderte wenigstens als stumme Personen mitthaten. So umfassend nun aber die Veranstaltungen waren, die Stoffe beschränkten sich meist auf biblische Geschichten oder waren doch religiöse Lehre, die etwa mit Anklängen an den Todtentanz dargestellt wurde. Und dabei drückte sich immer wieder die Hauptrichtung der Zeit so aus, daß mit Vorliebe Didaxis und Satire in die Stücke gelegt wurden; man versah auch die geschichtlichen, der heiligen Historie entnommenen Stoffe mit oder ohne Anlaß mit satirischen und lehrhaften Anspielungen. Was die Verfasser solcher Dramen betrifft, so waren es meist durch ihre Lebensstellung besonders zu solchen Dingen geschickte Leute, Männer, welche einestheils mit der gelehrten Bildung zusammenhingen, andrestheils aber den Wunsch hegen mußten, direkt auf die Masse des Volkes belehrend und erbauend zu wirken. Unter Schulmeistern und Pfarrern finden wir daher die Dichter dieser Zeit, und neben sie traten hie und da einfache Bürger, Kinder des Volkes.

Es ist namentlich die Schweiz, welche in der Menge und wohl auch in der Güte der Produktion solcher Dramen allen Ländern voransteht. Hier haben Gelehrte und Ungelehrte die unvergleichlich weniger als anderswo in deutschen Landen gehemmte öffentliche Redefreiheit benutzt, um das alte Fastnachtspiel zum Volksdrama und dieses wiederum hie und da zu fast vollendeter Kunstform zu führen. Basel nun steht mit den Dramen, die in seinen Mauern aufgeführt worden, quantitativ und qualitativ als einer der ersten Orte der Eidgenossenschaft da, und alle Stände seiner Bürgerschaft haben sich um die Dramatik verdient gemacht; Schüler haben „auf der Mucken“, Studenten in der Augustinerkirche, die ganze Bürgerschaft unter freiem Himmel auf dem Fischmarkt oder auf dem Kornmarkt die schöne Kunst gepflegt.

Eine Darstellung der Entwicklung des Dramas in Basel muß sich immer wieder an Pamphilus Gengenbach anschließen. Schon dieser gehörte der neuen Richtung insoweit an, daß seine Fastnachtspiele nicht einzig mehr grobsatirische Schilderungen der Zeit und ihrer Menschen waren, sondern daß ein tieferer sittlicher Ernst ihnen innewohnt. Der Form nach allerdings ist er nichts weniger als



modern, und auch in der Charakterzeichnung steht er weit hinter dem neu Erstehenden zurück. „Seine Gestalten gleichen noch," sagt L. A. Burckhardt,[52] „jenen Figuren auf alten Bildern, denen beschriebene Zeddel aus dem Munde hängen, ohne daß ihre Mienen und Geberden den Sinn der Worte bezeichnen." Gengenbachs Menschen charakterisiren sich nur durch ihre eigenen Reden. Auch jetzt noch — im neuen Drama des XVI. Jahrhunderts — reden die Leute noch sehr viel über sich selbst, aber die Gedichte werden doch immer mehr dialogisch, und immer mehr läßt sich aus den Thaten der Charakter erkennen. — Die Darsteller dieser Charaktere waren auch jetzt noch immer Dilettanten, und es wurden auch die Frauenrollen von Männern gespielt. Der Dilettantismus that übrigens diesen Dramen gar keinen Abbruch; im Gegentheil war das Interesse am Schauspiel nur um so größer, wenn die Zuschauer unter den Mitwirkenden manchen ihrer Bekannten wußten.

In der neu gewonnenen Form, d. h. in Anlehnung an antike Muster, hat in Basel zuerst Johann Kolroß, der Kirchenlieddichter, Lehren des Glaubens und der Sitte in einem Drama vorgetragen. Sein Werk ist „Ein schön spil von fünfferley betrachtnussen den menschen zů Bůß reitzende, durch Joannem Kolroßen uß der heyligen geschrift gezogen". Es wurde „uff den ersten Sontag nach Ostern im 1532 jar offentlich zů Basel gehalten". Der Stoff ist seltsamerweise nicht der biblischen Geschichte entnommen, sondern frei erfunden. Sich anlehnend an die Motive des Todtentanzes, will der Dichter die ganze biblische Lehre von der Erlösung des sündigen Menschen anschaulich darlegen.[53] Ein schöner Jüngling, auf das Allerhübschеste nach der Welt gekleidet, theilt seinen Gesellen den gottlosen Wunsch mit, er wolle am Osterfeste, weil ja Christus die Menschheit längst aus jeder Noth befreit habe, einen Tanz aufführen. Vergebens warnt ihn der Pfarrer, indem er ihm die wahre Bedeutung von Christi Tod erklärt. Mit dem Wort „schwyg still du Pfaff" wird der Priester fortgewiesen, und der Jüngling bittet die gleich gestimmte Dirne Irmeltraut um einen Tanz. Sie sagt zu, setzt ihm einen Kranz auf, und die Spieler spielen auf und heißen sie voll Freuden sein. Da kommt der Tod und schießt nach dem Jüngling.

„O weh! Wer hat mich gschossen hie,
Ich ward min Läbtag wunder nie!"



ruft der Getroffene, und zugleich stiebt das lustige Volk auseinander. Der Jüngling bittet um sein Leben, und der Tod erbarmt sich seiner, weil der Knabe sich zu bessern verspricht. Ein Chor singt darauf ein Lied, das mit der gereimten sapphischen Strophe schließt:

„Sydt wir nit wüssen, wann der tod werd kummen,
So sindt geflissen, o jr lieben frummen,
Wachend all stunde, haltend Gottes bunde
Dwyl jr sindt gesunde.“

Dann aber treten an den Jüngling die Versuchungen von Neuem heran. Die früheren Freunde höhnen ihn, weil er thue, als könne er nicht fünfe zählen, nennen ihn einen Phantasten, einen „Apostitzeler“, einen „stillen Tüsseler“ u. s. w. Er bleibt aber fest und sucht Stärkung im Glauben bei einem Prädikanten. Auch der Teufel selbst kann ihn nicht erschüttern, obschon er ihm vorhält, die Buße sei ganz unnütz, da seiner Sünden zu viele seien. So ist er für die Seligkeit reif, in welche ihn ein beredter Engel einführt. — Das eigentliche Stück ist hier zu Ende; es folgt aber noch ein Nachspiel, welches sich an die jüngere Jugend richtet. Es erscheinen noch einmal Tod und Teufel, die Meisten laufen vor ihnen davon, der Narr z. B., der auch in diesem Stücke nicht fehlt, flieht mit der Dirne zu einem guten Baselwein, den er irgendwo weiß. Getroffen wird aber jetzt vom Tod ein böser Bube, und der Teufel, der ihn holt, sagt zu den andern aus der Rotte:

„Ich weiß der Läcker noch gar vyl,
Die städts ligen imm Klugkerspil,
Ouch ander Kind, die nit wänd leren
Bätten, darzue kein predig hören.“

Gottesfürchtige Knaben fassen hierauf gute Vorsätze. Zuletzt kommt der Schultheiß und hält eine Rede über gute Erziehung, und endlich trägt der Herold zur Erklärung des Stücks einen langen Epilog vor, der, wie seine meisten Reden, aus lauter Bibelsprüchen zusammengesetzt ist. — Dieses Stück ist nun noch nicht mit Worten des Verfassers in Scenen oder Akte eingetheilt. Solche werden aber doch schon deutlich unterschieden, indem drei Chöre ebenso viele Akte bezeichnen. Chöre schmücken auch Anfang und Ende des Stückes; sie sind sämmtlich in sapphischen Strophen abgefaßte geistliche Lieder. Mit seiner noch nicht äußerlich sichtbaren Akteintheilung, mit seiner im Ganzen aber recht belebten abgeschlossenen Handlung, an der acht-

zehn Personen theilnehmen, bezeichnet dieses Spiel so recht den ersten Schritt in's Neue hinein.

Mit Kolroß that denselben Schritt noch etwas kräftiger der Dichter, dessen Drama im selben Jahre 1532 im kleinen Basel aufgeführt worden ist: Sixtus Birck.[54] Dieser Dichter, der sich in seinen Briefen auch Xystus Betulejus nennt, wurde am 21. Februar 1500 zu Augsburg als der Sohn eines Webers geboren. Er studirte in Erfurt, Tübingen und Basel und war früh der Sache der Reformation zugethan. In Basel ließ er sich für längere Zeit nieder, erhielt hier als der erste nach der Reformation am 10. Februar 1536 den Magistertitel, trat mit gelehrten Männern in Verbindung und bekleidete öffentliche Stellungen, d. h. er war seit 1530 Vorsteher der Schule zu St. Theodor und wurde 1537 Professor für Oratorik. Das Jahr 1538 findet ihn wieder in seiner Vaterstadt Augsburg. Zu der in Basel gedichteten „Susanna" hat er in seiner Heimath in der kurzen Zeit von 1538 bis 1539 noch vier Stücke verfaßt: „Zorobabel", „Ezechias", „Judith" und „Joseph"; er hat sich aber dann in den vierziger Jahren ausschließlich philologischen und juristischen Arbeiten zugewandt.[55] — Originalität der Stoffe finden wir bei Birck nicht; er schreibt lediglich biblische Dramen, aber sie haben das Angenehme, daß ihre Lehrhaftigkeit niemals allzusehr in die Breite geht. Seine Sprache ist nicht gerade sehr poetisch, aber sie ist einfach, natürlich, anschaulich, hie und da mit einem Bilde geschmückt. Auch das satirische Element ist mit Maß zurückgedrängt, es erhalten etwa Nebenpersonen in diesem Sinne charakteristische Namen. Ich führe nun hier natürlich nur das für Basel und in Basel geschriebene Stück Bircks an, „Dje history von der frommen Gottsförchtigen frouwen Susanna, Im 1532 Jar offentlich im Mindren Basel durch die jungen Burger gehaltenn". Am Ende nennt sich „Sixt Birck von Augsburg, zů der zyt schůlmeister zů mindern Basel, einer löblichen Burgerschaft zů eeren". Das Stück ist die erste der vielen deutschen und lateinischen „Susannen", welche im XVI. Jahrhundert in deutschen Landen gedichtet worden sind. Die in den Apokryphen überlieferte Novelle war eben im ganzen XVI. Jahrhundert einer der beliebtesten Stoffe; konnte man doch darin Alles vortragen, was dem Geschmack der Zeit entsprach. Die böse Leidenschaft alter Männer konnte man satirisch geißeln, die verfolgte Unschuld bot Anlaß zu lehr-

haft erbaulichen Reden, der Abschied der Mutter von den Kindern wirkte auf das Gemüth des Volkes, und das Ganze schloß überdies mit der allbeliebten Gerichtsverhandlung ab. Bei Bircks Stück wirkten dreißig redende Personen mit. Die Handlung ist eine streng einheitliche. Es lag dies eben an dem Stoffe, der selbst so außerordentlich klar und einfach ist. Eine Wiedergabe des Stückes ist kaum nothwendig. Birck hält sich einfach an die biblische Ueberlieferung, dabei entwickelt er recht gute genrehafte Motive. Wie hübsch ist es z. B., daß ein junges Schwesterlein der Heldin sich für dieselbe lebhaft wehrt, so daß der eine der bösen Greise zum andern sagt:

„was danttet dises schnepperlin,
Gib du im eins uffs klepperlin!“

Das beste am Ganzen ist aber jedenfalls die — allerdings etwas lange — Gerichtsverhandlung, welche zu einer Verurtheilung der angeklagten Susanna durch eine Majorität der Richter führt. Die schnöden Gesellen, die den Klägern zu Liebe der Heldin die wirksame Vertheidigung unmöglich machen, sind vortrefflich gezeichnet, und fast großartig ist ihnen die Mißhandelte mit ihrem sichern Vertrauen auf endliche Rechtfertigung gegenübergestellt. Und wie diese schließlich sich findet, der spannend erwartete Umschlag vom Unglück zum Glück durch das Eingreifen Daniels herbeigeführt wird, wie ist da die Stelle schön und lieblich, wo Susanna's Söhnlein dem hilfreichen Daniel den Dank abstattet.

„Du bist ein gûtes gsellelin,
Du hast erlöst min müetterlin;
Büt mir die Hand, und dank dir Gott
Du bist mir lieb on allen spott“

sagt der Kleine, und um die Wahrheit seines Sprüchleins zu erweisen, kommt er mit seinen Spielsachen gelaufen:

„Sich! nim ouch hin das rößlin myn
Und dises hüpsch wintmülelin.“

Wie Kolroßens Stück wird die „Susanna“ in Akte getheilt durch zwei Chöre, die in antiken Strophenformen sich bewegen. — Interessant ist, was uns über eine Wiederholung des Stückes Felix Platter mittheilt, der uns über die scenische Einrichtung einige Aufschlüsse gibt. Diese Einrichtung war einfach genug. Es habe, so heißt es in der genannten Selbstbiographie,[56] „Ulricus Coccius die Susannam uf dem Fischmerkt gespilt. Do lůgt ich zů in meins schniders Wolf Eb-

lingers haus. Die brüge war uf dem brunnen und war ein zinnener kasten, darin die Susanna sich weschet, doselbst am brunnen gemacht. darby sas eine im roten rock, was ein Merianin, Ulrico Coccio versprochen, aber noch nit ze kilchen gefiert. Der Ringler war der Daniel noch ein kleins bieblin." Birck selbst hat seine „Susanna" in's Lateinische übersetzt.

Im Jahre 1533 „uff Sontag den andern Tag Mertzens ist dann in Basel ein Stück des Zürcher Theologen Heinrich Bullinger aufgeführt worden worden „Ein schön spil von der geschicht der Edlen Römerin Lucretiae" u. s. w. Die Aufführung fand gegen den Willen des Verfassers statt,[57] ich kann darum das Stück nicht als einen Antheil Basels an der deutschen Literatur in Anspruch nehmen.

Ein solcher ist dann wieder ein Spiel aus dem Jahre 1535, „Ein herliche Tragedi wider die Abgöttery (uß dem Propheten Daniel) darin angezeigt würt, durch was mittel eyn rechte Religion jnn einem Regiment mög angericht werden, zů Basel uff Sontag den neunden tag Merzens, jm 1535 jor, durch eyn junge Burgerschafft daselbst, Gott ze lob unnd eer offentlich gehallten". Das Stück trägt keinen Verfassernamen. Es wird aber von einigen dem Sixt Birck zugeschrieben.[58] Es ist hingegen mit Sicherheit anzunehmen, daß Birck nicht der Verfasser dieses Dramas ist. Wohl hat er in seiner spätern Augsburger Zeit dasselbe Stück überarbeitet unter seinem Namen als „Beel"[59] herausgegeben. Er hat damit aber einfach ein Plagiat an dem Stücke eines Baslers begangen. Denn einmal kann aus sprachlichen Gründen die „herliche Tragedi" nicht von Birck herrühren,[60] ferner ist dem Stück im letzten Akte ein geistliches Lied eingefügt, welches Kolroß zum Verfasser hat.[61] Wir dürften also kaum irre gehen, wenn wir — wie dies früher durch Andere geschah — dem bekannten Kirchenlieddichter, dem Urheber des „Spieles von fünferlei Betrachtnussen", dieses Stück zuschreiben würden. Dasselbe zerfällt in die beiden Geschichten vom Beel und vom Drachen zu Babel. Es verficht die Sache der Reformation, ist von dreiundvierzig Personen gespielt worden, und ist, wie aus der Vorrede zu ersehen ist, gegen ein kurz zuvor irgendwo — kaum in Basel — aufgeführtes katholisches Spiel gerichtet, in welchem die Entfernung der Bilder aus den Kirchen mit der Beraubung des Tempels durch Nebukadnezar zusammengehalten worden war. Zur Antwort darauf wird nun in unserm Stück die



katholische Priesterschaft nicht undeutlich mit den Baalspfaffen verglichen, die vermittelst eines heimlichen Einganges Nachts in den Tempel dringen und die dem Gotte vorgesetzten Speisen verschmausen. Das Volk aber schließt aus dem Appetit Baals auf die Größe seiner göttlichen Kraft: „Bedenkt,“ sagt der Kanzler des Königs Cyrus,

„was Kosten man müsse han,
Bis man den Gott erfüllen khan;
Der groß Unkost, der lernt uns wol,
Daß man jhn als Gott eeren soll.“

Hübsch ist die Naivetät des Königs, der darauf den Tempel abschließt, um sich zu überzeugen, daß Alles mit rechten Dingen zugehe:

„Wolan ich bin zů diser früst
Küng, Priester und ouch Sigerist,“

sagt er, indem er die Schlüssel an sich nimmt. Köstlich ist die Scene, in der die Pfaffen sich an den Leckerbissen gütlich thun. Daniel aber läßt dann durch seinen Diener in der Nacht Asche streuen, und es wird durch ihn dem Könige der Betrug der Priester offenbar. Diese werden in die Grube geworfen, und es wird dem Götzendienst der Garaus gemacht. In der Schlußrede des ersten Theiles heißt es dann ganz deutlich mit der Spitze gegen den Katholizismus:

„Der Beel műß Gott dem Herren wychen.
Das heyßt mir aber alles Beel,
Das eben hatt denselben fäl,
Das also hat eyn valschen schyn,
Verbländt dir ganz das hertze dyn.
Drum so die göttlich warheyt klar
Erschyndt, so nimm derselben war!“

Im zweiten Theile werden dann freilich auch die materiellen Vortheile der Reformation betont: Der Kanzler, der übrigens im Geheimen an dem gestürzten Beel noch hängt, wird nämlich gefragt:

„Was sagt jr von den kosten groß,
Deß man jetzt ist ganz worden los?“

Der Kanzler aber weiß das Volk noch auf seiner und Baals Seite, und die Antwort auf jene Frage ist eine Revolution, die gegen den von Daniel beeinflußten Cyrus ausbricht. Treffend sind hier die Aufwiegler geschildert:

„Wolluff jr lieben burger gůt,
Eyn yeder hab sich wol jnn hůt,
Wolluff, land uns das vatterland



Und fryheit hüt mit unser hand
Beschirmen. Lärma! lärma! dran!
Wir wend den juden ußhär han!"

ruft einer in seinem Grimm gegen Daniel, und ein Anderer fällt ein:

„Lärma! lärma! huy, wolluff,
Ir burger lauffend all zehuff!" u. s. w.

Daniel wird vom König aufgegeben und in die Löwengrube geworfen. Die im dritten Akte vorgeführte wunderbare Speisung des Propheten durch den von einem Engel herbeigetragenen Habakuk bringt dann aber den Sieg der Wahrheit und die Befreiung Daniels aus der Löwengrube, in der ihm die grimmigen Bestien nichts angethan haben; im Epilog wird das Volk aufgefordert:

„Drumb, so wir dussern (die äußern) Götzen hand
Sampt falschem Gottsdienst, stat und land,
Ganz ußgerüdt und abgethon
Sönd wir die jnnern nit lon ston!"

Man kann sich die Freude denken, welche die vielen Anspielungen beim Publikum hervorriefen. Dasselbe hatte ja nichts zu thun, als an die Stelle von Babel immer Basel zu setzen. — Wenn die Annahme richtig ist, daß die „herrliche Tragedi" von Kolroß gedichtet worden ist, so hat in technischer Hinsicht der Dichter viel gelernt. Nicht nur entspricht der Dialog viel mehr als früher modernen Anforderungen, er ist fließend, die Rede oft eigentlich gewandt zu nennen; dazu ist auch das Stück deutlich in drei Akte geschieden. Sie sind allerdings von sehr ungleicher Länge, aber die Einschnitte stehen an Stellen, wo der natürliche Verlauf der Dinge Ruhepausen gebietet. Wir werden darum nicht zu viel sagen, wenn wir die „Tragedi" Kolroßens als den Anfang moderner Dramatik in Basel bezeichnen.

Der Vollständigkeit halber muß hier erwähnt werden, daß im Jahre 1537 ein Stück „Der ungerathene Sohn" in Basel soll erschienen sein. Das Drama ist mir aber nur aus einer Anführung bekannt.[62]

Der bedeutendste aller Basler Dramatiker aber, ein wirklicher Dichter voll echter Kraft, ist Valentin Boltz.[63] Er war gebürtig aus Ruffach im obern Elsaß, kam als Diaconus nach Tübingen und übersetzte dort den Terenz für „die armen Schülerlein, so nit allwegen mögen interpretes haben," in deutsche Prosa. In der Vorrede weist er die Meinung zurück, daß ein Kirchendiener sich nicht mit dergleichen

abgeben dürfe. Die schöne Kunst des Schauspiels habe uns Gott durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, verachte Gott selbst. Boltz ist später nach Basel gekommen und ist in den Jahren 1546 bis 1554 ein beliebter Prediger am Spital gewesen.[64] Außer Drama und Predigt hat er auch die Technik der Malerei verstanden.[65] — Seine Dramen bezeichnen wiederum einen wesentlichen Fortschritt. Allerdings ist bei ihm die Wahl der Stoffe immer noch von der kirchlichen Bewegung beeinflußt, auch er kann die Lust nicht unterdrücken, dem konfessionellen Gegner einen Hieb zu versetzen. Aber Boltzens Stücke sind dafür schon in dasjenige Stadium der Entwicklung getreten, wo erstens, wie schon in der „Tragedi", deutliche Theilung in Akte angewandt wird, wo dann aber ferner Gesang und Musik die Stücke verschönern. Und zwar markiren sie nicht mehr nur die Aktschlüsse, sondern ernster und heiterer Gesang wird mit in die Handlung verflochten. Auch werden Boltzens Stücke nicht mehr nur von einigen jungen Bürgern gespielt, sondern es wirken von jetzt an ganze große Massen mit. Boltz inaugurirt in Basel das Volksschauspiel großen Styles, bei welchem sogar das Interesse der Obrigkeit in Anspruch genommen wird, die mit Geld und sonstiger Fürsorge hilft. Darum spricht bei den folgenden Stücken ein Herold in der Wappen- und Standesfarbe die Eröffnungs- und Schlußworte, kurz, das Drama ist Staatsaktion, eine Festfeier für Regierung und Volk, für Jung und Alt aller Stände. Man lud sogar oft fremde Gäste zu der Aufführung ein, und die Handlung nahm oftmals zwei Tage in Anspruch. In diesen Dramen geht beinahe nichts mehr hinter der Scene vor, wird kaum mehr etwas durch bloßes Erzählen bekannt, sondern Alles geschieht vor den Augen des Zuhörers in strenger zeitlicher Aufeinanderfolge.[66] Das ist so der Typus des Massendramas, wie es namentlich die Schweiz pflegte, in deren freien, von Bürgern geleiteten Gemeinwesen es auch allein sich soweit entwickeln konnte. Weiter hat es das Drama des XVI. Jahrhunderts kaum gebracht, wenn man von den lateinischen Schauspielen absieht, welche auf antiker Grundlage von Humanisten für das Gymnasium und die Akademie komponirt worden sind.

(Schluß folgt.)



Der Dorfwucherer
oder
der Kirchthurmbau zu Frick.

Eine Erzählung von J. A. Stocker.
(Schluß.)

Wir benützen die Pause, in welcher der Grubenpeter seine Zeitung liest, die durch die vielen Hände, durch welche sie schon gegangen, ganz mürbe geworden und zerrissen ist, um auf einen Augenblick außer den Rahmen unserer Geschichte zu treten.

Wir gehen auf die Jugendzeit des Grubenpeters zurück.

Die Heimath dieses Mannes, der mit seinem richtigen Namen Peter Croubat hieß, und den die Dorfbewohner in den ihnen geläufigeren Spitznamen umtauften, ist ein sundgauisches Dorf. Als frommer Mann hatte er früher manche Wallfahrt nach Maria Einsiedeln gemacht, und der Ort, in dem unsere Geschichte spielt, hatte ihm so wohl gefallen, daß er den Sundgau verließ und sich da ansiedelte. In dem sundgauischen Dorfe seiner Heimath lebte gleichzeitig mit ihm ein im gleichen Alter stehender junger Mann, Gottfried Meyerhofer, ein aufgewichster, flotter und hübscher Bursche, der, obschon er arm war, allen Mädchen die Köpfe verdrehte. Er hatte ein gutes Handwerk gelernt, war weit in der Fremde herumgekommen, hatte aber etwas leichte Sitten mit heimgebracht. Das hinderte nun freilich nicht, die schöne Tochter des Bäckers im Dorfe zu freien, die ihm mit ganzer Liebe zugethan war. Neben andern Bewerbern waren es namentlich zwei, die dem schönen Kinde ebenfalls, jeder nach seiner Weise, ihre Huldigungen darbrachten: der damals schon etwas bucklige Peter Croubat und der Schmied Franz, den wir bereits unter dem Namen „Hausirerfranz" mit seiner ganzen, kurz erzählten Lebensgeschichte kennen gelernt haben. Den Croubat mochte die junge Bäckerstochter schon seiner unansehnlichen Gestalt wegen nicht leiden, dann auch deßhalb nicht, weil er schon damals in nicht besonders günstigem Rufe allzu großer Ehrlichkeit stand. Der Schmied Franz dagegen war ein braver, junger stiller Mann, der sich ehrlich durchbrachte, aber nicht viel Wesens von sich machte, obschon seine

Figur eine ganz angenehme und ansprechende war. Was die Bäckerstochter namentlich bestach, das waren die feinen Manieren, die der Gottfried in fremden Landen sich angeeignet hatte, die zierliche Art, wie er sich kleidete, und das lebhafte, bewegliche Wesen, das sich hauptsächlich auch in seiner mit fremdartigen Wendungen und Ausdrücken wohlgespickten Sprache kund gab. Alle drei Bewerber liebten das Mädchen vielleicht mit der gleichen herzlichen Zuneigung, aber, und wir wollen das ununtersucht lassen, wohl aus verschiedenen Ursachen, wie denn auch die Körbchen, die der Peter und der Franz erhielten, in den verschiedensten Folgen sich äußerten.

Franz konnte nicht mehr im Orte bleiben, er konnte die Geliebte seines Herzens nicht in den Armen eines Andern sehen; er verkaufte, wie wir bereits wissen, seine Habe und wanderte aus. Nach den mannigfaltigsten Schicksalen, die ihn trafen, finden wir ihn als Hausirer, Geschirrhefter und Maulwurffänger.

Der Peter wendete sein bescheidenes Vermögen durch geschickte Vorkehren so oft, daß es ihm reichliche Zinse brachte. Freilich nahm er's dann mit der Gewissenhaftigkeit nicht sehr genau, wenn es nur etwas eintrug. So mehrte sich sein Vermögen, daß er nach einer Reihe von Jahren, nachdem seine Rivalen schon längst ihr Hab' und Gut verthan hatten, als ein, nach bäuerlichen Verhältnissen gerechnet, reicher Mann galt.

Gottfrieds Ehe mit der schönen Bäckerstochter blieb Jahre lang ohne Kindersegen. Mochten vielleicht die getäuschten Hoffnungen des Vaterglücks ihm einen Stein in den klaren Spiegel des ehelichen Lebens geworfen haben, mögen noch andere Verhältnisse, namentlich auch Täuschungen über das zu erhoffende Vermögen seines Schwiegervaters dazu beigetragen haben, die Bitterkeit in seinem Gemüthe wach zu rufen, kurz: die Aeußerungen zeigten sich bald in der Liebe zum Trunk. Es entstand eine schwere Zeit für die Bäckerstochter; in diese Periode des Kummers und Leides fiel doch noch ein Strahl der Hoffnung und einer Rückkehr des Gatten zum Bessern; sie gebar ihm eine Tochter. Wirklich schien auch bald das Leben in ihm neu aufzuthauen; das eheliche Glück leuchtete belebend und erquickend in das düstere Grau seiner Seelenstimmung. Es sollte bald wieder entweichen!

Eine von einem seiner Kameraden im Wirthshause mehr neckisch als böswillig hingeworfene Bemerkung über den späten Kindersegen



ließ ihn so plötzlich und jähzornig aufbrausen, daß er ein schweres Trinkgeschirr ergriff und es dem Necker mit aller Wucht über den Schädel schlug, so daß dieser blutend und ohnmächtig zusammensank. Gottfried glaubte den Getroffenen todt. Er nahm in aller Eile von seiner Frau, von seinem Kinde herzlichen und bitterlichen Abschied und flüchtete. Lange zog er umher, ohne von sich etwas hören zu lassen, aus Furcht, verrathen, eingeholt und bestraft zu werden. Gleichwohl kam er wieder einmal heimlich in's Land, vernahm aber zu seinem Schrecken, daß seine Frau aus Kummer und Gram gestorben sei und daß der Peter Croubat sein Kind zu sich genommen habe und durch seine Eltern pflegen ließe. Da packte es den Gottfried mit gewaltigem Weh, er zog hinaus in die Fremde, durchwanderte ganz Frankreich und ließ sich endlich nach manchen Irrfahrten in einer gewerbsamen Stadt in Burgund nieder, wo er sein Handwerk mit Erfolg betrieb und ein wohlhabender Mann wurde. Als er sich dann später im Sundgau nach seinem Kinde erkundigte, hieß es, es sei mit dem Croubat in's Oesterreichische gezogen, man wisse nicht wohin.

Peter Croubat, dessen Aufenthaltsort von Gottfried nicht ausfindig gemacht werden konnte, saß zwei Monate nach dessen Tode an dem Abend, an welchem auch der Hausirerfranz wieder in's Land kam, in seinem Hause am Gemeindeplatz und begann soeben die Zeitung zu lesen, als ein Artikel seine Aufmerksamkeit plötzlich ungeheuer in Anspruch nahm. Er begann zu zittern, er mußte die Brillengläser neuerlich abreiben, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich recht gelesen habe.

„Richtig, da steht's ja!“ sagte er laut vor sich hin, und las: „Oeffentliche Bekanntmachung. Den 24. April 17 . . starb in der Stadt Dijon in Burgund der Sieur Gottfried Meyerhofer, Tischlermeister aus dem Sundgau. Derselbe hat ein Testament hinterlassen, das über sein Vermögen von 40,000 Livres tournois zu Gunsten seiner unbekannt wo abwesenden Tochter Johanna Meyerhofer verfügt 2c. Unterzeichnet von den Gerichtsbehörden der Stadt Dijon.“

„Herrgott! Vierzigtausend Livres tournois macht bei siebentausend Kronenthaler!“ rief der Grubenpeter und tanzte wie närrisch in der Stube herum. „Das Johanneli eine reiche Erbin! Wie, wenn ich das Kind freite! Bin doch noch kein so übler Bursche,“ sagte der alte Hagestolz und zuckte geckenhaft seine unsaubern Hemdkragen.



Gern wäre er vor den Spiegel gestanden, wenn er einen solchen gehabt hätte. „Muß dem Mädchen die Grillen wegen dem Anton aus dem Kopfe treiben; passen nicht zusammen, die Beiden. Der Anton hat nichts, ist ein schlechter Haushalter und würde das Vermögen des Johanneli bald durchgeputzt haben. Will ihr daher heute Abend schon einen Antrag stellen," sagte er zu sich selbst, „und das Mädchen müßte sein Interesse nicht verstehen, wenn es nicht Ja sagte."

Während der Grubenpeter in der Stube sich mit seinen Projekten trug, hatte im Baumgarten draußen auch Einer seine Gedanken gemacht, während er den Maulwürfen Fallen stellte. Als der Hausirerfranz seine Arbeit vollendet hatte und die gefangenen Thiere zahlreich auf einem Haufen lagen, trat er in die Stube.

Der Grubenpeter wurde durch das Eintreten des Hausirerfranz in seinen Zukunftsplänen unangenehm gestört.

„Ihr kommt wegen der Bezahlung für das Mäuseeinfangen?" fragte er den Eintretenden. „Wahr ist, wer sein Geschäft recht besorgt hat, darf auch auf baar Geld rechnen. Ich würde mir eher die rechte Hand abhauen lassen, als daß ich nur das Mindeste von einem rothen Heller ungerecht verlangte, was einem Arbeiter gehört, der seinen Dienst gehörig versieht. Was habt Ihr verdient?"

„Zwei Ratten zu drei Kreuzer das Stück, macht sechs Kreuzer, sechs Maulwürfe zu zwei, macht zwölf, und vier Feldmäuse" —

„Die Feldmäuse, das geht in den Kauf," marktete der christliche Jude.

„Glaubt Ihr denn, ich tödte diese kleinen Thierchen Gottes, die mir nichts zu Leide gethan, umsonst, zu meinem Vergnügen?"

„Nun, nun, achtzehn Kreuzer ist genug, denn die Feldmäuse, die" —

„Die Feldmäuse?" brauste der Hausirerfranz auf. „Seht, Herr, die haben so kleine, weiße, scharfe Zähne, die durchwühlen in kurzer Zeit eine ganze Jucharte, reißen Alles auf, zernagen die Wurzeln der Pflanzen; man könnte fast sagen, sie gleichen den Wucherern, die den Leuten das Blut unter den Fingerbeeren hervorsaugen," —

„Nun, nun! Was wollt Ihr denn als Euern Lohn?" sagte ungeduldig und betroffen der Wucherer.

„Zweiundzwanzig Kreuzer in Allem," war die Antwort.

„Zweiundzwanzig Kreuzer, viel Geld! — Da kann man den ganzen Tag den Geldbeutel in den Händen halten, hat Auslagen über



Auslagen und das Land trägt nichts ab," sagte der Alte, indem er langsam das Geld hinzählte.

„Da, dieser Sechser ist falsch," sagte der Hausirerfranz und schob ein Geldstück wieder zurück.

„Was sagt Ihr? Das ist schönes, gutes Geld!"

„Wenn das wahr ist, so behaltet den Sechser, ich will einen andern," entgegnete trocken der Hausirer.

„Höret, guter Mann, Ihr fanget an, mich zu langweilen," sagte der Grubenpeter und wechselte den Sechser gegen einen andern um.

„So, nun ist's in Ordnung," bemerkte der Hausirer, nahm einen Stuhl und setzte sich zum Tisch.

„Nun, was soll das?" fragte der Peter erstaunt.

„Ich denke soeben," entgegnete der Andere, „da wir nun mit den Arbeiten fertig sind, wollen wir ein wenig plaudern. Wisset, das ermüdet, den ganzen Tag so mit gekrümmtem Rücken zu arbeiten. Ihr kennt mich nicht mehr, Grubenpeter, oder?"

Der Angeredete schaute verwundert auf.

„Ja ja, ich glaub's wohl, das Alter, Kummer, Sorgen, schlechte Nahrung, schlecht Quartier in Ställen und auf Heuboden haben mich ein wenig verunstaltet. Aber ich dächte, Ihr solltet Euch noch wohl erinnern können an den Gottfried Meyerhofer und an den Schmiedfranz, die mit Euch um die Bäckerstochter freiten?"

„Herr, du meine Güte! Das ist ja der Franz!" rief der Grubenpeter eben so erstaunt als unangenehm berührt.

„Ja, das ist der Franz!" entgegnete ruhig der Hausirer. „Der Franz will aber nicht uralte Geschichten aufrühren. Er möchte eher von der Gegenwart sprechen, Peter Croubat!"

Der Grubenpeter wurde unruhig.

„Das Kind der Johanna Meyerhofer ist ein hübsches Mädchen, wohl erzogen und gescheidt; es wäre jetzt an der Zeit, die Johanna zu verheirathen."

„Mit welchem Recht mischt Ihr Euch in diese Sache?" fragte unwillig der alte Peter.

„Mit welchem Recht? Mir will scheinen, Peter Croubat habe sich noch wenig um das Recht bekümmert," sagte ruhig der Hausirer, „seine Wege sind selten die des Rechts gewesen."

Der alte Sundgauer wollte aufbrausen, doch der Hausirer hielt ihn fest und setzte ihn ruhig auf einen Stuhl, indem er hinzufügte: „Reden wir in aller Ruhe mit einander, es wird besser sein. Ihr kennt den Zimmermann Anton, sein Vater ist gestorben, und zwar — sonderbar“ —

„Wie, was? was ist sonderbar?“ fragte unruhig der Peter; es litt ihn kaum auf dem Stuhle, auf den ihn der Hausirer hingesetzt hatte.

„Sonderbar, daß der Georg starb, gerade in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete.“

„Mein Gott! Das kann Jedermann begegnen,“ war die Antwort, die etwas lange auf sich warten ließ.

„Wohl wahr! — ganz richtig! Aber seid Ihr nicht auch meiner Meinung, es gibt manchmal Unglücksfälle, die nicht vom bloßen Zufall herbeigeführt sind?“

„O! — Ah! — Was wollt Ihr damit sagen?“

„Der Zufall hat einen breiten Rücken,“ entgegnete mit ewigem Gleichmuth der Hausirer. — „Nehmen wir einmal an, es gäbe gewisse Leute, welche einen gewissen Vortheil darin sähen, wenn andere Leute ihnen nicht vor der Sonne ständen. Man wünscht ihren Tod nicht! — aber es gibt einen gewissen Zufall, dem man einen Stoß versetzt, und die Leute verschwinden — sie sind todt, man trägt Leid um sie und beutet ihr Unglück aus. Nicht wahr, Peter Cronbat, das ist auch schon da gewesen?“

Auf den Peter hatten diese Worte einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Er hätte wohl die Farbe wechseln können, wenn dies bei dem ledernen Antlitz nur irgend möglich gewesen wäre. Er zitterte, er mußte sich krampfhaft am Stuhle halten, um nicht seine Bewegung zu verrathen. Peter mußte sich überzeugt haben, daß der Hausirer vollständige Kenntniß der Ursachen des Todes von Georg besaß; aber, dachte er: Beweise hat er keine. Das tröstete ihn wieder in Etwas. „Ich begreife Euch nicht, Franz,“ sagte er, nachdem er sich wieder etwas gefaßt hatte, „Ihr redet in Gleichnissen; wenn Ihr etwas nothwendig habt, so sagt es mir, ich will Euch gerne helfen — Ihr werdet alt und ich weiß es meiner Person halber, das Alter hat seine Beschwerden.“

„Kümmert Euch nicht meinetwegen, Peter, ich bin noch nie betteln gegangen.“

„Nun aber“ —

„Sprechen wir von andern Dingen; dieser Anton, dessen Vater auf so unglückliche Weise“ —

„Lassen wir diese Geschichten,“ sagte der alte Wucherer verlegen. „Es war ein großes Unglück, ja, aber es ist nicht mehr zu ändern.“

„Macht an den Kindern gut, was am Vater gesündigt worden ist,“ betonte der Hausirerfranz.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Peter, dem diese Unterhaltung von Minute zu Minute peinlicher wurde.

„Gebt dem Anton die Johanna zur Frau!“

„Nie, niemals!“

„Erzürnet den jungen Mann nicht, reizt ihn nicht! Das Glück läßt Manches leicht vergessen, sagt man. Zu seinem Unglücke dagegen wäre es möglich, daß er die Ursache des Todes seines Vaters erführe und dann würde ich für nichts gutstehen!“

„Was kann mir das nützen oder schaden?“

„Nützen nichts, schaden wohl! Der Zufall, die Todesursache hatte zwei Genossen an jenem Tage“ —

„Zwei Genossen?“

„Denkt über die Sache nach, Peter; der Anton heirathet die Johanna, das ist meinerseits eine ausgemachte Sache. Ihr werdet bis morgen auch darüber im Reinen sein, denn morgen werde ich die Antwort haben. Nun gute Nacht, laßt Euch nichts Böses träumen!“

— — —

Der Hausirerfranz ging.

Gedankenvoll sank der Grubenpeter auf seinen Stuhl zurück.

„Dieser Mensch kommt mir jetzt sehr ungelegen,“ sagte er zu sich selbst. „Wenn man ihm einen Platz verschaffen könnte irgendwo als Knecht auf einem einsamen Hof, wo er mir nicht in die Quere käme, weit weg von hier, wo wir im Leben nie mehr zusammenstoßen. Ha ha!“ lachte er laut auf, „der drollige Einfall, die Johanna dem Anton zur Frau zu geben, und gerade jetzt, wo sie unverhofft geerbt hat! Was den Leuten nicht Alles durch den Kopf geht? — Und dann wegen dem Uebrigen, wegen dem, was vor ein paar Jahren passirt ist, na! das ist vergessen, daran denkt kein Mensch, daß der Georg“ —

In diesem Augenblick trat das Johanneli ein, die winzige Suppenschüssel in den Händen tragend.

„Die Suppe ist da, Vater," sagte sie.

„Nun gut, so wollen wir zuerst beten." Der Grubenpeter faltete scheinheilig die Hände, das Johanneli dagegen that es in der heiligsten Ueberzeugung, daß man für jede Gottesgabe danken müsse.

„So, das wäre," sagte der Grubenpeter wie Einer, der froh ist, etwas Unangehmes abgethan zu haben. Die Beiden setzten sich.

„Gib mir den Suppenlöffel; man kann Dir doch sagen was man will, so liegt es immer verkehrt auf dem Tisch." Die Beiden aßen.

„Schon wieder ein frischer Laib Brod auf dem Tisch," brummte der Alte.

„Ei, der andere ist aufgebraucht, Vater."

„Aufgebraucht? Du gehst nicht sparsam genug mit dem Brod um; man muß das Brod heilig halten. Siehst Du, Leute, die das Brod verschwenden, kommen nicht vorwärts. Des Hubelhansen Martin war heute da und hat gejammert, wie es ihm so böse ergehe, und doch tragen die Leute keine Sorge zum Brod, gehen in's Wirthshaus, brauchen ihr Geld auf und haben dann nichts, um ein elend Zinslein abzubezahlen!" Bei diesen Worten machte der Alte mit dem Messer ein Kreuz über den Laib und schnitt ihn an. „Was ich Dir sage, ist zu Deinem Besten, ich sage es nicht, um Dich nachdenklich zu machen."

„Ich sei nachdenklich?" fragte das Mädchen, das freilich nachgedacht hatte, wie es seine Anfrage, von der es schon seinem Anton gesprochen hatte, anbringen wollte.

„Nun, was hast Du denn, sprich!"

„Ich habe nichts!"

„Doch, Du hast etwas! Du willst nicht heraus mit der Sprache!" drängte der Alte. „Wenn Du traurig bist," sagte er im mildesten Tone, der ihm möglich war, „so rede heraus. Ich bin kein Ungeheuer, Du weißt, ich habe Dich sehr gerne. Wenn ich dann hie und da etwas rauh d'rein fahre, so mußt Du nur nicht drauf achten; es geht mir auch nicht immer Alles nach Wunsch, und da werde ich eben oft, ohne daß ich es will, böse und mißmuthig. Es hat Jeder so einmal im Jahre seinen Rappel!"



Wie das Johanneli den Alten so reden hörte, dachte es, jetzt sei die beste Gelegenheit, sein Anliegen anzubringen. Es nahm daher allen seinen Muth zusammen und sagte:

„Weil Ihr doch so gut seid, so hätte ich um Etwas fragen wollen, Vater.“

„Sprich nur, sprich!“

„Ich hatte eben gefürchtet — Ihr wißt,“ stotterte das Kind verlegen — „der Anton“ —

„Schon wieder dieser Mensch,“ sagte der Alte und runzelte die ohnehin nicht glatte Stirn.

„Da seht Ihr, jetzt seid Ihr schon wieder böse,“ warf das Mädchen traurig ein und schwieg einen Augenblick.

„Nein, nein, ich höre ja zu; sprich nur — der Anton?“

„Der Anton hat mich gern, er liebt mich, aber er wagt nicht, um meine Hand anzuhalten.“

„Und da mußt Du für ihn reden?“ lachte er spöttisch. „Diesen Menschen zu heirathen? Nein, nein, daraus wird nichts, und wenn Du so alt würdest wie die kleinen Steinchen im Bach, daraus wird Nichts!“

„Aber Vater, ich liebe ihn, den Anton!“

„Habe Dir schon oft gesagt, daß ich nicht Dein Vater bin, der Gottfried Meyerhofer“ —

„Anton,“ unterbrach ihn, muthiger werdend, das Mädchen, „Anton war immer freundlich und liebreich mir gegenüber, während Andere,“ und dabei schaute sie den Alten bedeutungsvoll an, „beständig hart und unfreundlich gegen mich gewesen sind. Als ich noch ein kleines Mädchen war, vertheidigte er mich gegen andere Kinder meines Alters, wenn sie mich schlagen wollten, er“ —

„Alles das sind keine Gründe.“

„Für mich genügen sie schon, Vater!“

„Schon wieder dieses Wort! Hörst Du, ich will dieses Wort Vater nicht mehr hören. Und was den Anton betrifft, so wird er Dich unglücklich machen, er hat nichts und wird nie zu Etwas kommen. Glaubst Du, ich hätte Dich erzogen, genährt und gekleidet, daß Du dann dazu da seiest, an der Seite eines Herrn von Habenichts betteln zu gehen?“

„O wir werden schon arbeiten, daß es uns an nichts fehlen wird — und mit der Hilfe Gottes“ —

„Ja, Du bist halt auch wie die Andern, verlässest Dich auf die Hilfe Gottes und verachtest Die, die Dir nahe stehen! Sieh' einmal mich an, wenn ich hie und da auch einmal rauh und widerhaarig bin, im Grunde bin ich doch ein guter Mensch. Wie wäre es, Johanna, wenn ich Dich heirathete?“

„Ihr?“ rief das Kind erschrocken aus.

„Ei warum nicht? Ich habe ein schönes Vermögen, freilich braucht man's den Leuten nicht auf die Nase zu binden. Ich kaufe Dir hübsche gute Kleider von feinem Brabantertuch, Du brauchst dann die Küche nicht mehr zu besorgen, Wasser zu holen und dergleichen Dinge mehr, dafür werden wir eine Magd halten. Siehst Du, das sind andere Aussichten?“

„Vater,“ sagte das Kind mit schmerzlichem Tone, „das, was Ihr mir da sagt, ist Alles recht und schön, aber Euch zum Gatten nehmen, kann ich nicht. Anton liebt mich, ich liebe ihn, und wenn ich ihn nicht bekomme, werde ich das Heirathen wohl bleiben lassen.“

„Anton wird eine andere Frau nehmen, er wird Dich bald vergessen haben,“ sagte der Alte, „die jungen Bursche sind gar wankelmüthig; ist kein Bestand in ihnen. Denke über das nach, was ich Dir gesagt habe. Und nun gute Nacht! Geh' jetzt schlafen.“

„Gute Nacht, Vater!“

Und das Mädchen ging traurigen und betrübten Herzens in sein Schlafgemach, um sich dort auszuweinen.

Der alte Grubenpeter grinste ihr noch freundlich nach und sagte zu sich, als das Kind die Stubenthür hinter sich geschlossen: „Wird sich schon machen, die Sache. Kaufe ihr einige schöne Kleider und einige falsche Schmucksachen, denn die thun's wie die ächten, und sie wird sich endlich d'rein ergeben. Weiß schon, die Weiber haben's alle so, wenn sie nur Geschenke sehen, so sind sie gefangen. Haha!“ lachte der alte Sünder, indem er sich die Hände rieb und sein altes schmutziges Zeitungsblatt aus der Tasche zog. „Gute Geschäfte gemacht heute, trotz dem Hausirer; 40,000 Livres tournois geerbt! Sieur Gottfried Meyerhofer aus dem Sundgau! Vierzigtausend Livres tournois,“ sagte er gedehnt und ging dann ebenfalls sein Schlafgemach aufzusuchen.

— — —

Die Nacht, in der wir vom Grubenpeter Abschied genommen, brachte ihm nicht den erquickenden Schlaf. Das Heirathsprojekt mit dem Johanneli lag ihm vorn und hinten im Kopf, die 40,000 Livres tournois baumelten wie langgeschwänzte Noten vor seinen Augen, dazwischen sah er dann wieder den Georg, den Zimmermann, wie er das Gerüste des Kirchthurms bestieg, in Gedanken hörte er einen Fall und huschte erschreckt unter die keineswegs weiche Decke des Bettes.

Auch der Hausirerfranz, der in Antons Kammer Quartier gefunden, schlief lange nicht ein. Er hatte morgen einen wichtigen Tag: das Heirathsprojekt des Anton mit dem Johanneli in's Reine zu bringen, das lag ihm zunächst am Herzen. Dies zu vollenden, ohne zum äußersten Mittel greifen zu müssen, dazu spannte er alle seine Geisteskräfte an; er hielt es für seine Pflicht und in seiner Aufgabe, hier vermittelnd handeln zu können und zu sollen.

Am Morgen befand er sich zeitig in des Grubenpeters Garten, in dem das Johanneli bereits arbeitete. Die Beiden hatten keine Viertelstunde mit einander geplaudert, als auch der Grubenpeter unter der Hausthür erschien.

„Johanneli!" rief seine kreischende Stimme.

„Ich komme, ich komme!" antwortete das Mädchen zurück.

„Du bleibst hier," befahl der Hausirer streng.

Das Mädchen schaute ihn groß an, indessen der Grubenpeter näher trat.

„Du bleibst hier," wiederholte der alte Franz.

„Habt Ihr hier etwas zu befehlen, Mensch?" fragte giftig der Herr des Hauses. „Das Mädchen hat Niemandem zu gehorchen," fuhr er fort, „als mir; Johanna ist die Herrin des Hauses, denn sie wird meine Frau."

„Vater!" flehte das Mädchen.

„Ihr untersteht Euch," rief der Hausirer zornig, und seine Stirnadern schwollen hoch auf, „Ihr untersteht Euch, das Mädchen mit Euern Anträgen zu verfolgen?"

„Ich denke," höhnte der Grubenpeter, „nicht nöthig zu haben, Euch darum befragen zu müssen."

„Halt!" dachte der Hausirer, „dahinter steckt etwas. Woher sonst diese Bewerbung?"

Der Grubenpeter wollte die Jungfrau bei der Hand erfassen und in's Haus führen, indem er sagte: „Komm, Johanna, lassen wir den Menschen da“ —

Aber der Hausirer fiel ihm in den Arm und donnerte ihn gewaltig an: „Halt, alter Wucherer! Nun sprechen wir zusammen! Ich habe Euch bis dahin ausreden lassen, nun habe ich ein Wort mitzureden. Glaubt Ihr, damit sei's gethan, ein armes Mädchen von der Straße aufzulesen, zu allen Diensten zu gebrauchen, ihm ein Stücklein trockenes Brod hinzuwerfen, das nach dem Blutschweiße armer Leute riecht — und dann habe man damit ein Recht erworben, über die ganze Zukunft eines solchen Geschöpfes bestimmen zu können! Das ist eine schlechte Rechnung, Peter Cronbat, und ohne den Hausirerfranz gemacht, der in diesen Dingen auch mitspricht! Johanna hat Euch mehr Achtung und Liebe erwiesen, als Ihr verdient, und darum macht Ihr Projekte? Hahaha! Ich will Euch meine Meinung sagen: Der Anton, der Sohn des Zimmermanns, Ihr wißt, der vor einigen Jahren“ — (der Grubenpeter machte eine unwillige, verlegene Bewegung) „nun Ihr wißt schon — der Anton und die Johanna heirathen einander und damit basta! Euch wird man nicht um die Aussteuer belangen. — Nun?“ fragte der Hausirer und kreuzte ruhig die Arme, wie Einer, der seiner Sache gewiß ist.

„Aber mit welchem Recht? mit welchem Recht mischt Ihr Euch in diese Sache?“ fragte der Grubenpeter gereizt.

„Mit Euerem Rechte jedenfalls nicht,“ antwortete stolz der Gefragte. „Das Recht des Mädchens gilt,“ und dabei wies er mit dem Finger auf Johanna, die halb verwundert, halb ängstlich dem Verlauf der Sache zuhorchte.

„Ihr seid nicht der Vater, Johanna Meyerhofer ist deßhalb frei und kann ihre Hand vergeben, wem sie will. Und dann, wenn Ihr nach meinen Rechten fragt, so antworte ich mit der Pflicht, einem Kinde gegenüber, das Euch schutzlos preisgegeben ist, sein heilig Recht angedeihen zu lassen. Versteht Ihr mich?“

„Ihr ein Recht?“ tobte der Wucherer. „Ein Vagabund hat keine Rechte! Ich laufe zum Homburger Vogt, damit die Hatschierer Euch den Weg des Rechtes weisen. Es gibt doch, Gottlob! in den vorderösterreichischen Landen noch eine Gerechtigkeit!“



„Da kommt Ihr recht an, bei Gott!“ antwortete ruhi Vagabund Geheißene. „Nehmt Euch in Acht vor der Gerecht daß sie Euere ungerechten Handlungen nicht schwarz auf Weiß die Hände bekommt!“

„Elender Hund!“ heulte der Getroffene. „Ich werde mich r hiefür!“

„Seht, alter Mann, der Anblick dieser blühenden Jugend b Euch um den Verstand. Besser ist vielleicht, unter uns einzig die gelegenheit zu besprechen. Geh' in's Haus, Johanna, ich bin B Deiner Heirath,“ sagte der Hausirer. Das junge Mädchen gehor indeß der alte Wucherer zähnefletschend ihr nachschaute, ohne ein W herausbringen zu können.

Das Kind hatte sich entfernt. Der Hausirer wandte sich an Peter. „Ich will nun klar und deutlich mit Euch sprechen, sagte „Ich weiß Alles.“

„Wie meint Ihr das? Was wißt Ihr?“

„Den Mord des Zimmermanns, die Unterschlagung des Sch scheins. Ich habe Alles mit angehört, wie Ihr mit dem Speyrer verhandelt habt. Ich arbeitete in des Zimmermanns Garten.“

„Nun, nun, Meister Franz,“ sagte der Grubenpeter ausweiche „ich will nicht, daß Ihr darben müßt; ich bin gerne bereit, E nützlich zu sein; sagt, was Ihr bedürft; nur habt Ihr eine so sond bare Ausdrucksweise“ —

„Gut, ich werde schweigen, aber“ —

„Aber?“

„Eines stelle ich zur Bedingung. Gebt Johanna dem Anton z Frau, gebt ihnen eine kleine Aussteuer und Ihr werdet nie etwa von mir vernehmen.“

„Wirklich?“ höhnte Peter. „Ist ja schön abgekartet. Johann dem Anton geben und noch eine kleine Aussteuer dazu? Ei, ei! M oder ohne Aussteuer, sage ich, diese Heirath wird nicht stattfinden!

„Ihr haltet also darauf, Johanna zu heirathen?“ fragte gespann der Hausirer.

„Ei gewiß! Bin noch nicht so alt und so häßlich, daß ich nicht noch gefallen könnte!“

„Alter Fuchs!“ sagte der Hausirer, „in Euerm Spiele steckt eine Karte, die ich noch nicht kenne, aber gebogen ist sie schon; ich bekomme

sie gewiß heraus. Ihr wollt also durchaus, daß ich reden soll, daß das ganze Land weiß, wer den Georg" —

„Ihr seid zu klug, um so etwas zu sagen," entgegnete der Grubenpeter. „Gesetzt, das Gericht würde sich in eine Sache mischen, die andere Leute nichts angeht, man würde den Ursachen des Todes von Georg nachforschen" —

In diesem Augenblick erschien, von den Beiden unbeachtet, Anton unter der Gartenthüre.

„So müßte man sich," fuhr Peter fort, „ohne Zweifel mit dem Speyrerfritz beschäftigen."

Anton trat näher, indessen noch immer ungesehen.

„Das könnte den armen Teufel an den Galgen bringen," fuhr der Grubenpeter fort, als plötzlich Anton hinter den Beiden auftauchte und mit gewaltiger Stimme schrie: „Wie? der Speyrerfritz hätte meinen Vater getödtet?"

Die Beiden fuhren aus einander, der Grubenpeter suchte erschrocken zu entwischen, doch Anton hielt ihn fest am Arme und ließ nicht los. „Sprich, Alter," rief der junge Mann mit furchtbarer Stimme. „Der Speyrerfritz hat meinen Vater getödtet? Rede, oder ich zerschlage mit meiner eisernen Faust deinen dünnen, schurkischen Schädel!"

Der Grubenpeter bebte vor Angst, seine Kniee schlotterten, die Zunge versagte ihm den Dienst. „Ich, ich — ich weiß nicht — der Hausirer — da — sagt es" —

„Wie, Ihr, Franz?" rief Anton erstaunt und schaute mit flammendem Blicke dem alten Hausirer in's ruhiger gewordene Antlitz.

„Anton, es ist wahr, ich kann und will es nicht länger verschweigen, der Fritz hat Deinem Vater ein loses Brett — gelegt, daß er hinunter stürzen mußte."

„O ich unglücklicher Mensch!" rief der junge Mann, den Peter loslassend und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend. „O ich war blinder als mein Haß! Warum mußte ich meine Mutter zu einem Bunde mit dem Mörder meines Vaters zwingen? — Aber ich werde mich furchtbar rächen," fuhr er fort, aus seinem Schmerze aufwachend, „ich werde ihn tödten, meine Mutter soll von diesem Scheusal befreit werden!"

Dem Grubenpeter wurde wieder wohler bei dem Gedanken, von einem Mitschuldigen und Mitwisser seiner Schurkerei befreit zu werden.

Der Hausirer dagegen suchte den jungen Mann zu beruhigen, als in diesem Augenblick der Speyrerfritz in den Garten trat.

„Zurück, Unglücklicher!“ rief ihm der Hausirer zu. Doch Anton hatte ihn kaum bemerkt, als er wie ein wüthender Löwe auf sein Opferlamm zusprang, ihn beim Arme ergriff und zu den beiden alten Männern schleppte. Fritz war todtenblaß geworden, das böse Gewissen regte sich.

„Schau mir in die Augen, Fritz,“ sagte der Sohn zu seinem Stiefvater. Der Angeredete blickte zu Boden.

„Du hast meinen Vater getödtet!“ rief Anton mit erregter Stimme.

„Ich? Wie sollte ich?“

„Kein Wort als Ja! Ich weiß Alles, ich habe Beweise hiefür!“

„Ich schwöre Dir, ich bin unschuldig,“ entgegnete der Speyrerfritz, der sich etwas gefaßt hatte.

„Ruhig, Mensch!“ donnerte Anton. „Der Mörder meines Vaters kann nicht der Gatte meiner Mutter sein! Verstehst Du?“

„Man verleumdet mich! Tod und Teufel, ich bin unschuldig am Tode Deines Vaters!“ rief der Speyrer.

„Morgen früh,“ sagte mit ruhiger Stimme der junge Zimmergeselle, „morgen früh, wenn die Leute in der Kirche sind, kommst Du auf den freien Platz am Fuße der Kirche. Du wirst gehorchen, oder Du wirst nicht mehr unter die Lebenden zählen!“

„Aber ich sage Dir, Anton“ —

„Keine Einreden! Morgen früh während der Kirche! Geh' jetzt, ich werde Dir morgen früh zu wissen thun, was ich über Dich beschlossen habe.“

Der Speyrerfritz, dessen Kraft vollständig gebrochen war, ließ sich widerstandslos zur Gartenthüre führen, langsam und gesenkten Hauptes richtete er seine Schritte nach seiner Wohnung.

„Nun noch mit Euch ein Wort,“ wandte sich der junge Mann, den Noth und Elend plötzlich zum Rächer seines Vaters gestempelt hatten, an den Grubenpeter, der lautlos dastand und mit dem Hausirer die in überraschender Schnelligkeit vor sich gegangene Scene betrachtete.

„Ich verlange, daß Johanna sofort Euer Haus verläßt. Meine Geliebte hat von ihrem verstorbenen Vater 40,000 Livres tournois geerbt!“

„Wie?“ riefen die beiden Alten gleichzeitig erstaunt aus.

„Vierzigtausend Livres,“ fügte der alte Hausirer mit betonter Stimme bei.

„Ja, guter Franz, der Herr Pfarrer ließ mich heute holen; er habe in der Zeitung gelesen, daß die Johanna Meyerhofer gesucht werde, ihr Erbe in Dijon in Burgund in Empfang zu nehmen.“

Der alte Grubenpeter wurde braun und gelb vor Schrecken und Angst über die durch die ausgeliehene Zeitung bekannt gewordene Nachricht.

„Haha! Das ist also die versteckte Karte,“ sagte der Hausirer nun seinerseits höhnisch lachend, „die ich beständig in Euerm Spiel gesucht und nicht gefunden habe? Hahaha! Darum wollte der alte Schelm,“ wandte er sich zu Anton, „die Johanna heirathen, weil er aus der Zeitung wußte, daß sie geerbt hatte. Na, Alter, das Heirathen werden wir Dir schon recht ordentlich vertreiben. Marsch hinein, in's Haus und dem Johanneli befohlen, sofort die Wuchergrube zu verlassen.“

Der Grubenpeter war vollständig außer Fassung gebracht, er folgte gehorsam den Anordnungen des Hausirers; in der Stube fiel er halb bewußtlos in einen Lehnsessel. Johanneli mußte ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpacken und das Haus verlassen. Vergebens wandte sie ein, sie könnte den Pflegevater nicht so sich selbst überlassen, er müsse doch zu essen, zu trinken haben u. s. w. Der Hausirer kümmerte sich nicht darum, und auch Anton betrieb den Fortzug aus diesem Hause mit einem fast ängstlichen Eifer.

Johanneli zog in die Wohnung einer Verwandten ihres Geliebten.

— — —

Ein prachtvoller Sommermorgen zog hinter den Bergen herauf. Im Dorfe waren schon früh Leute auf den Beinen, die Einen zogen auf die Felder hinaus, die Andern standen sonst müßig herum und schwatzten über den schönen Morgen.

„Ei sieh da, der Grubenpeter muß heute auch früh aufgestanden sein, Alles ist offen in seinem Haus.“ Doch regte sich nichts in demselben. Sonst hörte man immer die kreischende Stimme des Alten. Daß im Hause Alles so todtenstill war, fiel auf. Nachbarn gingen in die Wohnstube, Alles stand offen. Man ging in die Küche, am Rauchfang hing der alte Wucherer aufgeknüpft. Er hatte sich er=

hängt. Die Trauer um ihn war nicht groß. Verwandte hatte er keine, den nächsten Anspruch hatte das Johanneli, seine Pflegetochter.

„Der Grubenpeter hat nicht mehr verdient," sagte der Hausirerfranz, als er die Nachricht vernahm. „Ihm ist geworden, was ihm gehörte," bemerkte Anton, den die Nachricht gleichwohl erschütterte, denn er wußte, was er für den heutigen Tag vorhatte.

Auf den Speyrerfritz wirkte der Tod des Grubenpeters mächtig ein. Wie gerne hätte er sich jetzt zu einem bessern Leben bekehrt, allein konnte er länger neben seiner Gattin leben, die nun wissen mußte, daß er ihren Mann getödtet habe; neben Anton, der die Todesursache seines Vaters kannte?

Wie sich der Speyrerfritz mit solchen Gedanken beschäftigte, trat Anton zu ihm in die Kammer. Fritz erblaßte.

„Was willst Du von mir?" sagte er in fieberhafter Erregung. „Sage es schnell heraus, die Ungewißheit ist mir peinlicher als der Tod."

„Ich will nichts als Deinen Tod," sagte mit Ruhe und Kälte der Eingetretene.

„Ich weiß es," entgegnete Antons Schwiegervater; „ich bin zu sterben bereit," dabei öffnete er sein Kleid und auf die bloße Brust deutend, sagte er: „stoße zu! Ich bin ein Mörder, ich leugne es nicht, es ist gerecht, daß ich bestraft werde! Nur die braven Leute haben das Recht, glücklich zu sein, das hat auch der Peter gefühlt. Ich weiß, ich kann nicht mehr neben Deiner Mutter leben, ich opfere mich, damit die Meinen glücklich sind. Nun stoße zu!"

Die Rede hatte des armen Menschen Kräfte ganz erschöpft. Halb bewußtlos sank er zusammen. Anton richtete ihn wieder auf.

„Du sollst nicht von meiner Hand sterben, ich will mein rein Gewissen nicht mit Deinem Blute beflecken," sagte Anton. — Nach einer Pause fuhr er fort: „Heute ist der Todestag meines Vaters. Der Kirchthurm steht wieder da mit Gerüsten und Schwebebalken, wie damals, als er hinunterstürzte. In wenigen Tagen werden die Glocken droben hängen und hinausläuten in's Land den Frommen und Würdigen, und sie zum Gebete einladen. Du bist nicht würdig, ihren reinen Klang zu hören. Wenn Du darum den Muth hast, Dich zu opfern, so steige hinauf auf das Gerüst, und stürze Dich von der Höhe hinunter, wie einst mein Vater gethan, durch Deine ruchlose Hand bewirkt."

Man hörte auf diese Worte nur ein ersticktes „O Gott!“

„Nun entschließe Dich, Mensch! Oder willst Du, daß meine Mutter als die Gattin eines Mörders genannt werde, Dein Sohn als der Sohn eines dem Henker Verfallenen? Niemand als Franz und ich wissen, was vorgegangen. Der Peter ist todt und stumm wie das Grab. Wir werden schweigen und die Ehre Deines Sohnes ist gerettet!“

Da raffte sich auf einmal der Speyrerfritz auf, stürzte dem Sohne des Gemordeten zu Füßen und umschlang seine Kniee:

„Ich werde Alles thun, was Du befiehlst!“ rief er, und Thränen, die ersten seit langer Zeit, entströmten seinen Augen. „Ich werde die Ehre Deiner Mutter, meines Sohnes retten! Ich werde den Muth haben, das Schreckliche zu vollenden!“

„Gut, ich werde Dir sagen, wenn es Zeit ist!“

Der Speyrerfritz suchte sich zu fassen und die Beiden verließen der Kammer, um sich in die Wohnstube zu begeben, wo man sich schon zu früher Morgenstunde gerüstet hatte, zur Kirche zu gehen, um der Jahrzeitmesse für den Verstorbenen beizuwohnen.

Mutter Lisabeth hatte noch ihren Mann, den Fritz, gefragt, ob er nicht zur Kirche gehen wolle, da er gar keine Anstalten zum Umkleiden treffe.

„Nein, ich habe zu thun,“ antwortete der Angeredete.

„Und Du, Anton, kommst Du nicht mit?“

„Ihr wißt, Mutter, das Glockengerüste ist noch nicht fertig, wir müssen jede Stunde benützen, um bis Sonntag die Glocken im Thurm zu haben.“

„Nun, so gehen Großmutter und ich, und der kleine Bub allein,“ sagte Frau Lisabeth.

„Vater, schau, wie mich die Mutter schön geputzt hat, um zur Messe zu gehen,“ sagte der Kleine.

„O mein Kind! mein Sohn!“ rief Fritz und küßte mit Heftigkeit den lieblichen Kleinen.

„Mein Gott, Fritz! was hast Du?“ rief die bestürzte Mutter. „Du machst mir Angst.“

Der Speyrerfritz setzte das Kind wieder auf den Boden. „Bleibe da, Kind,“ sagte er, „damit ich Dich noch einmal betrachten kann!“



„Nein, Vater, hier bleibe ich nicht, ich gehe zur Messe, um zum lieben Gott zu beten für den andern Vater, der gestorben ist."

Wie das Kind so sprach, da ergriff es den Fritz mächtig und er mußte sich umwenden, um zu weinen.

„Um Gotteswillen, Fritz, was hast Du denn?" fragte seine besorgte Frau.

„Es ist nichts — es ist schon vorüber! Geht nun zusammen zur Kirche und — betet — auch für mich."

Die zwei Frauen gingen, den Kleinen in der Mitte führend.

„Was nur mein Mann gehabt haben mag?" sagte Frau Lisabeth zur Großmutter, als sie die Hausthüre hinter sich hatten, „er ist mir so sonderbar vorgekommen."

„Mir ist es auch aufgefallen," entgegnete die Großmutter. Die Drei schritten über den Platz gegen die Kirche. Fritz schaute ihnen noch lange nach, er hatte sie zum letzten Male gesehen.

— — —

In der Wohnstube saßen Anton und sein Stiefvater, stumm und still vor sich hin brütend.

Mußte es nicht wie ein Mahnruf dem Anton durch das Herz ziehen, ob er auch wohl berechtigt sei, selbst Rache zu nehmen für Das, was an seinem Vater gesündigt worden war, und ob nicht auch für ihn eine Strafe für diesen Frevel erfolgen könnte? Fritz suchte dagegen in stummer Ergebung sich zu sammeln, er suchte zu beten. O es that ihm weh, vom Leben zu scheiden. Er hätte fliehen können, es würde ihm Niemand gewehrt haben, dagegen wollte er nicht ein schuldbeladenes Gewissen in die weite Ferne tragen, das ihn immer mahnen mußte, an jene Stätte seines Glücks und seines Unglücks zu denken. Er zog den Tod dem ruhelosen Leben vor.

Jetzt drangen Orgeltöne durch den Morgen zu den Ohren der beiden stummen Stubenbewohner. Anton raffte sich aus seinem Sinnen auf.

„Hörst Du die Orgeltöne?" sagte er, „sie sagen, daß vor fünf Jahren mein Vater gemordet worden und noch nicht gerächt ist!"

Der Angeredete zuckte zusammen, krampfhaft wand er sich unter der Last dieser Anschuldigung.

„Steh' auf," sagte Anton, „die Stunde des Gerichtes ist da." Der Zimmermeister stand auf. Mit gebrochener Stimme sagte er:

„Du rächest Deinen Vater, es ist Deine Pflicht; ich sühne mit

dem Tode, was ich verbrochen habe. Mit der Welt ist abgerechnet, sorge für Deine Mutter und meinen Sohn!"

Anton gab ihm die Hand. „Ich verspreche es Dir!"

„Nun gehe ich getröstet meinen Todesgang."

Die Beiden verließen das Haus.

Auf dem Kirchplatze kehrte der Speyrerfritz noch um und gab seinem Stiefsohne die Hand.

„Verzeihe mir, wenn die Sühne vollbracht ist. Lebe wohl!"

„Gott sei Deiner Seele gnädig! Ich konnte nicht anders, als wie ich gethan habe."

Der Speyrerfritz ging seinen schwersten Gang im Leben. Bald verschwand er im Glockenhause des Kirchthums; es verging eine gute Weile, bis er oben angelangt war. Jeder Schritt war ein Schritt auf den Stufen des Schaffotes. Jetzt stand er oben auf dem Gerüste. Der rächende Sohn sah den Mörder seines Vaters einige Schritte sich vorwärts bewegen — er sah ihn noch flehend seine Hände zu Gott erheben.

„Halt ein! Genug," rief der gestrenge Richter von unten, von oben ertönte jedoch ein durchdringender Schrei und die Gestalt des Zimmermeisters war plötzlich verschwunden. Eine blutige, zerschmetterte Leiche lag am Fuße des Kirchthurms. Er hatte muthvoll seine That mit dem Tode gesühnt.

Auf den herzdurchdringenden Schrei, auf den fürchterlichen Ton des Falles eilten die erschrockenen Leute aus der Kirche. Man denke sich den Jammer der Frauen, die Nothrufe der Männer, das Gewimmer der Kinder bei diesem erschütternden Anblicke.

„Gott ist gerecht!" sagte der Hausirer, „er vergilt das Gute wie das Böse!"

— — —

Es vergingen zwei Jahre, bevor Anton seine Geliebte heirathete. Die Vermögensausmittlung der Tochter des Meyerhofer ging langsam vor sich. Auch des Grubenpeters Vermögen war ihr zugefallen, doch schenkte sie den ärmsten Schuldnern einen Theil ihrer Schuldposten. Der Hausirerfranz beschloß im Schooße dieser kleinen Familie sein bewegtes Leben. Lisabeth ertrug mit der ihr eigenthümlichen Ergebung den Tod ihres Gatten und widmete sich ganz der Erziehung ihres kleinen Fritz. Anton aber genoß nur wenige Jahre das Glück des

häuslichen Zusammenwohnens; die blutige That, zu der er glaubte die Berechtigung gehabt zu haben, nagte Jahre lang an ihm, er magerte ab und siechte dahin. Wenige Jahre verflossen und man trug auch ihn dorthin, wo sein Vater und der Speyrerfritz im Tode vereint und gesühnt ihre Ruhe gefunden.

Rache ist süß, aber vollzogen bitter.



Die Chokoladenfabrik von Ph. Suchard in Neuenburg.

(Mit drei Abbildungen.)

Der „Illustration Nationale Suisse“ entnehmen wir folgende unter der Ueberschrift „Eindrücke eines Reisenden“ bekannt gegebene Einzelnheiten über den Geschäftsbetrieb und die kommerzielle Bedeutung dieses weltberühmten Hauses:

Ankommend in Neuenburg mit dem Genfer Eisenbahnzuge, wird man durch das Malerische und Unerwartete der Erscheinungen auf das Höchste überrascht. Bevor man die Stadt selbst bemerkt, ruht das Auge auf den hohen, von schattenreichen Schluchten durchbrochenen Bergketten. Von der hoch an dieser Stelle sich dahinziehenden Straße beherrscht man den weiten See, dessen klarer Spiegel sich wie endlos zu unseren Füßen ausdehnt und der den Fuß der fernen Alpen, die mit ihren ewigen Schneespitzen den Horizont abschließen, zu umspülen scheint. Dicht vor uns breitet sich das prächtige Gelände aus, auf welchem Baulichkeiten aller Arten und Style etagenförmig dahingestreut sind, gleich als ob sie es unternähmen, auf die Höhe des Berges hinaufzuklimmen, Wohn-, Land- und Luxushäuser, prächtige Villen, Schlösser, Fabrikgebäude, Kirchen, Brücken mit kühn geschwungenen Bogen, türkische Moscheen und Minarets, die den lebhaften Eindruck einer aus der Vogelschau gesehenen orientalischen Stadt gewähren und deren goldene Thürmchen und Glockenspiele im Sonnenschein leuchten und flimmern, so daß man den Invalidendom vor sich zu sehen glaubt.

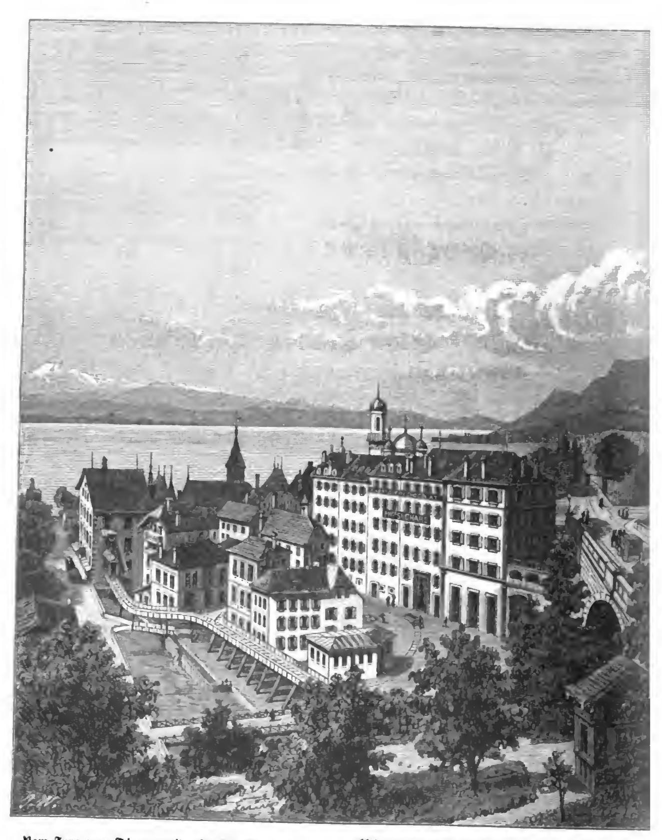
Es war in unserm Waggon, wo in allen Variationen die Frage aufgeworfen wurde: Was ist das dort für ein Gebäude, dessen orientalischer Styl so vortheilhaft von den einfacheren Baulichkeiten der Umgebung absticht? Was ist das für ein Dorf, welches aussieht, wie wenn emsige Bienen ihrem Stock zu- und abfliegen? Dies Dorf nennt sich Serrières, antwortete man uns, und ist fast ausschließlich bewohnt von Arbeitern und Angestellten der Chokoladenfabrik Suchard, bekannt durch seine unbestrittene Herrschaft in dieser Branche. Jenes Minaret dort mit den vornehmen Formen birgt die Wohnung des Chefs. Es wurde erbaut durch den Gründer dieses hervorragenden Etablissements, zur Erinnerung an eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, welche er in einem Alter von siebenzig Jahren unternommen hatte. — Aber, fuhr unser Sprecher, um den sich die Insassen unseres Wagens erwartungsvoll und aufmerksam gruppirt hatten, dieser Bienenkorb voller Arbeiter, diese ganze Welt der verschiedensten Geschäftsgattungen waren natürlich nicht mit einem Male da, so allmälig, wie Werke, die Dauerhaftigkeit beanspruchen, nur entstehen können so nach und nach, gründete sich und wuchs diese Fabrik bis zu ihrer jetzigen Größe: Dank der Energie und Thätigkeit ihres Gründers, Dank auch der Einsicht des jeweiligen Besitzers, welcher nur Rohstoffe erster Güte zur Anwendung brachte, so daß der Ruf seines Fabrikates wuchs und sich mehr und mehr ausdehnte und jetzt über den ganzen Erdball gedrungen ist. Jetzt ist seine Marke, die bestrenommirte überall, eine Garantie der Sicherheit und des Vertrauens. Medaillen, Ehren-Diplome und Preise wurden ihm auf allen Ausstellungen verliehen und haben diesen Weltruf besiegelt. Und dieses Etablissement, begonnen im Jahre 1826 unter den bescheidensten Verhältnissen in einem niedrigen Saale von drei Metern im Quadrat, den man übrigens noch heute besichtigen kann, hat sich, Dank der thatkräftigen Intelligenz der jeweiligen Chefs, welche das Werk des Gründers in seinem Sinne fortgesetzt haben, zu einem der ersten Häuser der Welt emporgeschwungen, um welches sich jetzt fortwährend sich mehrende Häusermassen gruppiren, so daß die Fabrik heute zum wenigsten fünfzig Baulichkeiten umfaßt und über sechs Wasserräder, drei Turbinen und drei Dampfmaschinen mit einer Leistungsfähigkeit von zweihundert Pferdekräften verfügt. Jenes Flüßchen, welches Sie vielleicht weiter unten bemerkt haben, heißt „la Serrière“ und von ihm hat der Ort seinen Namen.

Seine schäumend herabstürzenden Wasser, welche unter dem prachtvollen Eisenbahnviadukt dahinfließen, sind mehreren Fabriken dienstbar gemacht, Papeterien, Mühlen, Hammerwerken, Sägen, hauptsächlich und vorzüglich aber der Chokoladenfabrik Suchard.

La Serrière ist eines der jurassischen Naturwunder. Dahingelagert in einer engen und wilden Schlucht, zu Füßen eines waldgekrönten Felsabhanges, welcher einen der wunderbarsten Anblicke gewährt, entspringen dem Boden zahlreiche Wasserfäden, welche sich aber bald vereinigen und nun herabstürzen in tosenden Wasserfällen, aufgelöst in blendend weißen Schaum, in dessen aufsteigenden Dämpfen die Sonnenstrahlen die Farben des Regenbogens wiederspiegeln. Ein feenhaftes Schauspiel bietet sich hier, das um so erwähnenswerther ist, als es sich nur wenige Schritte von einer Stadt befindet. Der Besuch der Schluchten und der Fabrik Suchard, wo die gebändigte Serrière ihre Kraftfülle in den Dienst der Industrie stellt, sind eine der anziehendsten Ausflugspunkte und sollte von keinem Reisenden versäumt werden.

In diesen großartigen Anlagen, welche mehrere Stunden zu ihrer eingehenden Besichtigung erfordern, findet man unter anderen Sehenswürdigkeiten auch eine Werkstätte zur Erstellung und Ausbesserung von mechanischen Geräthschaften, von Maschinenmodellen, denn das Haus Suchard, in dem löblichen Bestreben, die größte Vollkommenheit auf allen Gebieten des gewerblichen Fortschrittes zu erreichen, vertraut Niemandem die Herstellung und Reparatur seiner Utensilien an, und es hat nicht zum wenigsten diese minutiöse Genauigkeit in allen Einzelheiten der verschiedenen Operationen dazu beigetragen, die Herrschaft und den Weltruf des Suchard'schen Fabrikates auf allen Plätzen der Erde zu begründen.

Man erblickt außerdem Magazine, angefüllt mit Cacaobohnen in Mengen von mehreren 100,000 Kilogramm, Röstmaschinen, in welchen sich die Röstung des Cacao's mit der größten Sorgfalt vollzieht, eine Operation, von deren sorgfältiger Ausführung die Güte der Chokolade abhängt, ferner Reibe- und Mischmaschinen aus prächtigem Granitstein, denn Eisen darf zu solchen Maschinen nicht verwendet werden; käme nämlich solches mit der Chokolade in Berührung, so würde letztere bald einen metallischen Beigeschmack erhalten.



Vom Jura zum Schwarzwald, Bd. VI, S. 134.

Chokoladenfabrik von Ph. Su



...gard in Serrières bei Neuenburg. Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

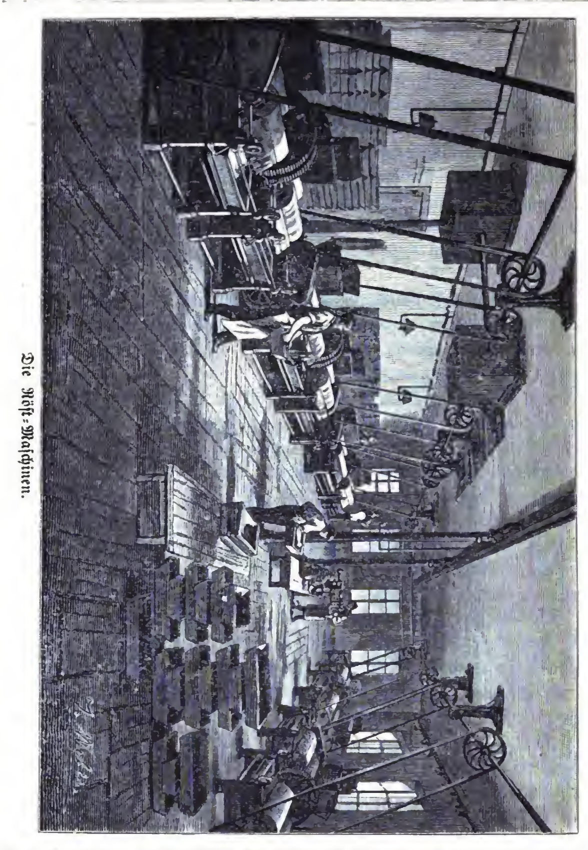
Aehnliche Vorsichtsmaßregeln, so fuhr unser Erzähler fort, sollen fortgesetzt werden bis zu dem Augenblick, wo das braune Getränk in unserer Haushaltung servirt wird, denn wenn man sich den Genuß einer exquisiten Chokolade bereiten will, so sollte man sie in Geschirren von Fayence zubereiten und sie nur mit einem Holzlöffel umrühren. Die größten Feinschmecker aller Zeiten wissen dies sehr wohl; als Beispiel sei Alexander Dumas, Vater, angeführt, welcher gelegentlich seines Aufenthaltes in einer ziemlich dürftigen spanischen Wirthschaft einen Zweig aus einem Reisigbündel herausbrach und damit seine Chokolade umrührte, nur um diese nicht mit einem Metalllöffel in Verbindung zu bringen.

In der Fabrik Suchard giebt es geräumige unterirdische Keller, direkt in den Felsen gehauen; diese dienen als Eiskeller, wohinein man den verarbeiteten Cacao bringt und wo die Temperatur stets auf gleichen Graden gehalten wird.

Ein origineller Saal verdient besucht zu werden, aber lange kann man darin nicht verweilen wegen des geradezu betäubenden Lärmens; hier ist es, wo die Schüttel-Maschinen den weichen Teig zu gleichmäßigen Tafeln formen. Man pflegt, nicht ohne eine gewisse kleine Bosheit, zu sagen, daß nur männliches Personal in diesem Raume zu arbeiten vermag, — — das absolute Stillschweigen, zu welchem der kolossale Lärm der „Tapotensen“ zwingt, sei den Frauen unmöglich zu ertragen. Dieser kleine Nadelstich verfehlte seine Heiterkeit nicht und lenkte ein wenig die Aufmerksamkeit von den ernsteren Erläuterungen, welchen ein Jeder mit großem Interesse lauschte, ab.

Ihnen erzählen zu wollen alle diese Dinge, welche verdienen gesehen zu werden, setzte unser Erzähler fort, hieße Sie eines lebhaften Vergnügens berauben. Jedes Einzelne hat seinen Reiz in diesen großartigen Erzeugnissen der Industrie und des menschlichen Wissens. Abgesehen von der Verantwortlichkeit und Arbeitslast des Chefs, welche sich nicht nur auf die Lasten und Sorgen des immensen Geschäftsbetriebes erstrecken, so möge man wohl bedenken, daß ihm auch das persönliche Wohl aller seiner Angestellten am Herzen liegt. Komfortable Wohnungen bieten den verheiratheten Arbeitern ein angenehmes Heim, ein Saal mit Spielen, Zeitungen und Erfrischungen steht in den Mußestunden zu ihrer Verfügung, ebenso und zwar unentgeltlich kalte und warme Bäder, kurz, alles ist gethan, was geeignet

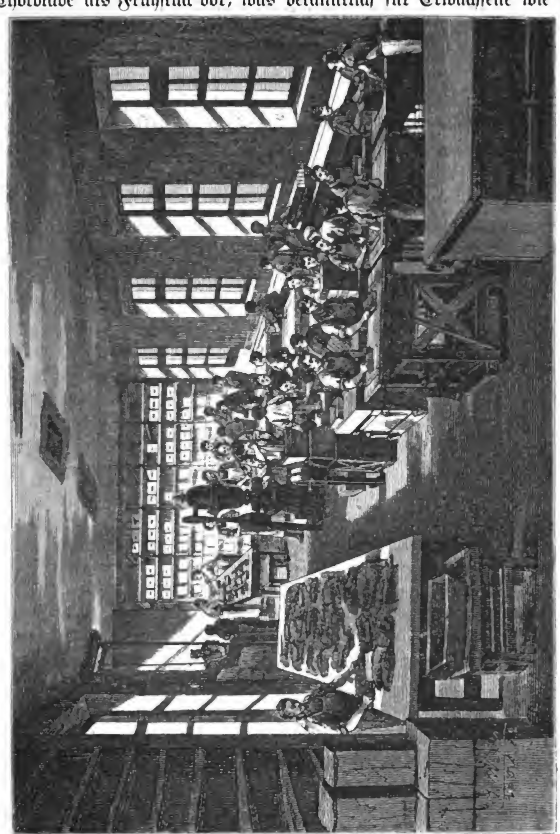




Die Röst=Maschinen.

ist, das geistige urd leibliche Wohl der Arbeiter zu heben und zu fördern; man kann in dieser Beziehung wohl sagen, daß die Fabriken Suchard eine Musteranstalt sind. Alle für das weibliche Geschlecht

zulässigen Arbeiten sind ausschließlich den Frauen reservirt, und den Falz- und Packsälen steht je eine Directrice vor. Natürlich ziehen diejenigen Arbeiterinnen, welche Familienmütter sind, für ihre Kinder Chokolade als Frühstück vor, was bekanntlich für Erwachsene wie für



Mühlwerk.

Kinder am gesundesten ist, denn nach chemischen Analysen vereinigt die Chokolade in sich alle Bestandtheile, die zur Ernährung erforderlich sind, so daß sie als eines der gehaltreichsten Nahrungsmittel gelten kann.

Wenn gewisse Leute die Chokolade beschuldigen, schwer verdaulich zu sein, so wissen dieselben jedenfalls nicht, wie dieselbe zubereitet sein muß, oder sie kaufen Chokoladen von einer schlechten Beschaffenheit. Nichts von alledem kann mit der Chokolade Suchard geschehen, und von ihr auch hätte die geistreiche Madame de Sévigné schreiben dürfen: Sie (die Chokolade) hat zwei Bestimmungen. Sie dient mir um die Verdauung zu befördern, sobald ich sie zum Nachtisch nehme, und ich finde sie sehr stärkend bei Fasttagen.

Würde die Chokolade nicht eine vorzügliche Nahrung bieten, so würden gewiß nicht so viele südliche Völker sie ausschließlich als Nahrungsmittel adoptiren. Die Spanier nehmen sie Morgens und Abends, zu jeder Stunde. Es ist dies ein Nahrungsmittel, welches sättigt ohne zu ermüden oder abzustumpfen. Ich rathe übrigens, wie es die Spanier machen, ein Glas Wasser hinterher zu trinken, denn nicht nur den Nachgeschmack giebt das Wasser vortrefflich wieder, sondern es ist auch das beste Mittel, irgend welchen Indigestionen vorzubeugen, falls man nicht sicher ist, woher die Chokolade stammt. — Hierauf machte Jemand eine treffende Zwischenbemerkung betreffs der Chokoladen-Nahrungsmittel; es giebt Chokoladenbonbons in diesen unzähligen Zubereitungen und unendlichen Mischungen, wodurch das Haus Suchard excellirt: Gianduja's, Chocolat-Crême, Pistaches, Noisettes 2c. nebst den ausgesuchtesten und allerfeinsten Verbindungen mit Vanille, Kaffee, Veilchen, Angelica u. s. w. Und auch die Verpackung, die Umhüllung bietet Reiz, wo die künstlerische Phantasie sich offenbart in den geschmackvollsten Kundgebungen, unaufhörlich sich erneuernd, schaffend das Unmögliche, vereinigend das Nützliche mit dem Angenehmen, — kurz, nach dem Ausspruche Aller, kann keine andere Firma mit dem Hause Suchard wetteifern.

Unter diesen angenehmen Gesprächen waren wir in Neuenburg angekommen, welches prachtvoll dahingestreckt liegt an den Ufern seines so klaren und blauen See's. Und gleichsam zur Erhöhung der Eigenart dieses ersten Eindruckes erreicht plötzlich ein sich auf der ganzen Tonleiter bewegendes Glockengeklingel unser Ohr und veranlaßte uns wieder, unseren liebenswürdigen Reisegefährten um Auskunft zu bitten.

Das sind die Heerden, welche von den Bergen herabsteigen, sagte er uns. Sie waren da oben seit dem Frühjahr; es ist ein eigenartiges Schauspiel, das Hinaustreiben aller dieser Kühe in geschlossenen Reihen, geführt durch die Aelpler, welche die Thiere mit dem Rufe té té und den oh! oh! antreiben und, die Pfeife im Munde, keine Station vor irgend einer Kneipe versäumen. Fast stets ist die schönste Kuh mit einem prächtigen sammetnen Halsbande geschmückt, gestickt mit dem eidgenössischen Wappen, an welchem eine viel größere und viel klangvollere Glocke hängt, wie bei den übrigen Thieren. Sie ist darauf sehr stolz, sagt man, und sie würde krank werden, würde man diesen Schmuck um den Hals eines anderen Thieres legen. Beim Hinaufgehen auf die Berge, wo man den ganzen Sommer über in einer zwar großen aber niedrigen Sennhütte, bestehend aus einem einzigen Raum, zu wohnen hat, nimmt man fast immer etwas an nothwendigen Geräthschaften mit. Man wirft Matratzen und Küchenuntensilien auf den Leiterwagen, die Kinder oben hinauf, und alles das steigt so hoch, als man steigen kann. Wird endlich der Abhang zu steil, so nimmt ein Jeder was er tragen kann und so geht der Transport fort bis zur Hütte.

Ein rauhes Leben ist es, was diese Bergbewohner führen, aber es ist so gesund und macht so glücklich, daß sie sich darnach sehnen und daß sie vom Heimweh nach ihren Bergen ergriffen werden, wenn das Schicksal sie fortführt aus ihrem Vaterlande. Soviel ist gewiß, daß das Wort „Vaterland“ mit unauslöschlichen Zügen in dem Herzen jedes Gutgesinnten eingetragen steht.



Wie Nidau bernisch ward.

Von Dr. E. B. in Biel.

(Mit einer Abbildung des Schlosses Nidau.)

Es war am 7. Mai 1388, da zog von Aarberg über die Höhe von St. Niklaus gegen Nidau hinunter ein stattliches Heer unter den Bannern von Bern und Solothurn sammt einem vollständigen Belagerungstrain, mit Büchsen, Blyden, Bolern, Tummlern und großem Gezüge — denn der Auszug war mit „aller“ Macht



geschehen. Dieses Heer lagerte sich nun um die im Sumpfland steckende, mit tiefen, gefüllten Gräben umgebene Wasserfestung Nidau. In diesem Platze befand sich eine bunt zusammengesetzte Besatzung von Freiburgern, Engländern und Franzosen, unter dem Befehle eines piccardischen Edelmannes, des Johann von Rosay. — Grafen von Nidau gab es damals keine mehr. Der letzte war 13 Jahre vorher auf den Mauerzinnen seiner Stadt Büren durch einen Guglerpfeil erschossen worden.

Das Aussehen der Stadt Nidau mußte für die damalige Zeit ein verhältnißmäßig modernes gewesen sein, denn es waren nur 50 Jahre verflossen, seit dieselbe vom Grafen Rudolf von Nidau erbaut worden war (1338). Ein Jahr später fiel derselbe an der Spitze des Adels und der Freiburger in der bekannten Schlacht oberhalb Laupen. Altersgrauer mußte das trotzige Schloß mit seinen noch heute stehenden Thürmen ausgesehen haben, denn schon bei 200 Jahre lang hatte die von Neuenburg stammende Dynastie der Grafen von Nidau darin gehaust. Dasselbe galt als einer der festesten Plätze weit und breit, daher die große Kraftanstrengung seiner Gegner, Berns und Solothurns, bei ihrem Auszuge gegen dasselbe. Man befand sich damals vier Wochen nach der Schlacht von Näfels und kaum zwei Jahre nach der Schlacht bei Sempach, mitten in jener Kriegszeit, in welcher die junge Eidgenossenschaft gegen das bisher übermächtige Haus Oesterreich gegen Osten, Norden und Westen ringen mußte. Wenn ein Theil der feindlichen Besatzung Nidaus aus Freiburgern bestand, so hatte dieses einen Jahrhunderte alten Grund. Freiburg war nämlich von Berchtold von Zähringen auf dessen eigenem Grund und Boden gegründet worden (1178). Nach dem Aussterben des Zähringerstammes (1218) ging somit Freiburg an dessen Privaterben, an die mit ihm verschwägerten Kyburger, über. Dadurch blieb nun Freiburg im Schlepptau der kyburgischen und später österreichischen Politik, in welchem Verhältniß in Frieden und Krieg es fast fortwährend bis nahe an die Zeiten der Burgunderkriege, also über 200 Jahre lang blieb. Anders Bern; dieses war vom gleichen Gründer, nur 13 Jahre später, aber auf freiem Reichsboden, nicht auf dessen Privateigenthum, erbaut worden (1191). Nach dem Aussterben der Zähringer blieb Bern somit unmittelbar dem Reich, was aber damals soviel hieß, als sich selbst überlassen. Dieses war für Bern freilich Anfangs eine gefahrvolle Lage,

allein sie stählte den Geist seiner Bürger und damit auch denjenigen seiner ganzen damaligen und auch spätern Politik. Wohl mußte dasselbe eine Zeit lang unter Savoyen Schutz suchen, ja sogar einen savoyischen Vogt, den Ulrich von Wippingen, innerhalb seiner Mauern dulden (1255); als es aber der Stadt geglückt war, sich dieses Schutzes wieder zu entwinden, und den Belagerungen durch Rudolf von Habsburg (1288), sowie trotz der Schlappe an der Schoßhalde (1289), den Angriffen des Adels und der Freiburger am Donnerbühl (1298) und bei Laupen (1339) zu widerstehen, so entwickelte sich, Dank ihrer Unabhängigkeit, ihre Macht um so ungehinderter. In Folge des Verhältnisses Freiburg's zum Hause Oesterreich aber haben wir daher aus jenen Zeiten die Erscheinung, daß ein guter Theil der österreichisch-schweizerischen Kriege sich hier herum als gegenseitige Streifzüge zwischen beiden Städten abspielte, so z. B. im gegenwärtigen Kriege und schließlich auch 60 Jahre später, zur Zeit des großen Zürichkrieges.

Daß aber auch Franzosen und Engländer jetzt die Besatzung von Stadt und Schloß Nidau bildeten, hatte seinen Grund in dem 13 Jahre vorher (1375) stattgefundenen Einfall der Gugler in unser Land. Die Tochter des bei Morgarten (1315) geschlagenen Herzogs Leopold von Oesterreich, Katharina, hatte nämlich einen englischen Königssohn geheirathet. Als Ehestener hatte das Haus Habsburg 8000 Mark Silber wohl versprochen, aber nicht ausbezahlt, sondern die Einkünfte der Städte Sursee, Sempach, Aarau, Lenzburg, Willisau nad Bremgarten dafür verpfändet. Unterdessen war der Sohn Katharina's, Ingelram von Coucy, Graf von Soissons, herangewachsen und gedachte sein Muttergut, auf das man so lange warten mußte, mit Gewalt zu holen. Da damals in Folge des Friedensschlusses zwischen Frankreich und England das dortige Land voll entlassener zuchtloser Söldner wimmelte, so verschaffte der König von Frankreich, froh diesen los zu kommen, dem Coucy das nöthige Geld zum Anwerben eines Heeres. Mit diesem zog der letztere nun an Basel vorbei durch den Jura gegen die diesseits des Rheines liegenden österreichischen Lande. Die unteren Truppenführer kümmerten sich aber wenig um die damalige politische Geographie, um österreichisches und nicht österreichisches Gebiet. Das ganze offene Land mußte herhalten, bis denjenigen Eidgenossen, welche am meisten unter den Raubzügen dieses hungrigen Gesindels im harten Winter 1375 auf 1376 zu leiden hatten, nämlich Luzern



und Bern, die Geduld ausging. Von diesen Guglerbanden hatte sich auch eine in's Kloster Gottstatt an der Zihl gelegt und streifte von da bis in's Neuenburgische und nach Ins. Bei Buttisholz, Fraubrunnen und Ins wurden verschiedene Banden überfallen und zum großen Theile niedergemacht, worauf die übrigen Eindringlinge sich für einige Zeit wieder aus dem Lande zurückzogen.* Unterdessen aber hatten die Habsburger sich mit ihrem Vetter Coucy abfinden können, ja es gelang ihnen sogar, ihn auf ihre Seite zu ziehen, um mit ihnen gegen die Eidgenossen gemeinsame Sache zu machen. So blieb ein Theil der Gugler nun als österreichische Hilfstruppen im Lande. Nach dem oberwähnten Tode des letzten Grafen von Nidau auf den Mauerzinnen von Büren (1375), machten sowohl der Bischof von Basel, Jean de Vienne, der Zerstörer Biels, als auch das mit Nidau verschwägerte Haus Kyburg Ansprüche auf die verwaiste Herrschaft. Das Waffenglück entschied für Kyburg. Dasselbe, in seiner fortwährenden Geldnoth, veräußerte aber Nidau und Büren sofort wieder an Oesterreich. Oesterreich hatte jedoch im Augenblick die Kaufsumme auch nicht in Kassa. In dieser Verlegenheit kam die Stadt Freiburg, die ja stets die gleiche Politik mit Oesterreich verfolgte, zu Hilfe und schoß Oesterreich einen Theil der Kaufsumme vor. Damit erhielt Freiburg die halbe Pfandschaft auf Nidau und das Recht, einen Vogt, den Jakob Ritsch, in's Schloß zu setzen. Freiburg und Oesterreich legten nun Besatzungen in die frisch erworbenen Plätze und so kamen die oberwähnten Coucy'schen Gugler neben den Freiburgern in's Schloß Nidau. Diese machten nun die ganze Gegend unsicher und trieben nach ihrer Gewohnheit auch ganz gewöhnlichen Straßenraub.

Ist schon die ganze Zeitperiode, in welcher die Erwerbung Nidau's durch Bern fällt, für die spätere Entwicklung der Eidgenossenschaft von entscheidender politischer Bedeutung, so bietet auch die kriegsgeschichtliche Seite dieser Episode ganz besonderes Interesse, da man damals im Uebergang der alten Belagerungstaktik zur neuen, insofern sie sich auf die Verwendung des Schießpulvers bezog, befand und was nun den Gegenstand noch bedeutsamer macht, daß man über die nun

* „In Engelland und Frankenrych, Die Wittwen schrien alle glych:
O Jammer, Ach und Weh, Gan Bern soll Niemand reisen meh."
Aus einem damaligen Volksliede, dem sogen. Guglerlied.

beginnende Belagerung auf beiden Seiten zeitgenössische Berichte besitzt; ja der gegnerische Chronist, ein Freiburger, ist im Stande, fast von Tag zu Tag zu berichten, was während der Belagerung vorgefallen ist. Man sieht aus diesen zwei Berichten, daß schon damals patriotische Kriegsbülletins vorkamen, welche die kriegerischen Vorfälle jeweilen in einem für die eigene Partei günstigerem Lichte darzustellen suchten.

— — —

Versetze man sich nun in das Jahr 1388.

Mitte Februar war der nach der Schlacht von Sempach abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen und sofort begann nun allerorts der Krieg zwischen den Eidgenossen und Oesterreich auf's Neue. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ergriffen die Freiburger die Offensive und verwüsteten im Februar und März das zwischen den beiden Städten liegende bernische Gebiet. Am 30. März rückten dann ihrerseits auch die Berner aus und zwar bis vor das Staldenthor von Freiburg und schossen Steine in die Stadt. Dann zogen sie mit den Solothurnern vor Büren. Am 5. April wurde ein heftiger Wind benutzt, um Feuer in diese Stadt zu werfen. Dann wurde, trotzdem Uebergabe angeboten und die Banner der Gugler zur Mauer hinaus gestreckt wurden, gleichwohl gestürmt und die hauptsächlich aus den verhaßten Guglern bestehende Besatzung, sowie ein großer Theil der Bürger niedergemacht. Der Platzkommandant aber, Ulrich von Dattenried, wurde am Leben gelassen, um zur Auswechslung eines bernischen Gefangenen in Freiburg, des Ivo von Bolligen, verwendet zu werden.

Wenige Tage später geschah weit im Osten die große Freiheitsschlacht der Glarner bei Näfels.

Vom zerstörten Büren heimgekehrt, gingen die Berner wieder auf Freiburg los — „man wuste und brannte" — wie der Chronist sagt. Nun allgemeiner Zug der Eidgenossen vor Rapperswyl am Zürchersee, welches zwei Wochen lang belagert und gestürmt wurde. Allein umsonst; die Berner kehrten wieder nach Hause, verbrannten aber auf dem Rückweg, um doch etwas verrichtet zu haben, die Vorstadt des österreichischen Aarau's.

So kam der 7. Mai und das oberwähnte Erscheinen des bernischen und solothurnischen Panners vor Nidau. Schultheiß von Bern und an der Spitze des Heeres nach damaliger Sitte war wahrscheinlich

Otto von Bubenberg, dritter Sohn des Johann von Bubenberg. Die mannigfaltigsten Belagerungsapparate wurden theils mitgeschleppt, theils an Ort und Stelle wohl auch erst errichtet.

Die Büchsen, eine damals moderne Waffe, hatten noch die primitivste Form. Sie wurden noch nicht gegossen, sondern geschmiedet. Aus länglichen Eisenstäben bildete man, wie der Küfer aus Faßdauben, ein Rohr und umgab dasselbe mit zahlreichen eisernen Reifen. Eigene Räder besaßen diese Geschütze auch nicht; sie wurden, auf einem Holzblock befestigt, mit Wagen an Ort und Stelle geführt. Durch untergeschobene Unterlagen bewerkstelligte man die zu einem wirksamen Schusse allfällig nothwendige Elevation. Es wurde meist noch mit Steinen geschossen und sollen die noch jetzt um das Schloß Nidau zahlreich sich findenden großen Sandsteinkugeln, welche gegenwärtig gelegentlich auf Gartenmauern und Thorpfeilern gestellt, als Ornament dienen, von dieser Belagerung herrühren. Die anderen Wurfmaschinen, die Blyden u. s. w., erinnerten noch an die bei den Römern gebräuchlichen Belagerungswerkzeuge. Es waren verschiedenartig konstruirte, theils in mehr gerader Richtung schießende, theils in starkem Bogen werfende, schnellende Vorrichtungen, mit welchen Steinblöcke, Brennzeug, ja sogar Leichname und allerlei Unrath an und über die feindlichen Mauern geschleudert wurden. Wie die Bohler, Tummler und Troyes, von denen die angeführten Chronisten melden, genau ausgesehen haben, ist heute schwierig zu sagen.* Ein schon aus der Römerzeit stammendes Belagerungswerkzeug war auch der unter einem starken Schutzdache, der sogenannten „Katze", an den Fuß der feindlichen Mauer gebrachte „Widder" (aries), ein an der Stirne mit Eisen beschlagener, in der Mitte horizontal aufgehängter Balken, mit welchem dann, wenn einmal in Schwingung gebracht, stoßweise das Zerbröckeln der Mauer versucht wurde.

Zum Schutze der Belagerer wurden neben der Katze auch Schilde von verschiedener Größe, sogen. Setzschilde, Tartschen (Targiae), als eigentliche Schutzwände aufgestellt. Alle diese Maschinen, von denen die Wurfvorrichtungen auch von den Belagerten, also zur Defensive, verwendet wurden, standen unter dem Befehle eines auch im Frieden

* S. den Atlas, Blatt 4—8, von Rodts Geschichte des bernerischen Kriegswesens (1831).

fest angestellten Waffenchefs, des Werkmeisters. So war im Jahr 1339 im belagerten Laupen ein Burkardus und ein Petrus dictus de Krattigen magister machinarum. Der Berner Chronist Justinger berichtet nun:

„Do man zahlt von Gotts geburt 1388 Jahr im Meyen zogen die von Bern und von Solothurn mit aller Macht für Nidauw mit Büchsen, Blyden, Boler, Tumler und mit großem Gezüge und warf man Tag und Nacht in, weil sie Straßräuber waren. Sie fingen Fründ und Find und war Niemand vor ihnen sicher. Nun waren viel Herrschaft und frömdes Volk im Schlosse, die sich mannlich wehrten. Also leiten die von Bern einen Sturm an mit Schiffen und mit andern Sachen. Und nach großer Noth, so da erging an dem Sturm, do ward die Stadt Nidauw überhaupt gewonnen und stießen die Frömden Für an, und wichen hinter sich in die Veste. Also ward der Finden viel erschlagen. Und an dem Sturm war oben zu im Graben ein Schiff geordnet mit gewappneten Lüten, die am Sturm den Finden mit Geschütze weh thaten. Und da die Stadt gewunnen ward, da wäre menglich gern hinin gsin und drungen in das Schiff und ward das Schiff überladen und ging unter. In der großen Libesnoth half Niemand dem Andern und ertrunken der von Bern und ihren Helfern mehr denn 30 Mann. Dies thaten sie ihnen selber, weil man Niemand gemeistern kann, darzu man Niemand straft um si Ungehorsami, darum empfaht man dick großen Schaden. Man henkti wohl die kleinen Diebli, der ein Hefelein verstohlen hat, aber einem, der in einem ganzen Heer ein Flucht macht und von der Panner wichet, meineid wird und einer ganzen Stadt Laster und Unehre machet, dem thut man nüt.

Wie Nidau die Vesti gewunnen ward.

Da nun die Stadt Nidauw gewunnen ward und die Finde in die Vesti gewichen waren, da ward vertedinget (übereingekommen) daß sie sollten Frieden haben 6 Wuchen. Wurden sie dazwüschen nit entschüttet, so sollten sie denen von Bern die Vesti ingeben mit allem dem, so da inne wäre, usgenommen Roß und Harnisch; damit sollten sie abziehen. Also mußt man das Lager beharren des Ziele us und fuhr jeder Halbtheile von Bern heim 14 Tag und kamen dann harwider und fuhren die andern auch heim. Und do die Zit uskam und sie nit entschüttet wurden, do zogen die Herren und Jedermann, so in

der Vesti waren, ihr Straß und nahmen die von Bern die Vesti in und besatzte man die Vesti mit einem frommen Burger von Bern, hieß Peter Balmer, der da Vogt ward. Und ward da gewunnen die Panner von Coucy, der von Nidauw und ander Vennlein. Also mit großen Kosten u Arbeit ist Nidauw und Büren in der Stadt von Bern Hand kommen und hand dieselben zwei Schloß mit großen Ehren und mit dem Schwert gewunnen.

Wie ein Bischof in Nidauwe funden ward.

Nun hatten die Finde so uf Nidauw wäre vormals gefangen zwischen Biel u Solothurn einen ehrbaren Herrn, kam von Rom selb viert geritten und war ein Bischof von dem Königrich von Portigal und hieß die Stadt seines Bisthumes Ulixbona (Lisabon) und hat bi ihm einen Gesellen, der war ein Prior eines Klosters von demselben Land von Alhozona (Alcazena) und waren in ihrem Land groß Herren. Dieselben, der Bischof und sin Geselle, kamen in der von Bern hand als sie die Vesti innahmen und hatten weder Pfennig noch pfenniges Werth. Die führt man gen Berne und thät man ihnen gut gemach. Man kauft ihnen Kleider und wessen sie notdürftig waren, Pferid und Zehrgeld. Das kostet alles bi 300 Dukaten und gelobten bi guten Trüwen mit ihren Briefen das Geld zu bezahlen und denen von Bern an ihren Kosten ein Geschenk zu thun, daß sie sie von den Finden erlöst hätten. Also über kurze Zite, do sandten sie gen Luzern die 300 Dukaten die sie schuldig waren und dazu für ein Schenki 1000 Dukaten."

Nach dieser Justinger'schen Darstellung wäre mithin vom 7. Mai an Stadt und Schloß belagert, dann nach einer gewissen Zeit die Stadt erstürmt und darauf hin ein sechswöchentlicher Waffenstillstand geschlossen worden. Während dieser Waffenruhe wäre dann, ohne weitere kriegerische Vorfälle, das Schloß nach Ablauf des Waffenstillstandes freiwillig übergeben worden.

Es wäre aber nach dem Freiburger Chronisten anders und blutiger zugegangen, und dieses erscheint wahrscheinlicher, da Justinger die bernerischen Schlappen offenbar verschleiern möchte. Der lateinische Bericht des Freiburger lautet nun in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„7. Mai. Nun zogen die Berner am Auffahrtstage, welcher am 7. Mai war, vor das Schloß Nidau und verblieben dort 13 Tage.

Am 13. Tage sollten sie die Stadt angreifen; die Besatzung aber fürchtete, die Bürger möchten die Stadt übergeben; deßhalb verbrannten sie die Stadt und enthaupteten einige Bürger."

Man sieht daraus, daß die Bürgerschaft jedenfalls bernisch gesinnt war und mußten so (offenbar) ihre Vorsteher diese Gesinnung mit ihrem Leben büßen. Leider kennt man die Namen dieser Freiheitsmärtyrer nicht. Auffallend ist, daß Justinger von diesen Hinrichtungen nichts zu berichten weiß. Der Freiburger fährt nun weiter:

„Am Mittwoch nach Pfingsten ertranken in einem Schiff 150 Berner und verbrannten ungefähr ihrer 15. Von diesen waren 36 vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert. Dieses geschah am 19. Mai.* Am 26. Mai machten einige aus dem Schloß einen Ausfall, zerbrachen denen von Bern ein Gerüste und zerschnitten die Seile ihrer Maschinen, sowie das Tau eines Schiffes, welches nun flußabwärts trieb und zerbrach. Am folgenden Dienstag den 28. Mai griffen sie (die Berner) die Brücke mit einem großen Branderschiffe an und wollten damit dieselbe und das darauf befindliche Baugerüst verbrennen. Die aus dem Schlosse aber stellten sich auf die Brücke, verbrannten mit hinuntergeworfenem Schwefel, mit Pech und Fett das Schiff und eroberten eine große Tartsche (Schutzwand), auf welcher ein Bär, ihr Wappen, gemalt stand und hingen sie dann verkehrt, mit den Beinen nach oben', vor ihren Augen auf. In der letzten Maiwoche und da herum schleuderten sie kleine Fäßchen voll Menschenkoth in das Schloß, in der Hoffnung, die Luft zu verpesten und das Schloß zur Uebergabe bringen zu können."

Am 7. und 11. Juni schien man der bedrängten Besatzung von zwei Seiten haben Luft machen wollen, denn „— — am 7. Juni in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag machte eine Schaar Bewaffneter aus Freiburg einen Ausfall und ritt bis vor Aarberg, wo dann 200 Kühe und mehr als 300 Schweine weggetrieben wurden. Die Beute galt 500 Gulden. Einer von Aarberg wurde getödtet und einer, nämlich der Burgermeister, gefangen. Am 11. Juni berannte der österreichische Vogt von Aarau mit 400 Lanzen die Städte Solothurn und Burgdorf; sie führten alles Vieh hinweg und erschlugen 40 Bauern. — —

* Wenn der 7. Mai der Auffahrtstag war, so wollen die Namen der Wochentage mit den weitern Daten nicht recht übereinstimmen.

Am 18. Juni am Donstag vor St. Johannis des Täufers Tag griffen die Berner das Schloß wiederum an und verbrannten das Haus, welches auf der Schloßbrücke stand. Allein es wurde ihnen theuer verkauft. Einige der Vornehmeren kamen um und wurden drei Wagen voll Todter nach Bern geführt. Dies berichtete der Landvogt von Lausanne Aymoz de Prez, welcher damals in Bern war, und mit dem Bischof von Lausanne Guido von Prangins und dem Ritter Petrus von Müri in Sachen des Friedens oder eines Waffenstillstandes wegen des Krieges von Nidau verhandelte. — Johann von Rosay, der Befehlshaber von Nidau und die andern Waffengefährten, welche im Schlosse waren, übergaben nun dasselbe an die von Bern. Sie konnten nämlich das Schloß nicht mehr halten, weil es an vielen Stellen in Bresche lag und sie vor Hunger schon drei Pferde verzehrt hatten. Es war nämlich drei Wochen und drei Tage belagert worden. Da sie nun sahen, daß ihnen Niemand zu Hilfe kam, unterhandelten sie um sicheren Abzug mit ihren Habseligkeiten. So wurden sie in Gnaden aufgenommen und kamen unsere Söldner und einige aus unserer Stadt, welche auch im Schlosse gewesen waren, nach Freiburg, und zwar 10 Lanzen mit ihrem Hauptmann Gaspar item Rudolf Petignie, Vivian Merlo, der Venner des vorgenannten Gaspar und dessen Edelknabe, Herr Ulrich von Aventich, Edelknabe von Vigney, Heinrich Rindro von Yverdon, Johann Portun von Yverdon und Humbert Roß von St. Romberg in der Bresse, welcher im Schlosse durch die Steine der Troye am Donstag vor St. Johannistag den Tod gefunden hatte. Auch waren mit ihnen 15 Söldner zu Fuß. Die Berner hatten Belagerungsgerüste und zwei Wurfmaschinen aufgerichtet und täglich mehr als 200 Steine gegen das Schloß geworfen. Ein Stein der Troye wog nämlich 12 (?) Zentner. Nach allen Berichten betrug der Verlust der Besatzung zehn Mann." —

So die Freiburgerchronik — eine stellenweise offenbar fehlerhaft abgeschriebene Handschrift. Wie man sieht, stellt sie die Sache so dar, als wäre die Stadt sozusagen freiwillig den Bernern überlassen worden; während Justinger sie erobert haben will. Daß die Bürgerschaft günstig für Bern gesinnt war, war natürlich. Hörten ja mit der festen Hand, welche die Stadt Bern damals darbot, der ewige Länderschacher und die Verpfändungen, denen Nidau unter seinen adligen Besitzern stets ausgesetzt war, einmal auf und wußte die Herrschaft endgültig, wem sie von da an angehörte.

Nach der Uebergabe Nidau's an Bern hörte freilich der Krieg nicht auf; noch folgten sich eine Reihe gegenseitiger Raubzüge, namentlich zwischen Bern und Freiburg, das ganze Jahr hindurch, bis es endlich im April 1389 zwischen den erschöpften kriegführenden Parteien, den Eidgenossen und Oesterreich, zum Frieden kam.

Die Ersteren behielten so ziemlich alle ihre Eroberungen und somit auch Büren und Nidau. Bern war schon 1382 dem Staatsbankerott nahe gewesen und erholte sich nur mit großen Tellen und langsam von seinen mehr als zehnjährigen kriegerischen Anstrengungen. Noch schlimmer sah es aber mit den Finanzen seiner Gegner und namentlich des Kyburgers aus. Von diesem meldet Justinger höhnisch, er habe einen Theil des Geldes, welches er aus dem Verkaufe Nidau's und Büren's von Oesterreich gelöst hatte, zum Abzahlen seiner Schulden verwendet, „mit dem andern Theil des Gelds fuhr Graf Rudolf von Kyburg gen Lamparten und wollt da rych werden, da ging sin ding lätz dar, und kam har wider und hat sin Geld verzehrt und nüt geschaffet.“

— — —

Wirft man einen Ueberblick auf die nunmehrige Machtentfaltung Bern's nach dem Friedensschlusse, so erhält man folgendes Ergebniß.*

Nur 50 Jahre waren seit dem Laupenkriege verflossen. Damals, als es sich um den Weiterbestand des ganzen Gemeinwesens handelte, um Leben und Tod, wie noch nie, hatte Bern außerhalb der Stadt nur die vier in nächster Nähe gelegenen Kirchspiele und die kurz vorher erworbene Stadt Laupen, welche es sein nennen konnte. Um Gotteswillen mußte es damals seine Freunde, die Solothurner, die Waldstätte, die Hasler und die von Weißenburg, um ihre Hilfe bitten. Und nun? Durch Kauf, Eroberung und Burgerrechtsverhältnisse hatte sie folgendes zusammenhängendes Gebiet: Das ganze Oberland war in seiner Abhängigkeit und so weit es ihm nicht als Eigenthum gehörte, wie die Landschaft Hasli, das Frutigthal und das Obersimmenthal, waren die andern Herrschaften des Niedersimmenthals, Spiez und Rinkenberg, sowie die Vogteigebiete des Klosters Interlaken durch die Burgerrechte ihrer Besitzer der Stadt dienstpflichtig. Die Stadt Thun, der Schlüssel des Oberlandes, war nach langem Warten in ihr Eigenthum übergegangen. Von da waren links und rechts von der

* Nach „Geschichte der Stadt und Landschaft Bern v. E. v. Wattenwyl II. Bd. 1872.“

Aare die Herren burgen, wie Belp, Münsingen, Burgistein, Dießenberg, gebrochen und ihre Inhaber zum Burgerrecht gezwungen worden. Mit der Eroberung von Burgdorf faßte Bern festen Fuß im Emmenthal, erwarb dann die Stadt und Herrschaft Signau und bald das ganze Emmengebiet. Durch den Kauf der Stadt und Herrschaft Aarberg (1379) und nun durch die Eroberung von Büren und Nidau erhielt Bern längs der Aare und Zihl eine feste Stellung im Seeland und kam endlich mit der über ein Jahrhundert lang verbündeten Stadt Biel in unmittelbare Verbindung. Gegen Freiburg und Savoyen bildete Laupen das Bollwerk. Die Gotteshäuser, welche in Aar- und klein Burgund zahlreich verstreut waren, hatten in den bewegten Zeiten in dem Burgerrecht der Stadt Schutz gesucht und gefunden und dadurch ihre Gebiete in die Abhängigkeit derselben versetzt. Durch Allianzen erstreckte sich der Einfluß der Stadt weit über ihre Grenzen hinaus. Die städtischen Gemeinwesen dem Jura nach, wie Solothurn, Biel, Neuenstadt standen unter dem maßgebenden Einfluß der bernischen Politik und die Herrschaften der Jurathäler und von Neuenburg waren Bundesgenossen Bern's, während das Haus Savoyen, dem die Waadt gehörte, die Verhältnisse alter Freundschaft unentwegt fortsetzte.

Auf Schloß Nidau saß dann, wie oben erwähnt, ein bernischer Vogt. Die Grafschaft kam nun zur Ruhe und gedieh gut unter dem kräftigen Schutze der Bärentatze.* Ihr Vennlin focht von da an alle Kriege der Stadt Bern, den großen Zürichkrieg und die Burgunderkriege mit. Doch ging es bis 1448, bis die Grafschaftsleute sich von der Leibeigenschaft losgekauft hatten. Die Loskaufssumme betrug 4000 Gulden und erhielten die Freigewordenen damit das Bürgerrecht der Stadt Nidau. Nach der bernischen Militärorganisation vom Jahr 1598 folgte unter dem Nidauvennlin die gesammte Mannschaft der Herrschaft Nidau, Aarberg, Erlach, Büren, Laupen, Münchenwyler und Oltigen; also flatterte es dem ganzen heutigen Seeland in's Feld voran.

So ward Nidau bernisch und schweizerisch und soll es, so Gott will, auch bleiben.

* Das Wappen von Nidau, als bernischer Herrschaft, ist eine rothe Bärentatze im weißen Feld. Das der alten Grafen hatte die welschneuenburgischen Chevrons.



Die Giftschlangen in der Schweiz.

Nach einem Vortrage von Prof. A. Strüby in Solothurn.

In unserm Vaterlande ist glücklicherweise die Zahl der heimtückischen Würmer der Giftschlangen sowohl nach Arten als Individuen eine beschränkte. Die Schweiz hat nur zwei Spezies Giftschlangen: die Juraviper, Vipera aspis, und die Kreuzotter, Vipera berus. Das Volk vereinigt gewöhnlich beide Arten unter dem Namen „Kupferschlangen". Zahlreicher sind die Giftlosen, sämmtlich der Familie der Nattern angehörend, obwohl auch diese, einige wenige Lokalitäten der südlichen Schweiz ausgenommen, nicht so häufig vorkommen, wie in südlicheren Strichen. So haben wir auf der Nordseite der Alpen nur die Ringelnatter und die österreichische oder glatte Natter, welche auch auf der Südseite vorkommen und zwar im Verein mit vier andern Arten, als: 1. der Vipernatter, durch ihre Zickzackbinde und Körperbau der giftigen Kreuzotter täuschend ähnlich; 2. der Würfelnatter, die am Monte Salvatore heimisch, häufig in den Luganersee hinabsteigt, um daselbst der Fischjagd obzuliegen; 3. der gelblichen Asculapnatter und 4. der 4 bis 5 Fuß langen, schwarz-grünen Natter, letztere beide von den alten Römern als geheiligte Thiere in hohem Ansehen gehalten. Um die vermuthliche Artenzahl des kriechenden Gewürms voll zu machen, erwähnen wir noch als eine Uebergangsform die harmlose Blindschleiche, ein kosmopolitisches Thierchen, mit klaren Augen, bronzefarbenem Kleide und, wie z. B. die Viper, lebendige Junge gebärend.

Alle diese Nattern sind unfähig, unserm Organismus direkt Schaden zuzufügen. Ihre allfälligen Bisse sind ohne Bedeutung. Trotzdem verabscheuen wir sie. Ihr wurmähnlicher, feuchtkalter Körper, dessen variable Blutwärme nie die des Menschen erreicht, und die Unsicherheit, vielleicht einen Giftwurm vor sich zu haben, erklären unsern Widerwillen gegen solches Gethier. Voll und ganz begründet ist unser Haß gegen die heimtückischen Repräsentanten des Viperngeschlechts, gegen Berus und Aspis, oder Kreuzotter und Juraviper, welche beide, sowie deren Abarten eingehend beschrieben werden.

Der Giftapparat beider Arten bildet eine im Hinterhaupte liegende, verzweigte, blättrige Drüse. Von dieser fließt das Gift durch



einen nach vorn sich erweiternden Kanal in die zwei hohlen, etwa 2½ mm. langen, nadelfeinen Giftzähnchen und gelangt in Folge Druckwirkung beim Bisse in die Wunde des Opfers. Immerhin sind unsere Vipern weniger zu fürchten, als es den Anschein haben mag. Beide sind träge Thiere und fürchten und fliehen den Menschen. Erst wenn sie berührt werden oder keinen Ausweg finden, so beißen sie zu. Dabei pflegen sie sich in Tellerform aufzurollen und machen dann die Umgebung auf 2 bis 3 dm. Entfernung durch wiederholtes, wuthentbranntes Zubeißen unsicher. Sie verfolgen den Feind nicht, noch können sie sich über Fußhöhe erheben. Dichte Kleider, besonders Stiefel schützen vollständig. Wenn trotzdem noch ziemlich häufig Vipernbisse vorkommen, so erklärt sich dies durch das Barfußgehen der Landleute, Angreifen der Thiere mit bloßen Händen oder gar noch unvorsichtigere Handlungen. Nach einer Abhandlung im „Korrespondenzblatt der schweizerischen Aerzte“ von Herrn Dr. C. Kaufmann, Zürich, sollen ¼ sämmtlicher Bißverletzungen durch unsere Vipern einen tödtlichen Ausgang nehmen. In Wirklichkeit mag die Sache sich noch etwas günstiger gestalten, da leichtere Bißwunden kaum jedesmal dem Arzte zur Kenntniß gelangen. Der gleiche Autor macht die Beziehungen der Stelle des Bisses zum Ausgang in folgender Zusammenstellung von 53 Fällen ersichtlich.

Stelle des Bisses.	Gesammtzahl der Fälle.	Kreuzotter.	Viper.	Geheilt. Kreuzotter.	Geheilt. Viper.	Geheilt. Total.	Gestorben. Kreuzotter.	Gestorben. Viper.	Gestorben. Total.	Mortalitäts-Prozent nach d. Stelle d. Bisses
Gesicht . . .	3	2	1	1	—	1	1	1	2	66%
Hand und Finger	15 (28%)	9	6	6	6	12 (80%	3	—	3	20%
Oberarm . . .	2	2	—	1	—	1	1	—	1	
Schenkel . . .	1	—	1	—	—	—	—	1	1	
Fuß und Zehen	32 (60%)	28	4	24	3	27 (84,4%	4	1	5	15,6%
Total	53	41	12	32	9	41	9	3	12	—

Als populäres Gegenmittel gegen Vipergift ist der Salmiakgeist bekannt, desgleichen recht tüchtiger Genuß von stark alkoholischen Getränken, auch Aussaugen und Brennen der Wunde; das zuverlässigste Mittel aber ist die rechtzeitige Inanspruchnahme des erfahrenen Arztes.

Ueber die lokale Verbreitung der zwei einheimischen Giftschlangen hat vor 5 Jahren Herr F. Müller in Basel ein Kärtchen heraus-

gegeben. Darnach findet sich die Juraviper an den Südabhängen des Jura so ziemlich überall vom Kanton Aargau bis Genf, desgleichen in den Gebirgsthälern des Wallis beiderseits der Rhone, mehr sporadisch tritt sie auf in einer Linie von der Ostseite des Genfersee's nach dem Thuner- und Brienzersee, häufig dagegen wieder in den Thälern des mittlern und südlichen Tessins und ferner noch in vereinzelten Lokalitäten Graubündens. In letzterm Kanton tritt dagegen zahlreich die Kreuzotter auf, desgleichen im Norden Tessins und theilweise im Kanton Glarus und im angrenzenden Theile des Kantons St. Gallen. Ferner noch sporadisch in eng abgegrenzten Lokalitäten vom Berner Oberland, Unterwalden, Waadt, Schaffhausen, Wallis und Zürich. Ganz frei von Giftschlangen sind die Kantone Thurgau, Appenzell, Zug, Schwyz und Luzern.

Was die vertikale Verbreitung anbetrifft, so ist die Kreuzotter die Giftschlange der eigentlichen Bergregion, während sich die Juraviper an den tiefergelegenen Bergabhängen heimisch fühlt, beiderseits mit einzelnen Ausnahmen von der Regel.

Um unsere Kenntnisse in dieser Beziehung zu vervollständigen, sollten Landleute, besonders aber das rüstige Heer der Alpenklubisten, hilfreiche Hand bieten, durch Zusendung von Belegstücken aus neuen Fundorten an eine Centralstelle, z. B. an das Museum von Basel.

Als Feinde der Schlangen aus der einheimischen Fauna sind zu nennen: der Igel, ein unermüdlicher Schlangenjäger, dem merkwürdigerweise das Schlangengift gar nicht zu schaden scheint; ihm folgen in zweiter Linie der Iltis, Wiesel und Frettchen. Unter den Vögeln steht obenan der Bussard, dann folgen der Eichelhäher und unsere Rabenarten. Letztere verstehen es ausgezeichnet, dem giftigen Gewürm den Garaus zu machen, ohne selbst gebissen zu werden.

Was speziell die Kantone Solothurn, Basel, Aargau und Neuenburg betrifft, so hausen in denselben drei Schlangen: die Ringelnatter, die glatte Natter und die Juraviper. Weitaus am häufigsten tritt auf die giftlose Ringelnatter; sie kommt selbst im Innern von Dörfern und Städten vor. Sie ist leicht kenntlich durch den gleichmäßig braunen Seitenstreifen und die schwarz-weiße Beschilderung der Bauchseiten, besonders durch die deutlichen weißgelben Flecken am Hinterhaupt. Sie nährt sich von Mäusen, Fröschen und Fischen. Die glatte Natter, „Oestricherli", gleicht durch ihre Grundfärbung sehr der Viper, dagegen sind die schwarzen Flecken auf dem Rücken parallel und rosenkranz-



ähnlich gestellt und ihr Kopf ist mit zwei großen auffälligen Schildern bedeckt. Im Gegensatz ist der Kopf der giftigen Viper bis vorn beschuppt und zeigt durch ein am Lippenrand aufgestelltes dreieckiges Schildchen eine deutliche Stülpnase. Die Zeichnung auf dem gewöhnlich lehmgrauen Rücken hat wenig Aehnlichkeit mit einer Zickzackbinde, dagegen findet sich als weiteres Kainszeichen ein schwärzliches römisches V auf dem etwas eckigen Kopfe.



Das Kaltbrunnenthal bei Grellingen.

Von **Bernhard Sprecher** in Basel.



Da wo Basel's Wasserquellen,
Die so reich die Stadt versorgen
Mit der köstlichsten der Gaben,
Die Natur dem Menschen spendet,
Frisch dem Schooß der Erd entsprudeln,
Liegt ein paradies'scher Garten:
Früher wild und abgelegen,
Rings verkannt und unbeachtet
Von dem urch'gen Menschenschlage,
Der in dieser Gegend wohnet.
Nur die frohen, muntern Vögel,
Die in stillen Waldeswinkeln,
Von den Menschen ganz gemieden:
Amseln, Nachtigallen, Finken
Und noch and're leichtbeschwingte
Kleine Sänger pflegten täglich
Dort der schönsten Musik Künste.
Doch die nicht gar weit entfernten
Stadtbewohner, die voll Freude,
Wenn die Sonne lachend strahlet,
Ihre staub'ge Stadt verlassen,
Um im Freien sich zu tummeln,
Diese kennen jetzt das schöne

Wildromant'sche Jurathälchen.
Wenn die Muße es gestattet,
Gottes Schöpfung zu bewundern,
Suchen sie sich los zu machen
Aus den dumpfen, engen Straßen.
Fort, hinaus! Im Freien weilen
Endlich will der Geist, beschäft'gen
Sich in Gottes hehrer Schöpfung
Und Erholung hier sich suchen.
Ein Naturfreund tritt in's Thälchen,
Das er kennt vom Hörensagen.
Bis zur Stelle, wo zwei Brücken,
Ueber die in luft'ger Höhe
Schnellen Lauf's das Dampfroß brauset,
Sich in kühnem Bogen strecken,
Ist er durch' manch schmucke Dörfer
Der Gefährtin Birs gefolget.
Jetzt auf einmal wird er untreu.
Hastig fliegt in Jugendfrische
Ihm von Lieb' und Wonne summend
Keck dort aus des Waldes Dunkel
Grüßend zu Kaltbrunnen's Mägdlein;
Und ihm folgt er unverhohlen.
Dort nach rechts durch Busch' und Sträucher
Weist es freundlich ihm die Wege,
Und es bleibt im Thalesgrunde,
Immer lustig, fröhlich plaudernd,
Durch Gestrüpp den Weg sich bahnend,
Bis es Mutter Birs gefunden.
Doch der Wand'rer, nicht verlegen,
Weil das Bächlein ihn verlassen,
Das so gastlich ihm geöffnet
Dieses lieben Thälchens Pforte,
Und den Weg ihm auch gewiesen,
Schreitet rüstig an dem Hange
Auf dem schmalen Fußpfad weiter.
Kühlend fällt der Bäume Schatten
Auf die heiße Stirn des Fremdlings,



Trocknend ihm des Schweißes Tropfen,
Die der rasche Gang gefordert.
Sich zu stärken bleibt er stehen,
Und in schnellen kräft'gen Zügen
Kostet er balsam'sche Lüfte,
Die ihm frische Kräfte leihen.
Rüstig lenkt er seine Schritte
Weiter auf dem rauhen Wege.
Von dem dunklen Thalesgrunde
Her vernimmt er Bächleins Rauschen,
Aus der schatt'gen Bäume Wipfel
Tönt der helle Sang der Finken,
Leicht streicht oft ein Hauch des Windes
Flüsternd durch die Blätterkronen.
Langsam senkt der stein'ge Pfad sich
Zu des Baches Ufer nieder
Und des Thales Grund wird leichter.
Hin durch bunt geblümte Matten
Führt der Weg nun, sanft ansteigend
Mit dem Bach gepaaret weiter.
Hoch zu beiden Seiten ragen
Kahle, wildzerriss'ne Felsen
Aus dem dichtbelaubten Walde.
Drohend gähnen sie hernieder.
Aus den schwarzen hohlen Augen:
Dunklen Höhlen, finstern Löchern,
Ausgewaschnen, tiefen Spalten
Mag der Wandrer wohl erkennen,
Daß schon lang sie Trotz geboten
Manchem Sturm und Ungewitter.
In dem Thale weiter droben,
Wo, bedeckt vom Waldesdunkel
Wieder wild das Bächlein fließet,
Treten hemmend ihm entgegen
Dichtgesäte Felsenmassen,
Die vor Zeiten wohl als Zinnen
Stark und fest den Bergkamm krönten,
Bis sie unter Krachen, Tosen

Jählings in die Tiefe stürzten.
Weit hinauf in's Thälchen dehnet
Sich dies Feld von Felsentrümmern.
Doch nicht der Verwüstung Bildniß
Ist es, wenn wir's still betrachten.
Wildniß ist's zwar, doch nicht grausig,
Wüst und öde, leer und traurig;
Nein, gar lieblich schlingt der Bach sich
Abwärts durch die Felsentrümmer,
Die von Moos und Epheuranken,
Immergrün und busch'gen Farren
Frisch durch's ganze Jahr hin grünen.
Ries'ge Blöcke sperren öfters
Tief ins Bett des Bachs gekollert,
Oft auch kleine Schluchten bildend,
Trotzig, keck den Lauf des Wassers.
Doch das Bächlein, jung und muthig,
Ueberspringt in weißen Strudeln
Alle diese Hindernisse,
Unten klare Tümpel bildend,
Die in eigenart'ger Färbung,
Wie der Bäume helles Blattgrün,
Ihren Grund erscheinen lassen.
Milder als das Grün des Rheines
Schimmert klar die Wasserfläche;
Denn noch rein und unvermischet
Fließt das frische Waldbachwasser.
Wunderschön ist's anzuschauen,
Wenn der Blick thalaufwärts schweifet,
Wie das Bächlein kühn sich windet
Durch die grünen Felsenmassen.
Wunderschön und traulich einsam
Mag's hier sein im kühlen Schatten,
Sitzend auf dem grünen Polster
Dichtbemooster Felsenblöcke,
An der Seite der Geliebten.
Fort, thalaufwärts! Immer neue
Wunder wildromant'scher Schönheit

Bieten sich dem hellen Auge
Und es kann nicht satt sich sehen.
Dann und wann kreuzt auch der Bach sich
Mit dem holprig schmalen Fußsteig,
Und es gilt in kühnen Sprüngen
Auf dem andern Bachesufer
Wieder neu ihn zu gewinnen.
Hier kann der gewandte Turner
Seine Kraft im Weitsprung proben.
In den obern Theil des Thales
Fließt der Bach durch grüne Wiesen;
Breiter wird die Thalessohle,
Und der Kamm zu beiden Seiten,
Nicht mehr felsig, schroff, zerrissen,
Ist mit dichtem Wald bewachsen.
Nach und nach eintönig werdend
Und den Wandrer nicht mehr fesselnd
Zieht das Thal noch weit sich aufwärts.
Doch der Wunsch ist schon befriedigt
Nach Naturgenuß in Fülle.
Links ablenkend durch den Buchwald
Führt der Weg in Zickzacklinie
Aufwärts zu dem Weiler Rodris
Und hier wird den müden Wandrer
Gerne eine Rast gestattet.
Und dem Wirthe „auf dem Rodris“,
Dem sind durst'ge müde Gäste
Stets willkommen.
Auf der glatten, saubern Straße
Geht's nun, jetzt nicht mehr ermüdend,
Abwärts nach dem Thal der Birs zu.
Links der Straße zieht sich schluchtig
Schmal und tief ein Thälchen nieder.
Und man hört ein Rauschen drunten,
Das uns an Kaltbrunnens Waldbach,
Der jenseits des Berges fließet,
Einmal traulich noch erinnert.



Der Antheil Basels
an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts.

Von Dr. Alb. Geßler in Basel.

(Schluß.)

In Boltz also ist für Basel der Dichter erstanden, welcher in seinen Werken die in seiner Zeit höchste Vollendung des Dramas bezeichnet. Bei keinem andern außer bei ihm finden sich auch neben den oben beschriebenen Hauptzügen aller schweizerischen Dramen Ansätze zu wirklich tiefer Charakteristik, findet sich das Streben, aus inneren Motiven heraus die Handlungen eines Helden — bei ihm ist es David — hervorgehen zu lassen. Boltzens frühestes Stück ist von ihm eine „Tragicomödia" genannt worden, „Sant Pauls bekerung". Es wurde „gespilt von einer Burgerschaft der wytberümpten frystatt Basel, im jor 1546 den sechsten tag Brachmonats in der größeren Stadt". Es ist ein Drama in fünf Akten oder „Händeln", in welchem eine streitbare Reformatorengesinnung des Dichters zum Ausdruck kommt; alte und neue Lehre, Pfaffen und Christus werden einander schroff gegenüber gestellt. Die Handlung ist folgende: Zuerst natürlich tritt der Narr, nach ihm der Herold auf. Der erste Akt führt uns dann nach Jerusalem in den Saal des jüdischen Rathes, der unter dem obersten Bischof und Priester Caiaphas, dem nämlichen, welcher Christum „gehencket hat", sich beklagt, daß so viele Juden Anhänger Christi werden, so der Fürst Nicodemus, der Ritter Joseph, „der glychen auch Gamaliel", der „auch ein solcher lucker gsell" sei. Nicodemus wird zur Strafe vom Secretarius Asahel geschlagen:

„So schlah ich dich uff dynen grindt,
Du grosser schelm und Pfaffen vindt."

Da bringt ein Bote aus Tarsus einen Brief des Saulus, der meldet, wie das Christenthum überhand nimmt; Saul will aber dem entgegenwirken und bittet nur gegen die „schelmen" um einen „gschriftlichen gwalt, der förmlich syg und wol gestalt"; und ausführend heißt es dann in dem Briefe mit unverkennbarer Anspielung auf die Glaubensstreitigkeiten aus des Dichters Zeit:

„Im Glouben ist ein grosser gspan
By allen Menschen wyb und mann.
Vyl wöllend kurtzumb Christen syn
Undrem evangelischen Schyn.“.....

„Das ungsufer, das rütend uß,
Ersůchend wol in jedem huß,
Was büecher sie daheimen hendt,
So finden ir vyl Testament;
Das läsen dschelmen für und für,
Drumb, gnedger Her erlouben mir,
So will ich sy thůn reformieren
Mit geißlen dapffer in sy schmieren.“

Der Rath ist sehr erfreut über des Saulus Anerbieten und setzt seine ganze Hoffnung auf ihn, denn es steht herzlich schlecht mit der Judenschaft. Der Vicarius Alexander ruft auch schon verzweifelt:

„Mir nemmend ab, sy nemmend zů,
Ich wollt ich wer, ich weiß wol wů,
Ja über mehr (Meer) byr heidenschafft,
Da ymber und der pfeffer wachßt.“

Sollte es aber auch mit Saulus fehlen, so müsse man, meint ein Rabbi, den Türken zu Hilfe rufen. Der Kanzler schreibt einstweilen den „räßen“ Brief und übergibt ihn dem Boten. Dieser tritt im zweiten Akt zu Saulus, der zu Tarsus förmlich Hof hält. Er und seine Getreuen sind hoch erfreut über den erhaltenden „Gwalt“, und Einer ruft zum Andern:

„Kein größern dienst kanst pfaffen thon
Dan redlich Christen zetodt schlon.“ —

und ein Fanatiker schreit:

„In irem blůt do wend mir watten!“

Es werden uns nun auch die Christen vorgeführt. Diese sollen Feindesliebe und Geduld zeigen. Das thun sie auch — hinter der Scene. Wo es aber auf der Bühne zu einer Begegnung kommt, da schlägt der junge Christ Nathanael den „Gsatzpfaffen“ Levi, der sich nicht bekehren lassen will und der den neuen Gott schilt, unsanft zu Boden. Levi aber „wütst uf“, läuft vor den Rath und jammert

„Schalom, schalom in diesem huß,
Ich mein, ich kumm uß einem struß.“

Er erzählt seine Begegnung mit dem Jüngling, und dieser wird in's „blůt bůch“ geschrieben. Levi zieht mit einer reisigen Schaar vor das Haus des Zachäus, bei welchem Nathanael wohnt. Einer

der Juden gibt sich für einen Christen aus und klopft an: „Hoho hoschenho, ist niemens dheim?“ Zachäus öffnet mit freundlicher Einladung. Saulus aber tritt „tratzlichen“ hervor, schimpft auf den Christenglauben, und da ihn der Alte bekehren will, überantwortet er dessen ganzes Haus seinen Kriegsknechten; Nathanael, der sich widersetzt, Zachäus und die Uebrigen werden gebunden, Weiber jammern, Kinder schreien, und mitten durch die ungemein belebte Scene schallt der Gesang der „Cantores“: „Mitten wir im leben sindt“ u. s. w. Die Scene wandelt sich dann plötzlich wieder in den Saal bei Saul, der durch den Trommler die Leute zum Christenmord aufrufen läßt. Saul selbst zieht sein Kriegsgewand an: man will nach Damaskus ziehen, an dessen Bewohner Saul einen förmlichen Absagebrief erlassen hat. Ein Reisiger bringt auf der Spitze des Speeres das Schriftstück, nach welchem alle Christen sollen „verbrennt, ertrenckt, köpft, gschunden, ghenckt oder sunst ellendlichen ertödt werden“. Zum Zeichen der Zustimmung heben die Kriegsleute ihre „glenen“ (Spieße) auf, und der Hauptmann der Fußknechte verspricht:

„So würgen wir und stechen ztot
Ja alles das uff beinen godt“,

und wir hören aus seinen Reden den gemeinen, vaterlandlosen Reisläufer des XVI. Jahrhunderts, wenn er fortfährt:

„Den das ist jetz des kriegenß recht,
Es syg Eydgnoß oder Landsknecht,
Das man nimpt gelt und schlecht zů todt.
Gott geb was sag unser Herrgott!“

Dann „blost der Trummeter und schlecht man drummen und ziehen daher in der ordnung uff Damasco zů, und ist Saulus zů fordrest am spitz. Und als er nahet gon Damasco, do erschyndt im die macht Christi mit dunderen und plitzgen, felt in zbodenn“. Christus selbst spricht:

„Warumb, Saule, verfolgst du mich?
Saule, Saule, lůg recht für dich!“

Er offenbart sich ihm. Saulus aber „zyttret und zaget sprechende:

„O weh, o weh, du starcker Herr,
Wie schlagst du mich so heftig sehr? . . .
Der böß yfer hat mich verfüert
Min Conscienz und seel verwürt.“

Er wird nun nach Damaskus gewiesen. Wiederum singen die „Cantores“, und wieder müssen wir uns die Scene als einen andern

Ort denken. Sie ist ein Haus, in welchem Saul, vom Scheine des göttlichen Lichtes erblindet, in einem Winkel sitzt. Ein Streit der Magd mit dem Hausknecht schließt da den zweiten „Handell“ mit einigen saftigen Schimpfwörtern ab. — Im Hause des Judas findet den Saulus Ananias. Dieser

„hett eh gloubt, ysen hett gschwummen,
Dan Saulus wer zům glouben kummen.“

Der Bekehrte erzählt das Wunder und wird durch seinen Glauben wieder sehend, „die schieppechtig mathery fallt von sinen ougen“, wie das Stück sagt. Saul lobt die göttliche Gnade und verlangt die Taufe. Die „Cantores“ singen „Veni creator“, Ananias tauft aus „einer kanten und einem becke“ und verleiht dem Täufling den Namen Paulus. Dieser wendet sich sofort mit einer eindringlichen Bekehrungsrede an das Volk, gleichzeitig werden die Thüren des Gefängnisses aufgethan, und im Jubel des befreiten Zachäus und seiner Genossen, ausklingend in den Gesang und die „Harmonia“ der „Cantores“ schließt der dritte Akt. — Bei den Juden, in deren Schule zu Jerusalem der Synagogendiener Malchus, „ein Orenbloser“ zuerst die „nüwe mär“ bringt, herrscht natürlich gewaltige Aufregung, und Gsatzpfaffen, Studenten, Doktoren und Leviten sind ungeheuer mächtig in Schmähreden auf die Christen. Da zieht Malchus einen Vorhang zurück. Hinter diesem erscheinen die Christen, unter ihnen Paulus.

„Nun denk, stand ab von diser rott;
Nit henck dich an der Christen Gott!“

ruft diesem der Archisynagogus zu. Paulus jedoch beweist aus den Propheten, daß Christus der Messias sei; die Juden aber treten unwillig in die Synagoge zurück, während der Chor das Lied anstimmt: „Der thorecht spricht, es ist kein Gott“. Da tritt ein Bote aus Damaskus zu Paulus und fordert ihn auf, der Rache der Juden zu entfliehen. Paulus aber will ausharren, ja für seinen Glauben sterben:

„Min lyb und seel bevyl ich Gott,
Wenn der mir hilfft, so hatts kein not“

ruft er. Da aber hört man die Trommler vom Königshofe, und ein neuer Bote meldet, daß die auf's Aeußerste erbitterten Juden einen Preis auf Pauli Kopf gesetzt haben. „Sobald dyser bott ußgeredt, schlecht man aber drummen und thůt man zwee oder dry schutz; in dem loufft ylentz Nathanael und bringt ein großen Korb“. Paulus,

dringend aufgefordert, setzt sich in den Korb, und dieser wird glücklich über die Stadtmauer hinuntergelassen. Alle Jünger Christi verbergen sich, denn im fünften Akt tritt eine Schaar Reisiger daher, um die Anhänger des jüngst „crützgoten Gottes" zu verderben. Der König selbst nämlich ist unruhig geworden, und sein Landvogt will die Bewegung mit Gewalt niederschlagen; seinen Leuten ruft er zu:

„Hand acht, das üch kein Christ ent louff,
Ein jeder dapffer umb sich rouff,
By hor und bart ergriffends wol!"

und weiter schnaubt er:

„Nun schiessend, daß der himmel kracht,
Damit man yhn ein schräcken macht!"

„Darauf lond sy all das gschütz ab mit grusambglichem schiessen, trummenschlahen und pfyffen". Paulum suchen sie aber vergebens.

„Das wollt der tüfell und syn mütter!"

knirrscht der Landvogt,

„Das nest ist lär, der vogell druß."

Da kommt ein „Wandelgsell" und meldet, daß er bei seinem Eintritt in die Stadt den Paulus über die Mauer im Korbe habe entfliehen sehen. Der König wird bei dieser Nachricht wüthend, erreicht aber damit nur, daß ihm sein Landvogt den Dienst aufsagt:

„Keim Herren ich mehr dienen will,
Sy werffend ein mit kirssen stil." —

heißt es, wieder mit satirischem Bezug auf das Reislaufen der Eidgenossen. Der Landvogt räth übrigens dem Fürsten, nicht weiter mit den Christen anzubinden, es seien „gantz blaß und ehrlos lüt", und es sei doch nichts bei ihnen zu holen. Da schließt das Stück: „Die Trummeter fahend an blosen und wann sy uffhören", tritt der letzte Herold mit einer ernstlichen Ermahnung zum Guten, einer Warnung vor Unmäßigkeit und einer Schilderung der irdischen Vergänglichkeit vor das Publikum. Zuletzt „wendt er syn angsicht gegen der Oberkeyt, neigst sich tieff und spricht also:

Edel, streng, fromm, vest, diser Statt
Fürsichtig wiß Herren im Rhatt:
Im Spill, so jetzund ist vollführt,
Habend mir üwer lieb gespürt
Mit radt, hilff ouch willigkeit;
Deß syg üch von uns danck geseyt
Umb rüstung und umb allen züg.

Deß dankend mir üch alle zyt;
Mit ghorsamkeit verdienen wendt,
Das uns Gott synen friden sendt,
Das syg der bschluß und auch das Endt. Amen!"

So also läßt Boltz zum ersten Mal große Massen agiren, und es hätte darum bei dem bunten Bilde, das diese darboten, vielleicht nicht einmal des kräftigen Dialoges bedurft, um auf die Zuschauer zu wirken. Aber zu Allem ist Boltz von einer Schlagfertigkeit der Satire gegen seine religiösen Gegner, von einer Treffsicherheit im Ausdrucke für Alles und Jedes wie Keiner vor ihm. Allerdings ist er oft geradezu grob und roh; aber wer möchte ihm das als Fehler anrechnen: Der Witz des XVI. Jahrhunderts war ungezogen, und wenn Boltz mit groben Keilen schlug, so beweist das nur, daß seine Zeitgenossen und vor allem seine konfessionellen Gegner ebensolche Klötze waren. Ueber die Aufführung des Stückes gibt es eine anmuthige Schilderung bei Felix Platter.[67] „Man hült," sagt er, „das spil Paulus bekerung auf dem Kornmerckt, so Valentin Boltz gemacht, ich sach zů am eckhaus an der Hůtgassen, darin der Felix Irmi; der burgermeister von Brun war Saulus, der Balthasar Han der hergoth, in ein runden himmel, der hieng oben am Pfůwen, dorus der strol schoß, ein fürige racketen, so dem Saulo, alß er vom roß fiel, die hosen anzündet. Der Růdolf Fry war hauptman, hatt by 100 burger, alle seiner farb angethon under seim fenlin. im Himmel macht man den Donner mit faßen, so vol stein umgedriben waren." Größeres Unglück hätte übrigens geschehen können, als der Knabe Felix mit seinen Freunden die Aufführung wiederholte. „Wir knaben also iung wolten underwylen spil machen. in meines vatters höflin wolten wir auch den Saulum spilen, wil wir ettlich sprüch aus der burger spil gelernt hatten. der Roll war Saulus und ich der hergot, sas uf dem hennersteglin, hat ein schüt (Scheit) für ein strol und alß der Roll auf eim schüt früber reit gon Damascum, warf ich den strol nach im, draf in uf ein aug, daß er blůtet und grien." Und nochmals erwähnt Platter dieses Spieles, wo er mittheilt: „In des Langbůms haus an den Steinen, so des herr Iselins war und ietz Coveti erben haben, machten wir bůben, dorunder er Langbům und Simon Colroß, so hernoch peste gestorben, ins Lycosteni haus, war ein feiner knab, und Lucas Just, Roll 2c. auch spil: die zechen alter und den Saulus probierten wir oft; wardt doch nüt drus."

Boltz hatte mit „Pauli Bekehrung" gezeigt, daß er dem biblischen Drama eine großartige äußere Form zu geben im Stande war. In seinem nächsten Stücke sollte er weiter beweisen, daß er der hergebrachten Stoffe nicht bedürfe, um in weite Kreise hinein als Dichter zu wirken. Dieses zweite „Spil" des Spitalpredigers war „Der welt spiegel, Gespilt von einer Burgerschaft der wytberüempten fryhstatt Basel, im Jor 1550". Mir steht zu Gebote die zweite Auflage, „gebessert und gemehrt mit Sprüchen und Figuren, — aus dem „Illuminirbuch" — so im vorigen exemplar, von kürtze der Zyt, underlassen waren" (Basel 1551). — Daß die Bühne ein Spiegel der Welt sei, ist ein altes Wort, an welches auch schon Birck seine Zuhörer im Prologe zur „Susanna" erinnert hatte. Boltz verstand dasselbe so, daß er seine Basler Welt in allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Neigungen und Interessen in dem genannten Stücke darzustellen unternahm. Es spielten in demselben hundertachtundfünfzig Personen zwei Tage lang. Die Aufführung muß ein großartiges Fest gewesen sein; dieses wurde mit Erlaubniß des Magistrates am Weihergraben beim Predigerkloster abgehalten [68] und muß von nah und fern besucht worden sein. Für jeden brachte der Dichter etwas, sein Stück war eine Satire auf alle Stände. Die Einheit des Ganzen allerdings beruht lediglich darin, daß zuletzt der Tod erscheint, der mit der Sense alle Menschen, alle Stände umhaut. Das Stück ist eine bunte Folge von Bildern und Scenen, bald in Gengenbach'scher Art, so daß die Personen nur sagen, was sie sind und eine Zeit lang reden, bald — und zwar meist — in Gestalt kurzer Handlungen. Die Personen sind bald lebendige Menschen, bald Engel und Propheten, bald Allegorien. Dabei ist aber der Dichter, abgesehen vom Anfang, wo Tugenden und Laster nebst ihren Vertretern ein wenig lang disputiren, nie langweilig. Erstens erfreut uns seine wuchtige, und dazu in allen Lagen ungemein gewandte Sprache; dann aber bietet das Stück namentlich des kulturhistorisch Interessanten die reichste Fülle. Ich fühle mich aus diesem letzten Grunde verpflichtet, das Stück etwas ausführlich darzulegen. Zuerst tritt der Bauer Heiny Wundersitz auf, der sich über die seltsamen Zurüstungen wundert. Er verspricht dem Herold Schweizerkäse und Bratwürste, wenn er ihn aufkläre. Der Herold aber heißt ihn schweigen und wendet sich an die Bürger, die fremden Gäste, die Frauen, die guten Freunde, die Jungfrauen und die Kinder und zählt ihnen die einzelnen Personen auf.

„Sind still“, fährt er dann fort, „mir wends jetz fohen an,
Ich gsich Üpigkeit fürher gan.“

Die Üppigkeit, ein schöner Jüngling, „treit ein krentzlin uff blosem hor“, lobt die Lust des Tages und der Jugend. Die Klugheit aber verwehrt ihm seine Rede: „Der tod zerbricht vil nüwer gschir“ warnt sie. Den „Ungestalten“, der über seine Häßlichkeit klagt, verweist sodann die Bescheidenheit, er solle froh sein, daß er mit des Leibes Schönheit nicht behaftet sei, der man von allen Seiten zusetzt. Der Hoffart, die sich rühmt mit ihrem „stoltzen, wol gebutzten lyb“, entgegnet die Demuth:

„Halt still, thůn gmach, fraw Hoffart stolz,
Wie gstalstu dich, du gmolteß holtz!“

Zuletzt muß die Hoffart der Demuth weichen. „Stoltzigkeit“, „Blödigkeit“, „Thrüw“, „Gsundtheit“ geben sich gegenseitig gute Räthe oder halten an den Zuhörer eindringliche Mahnreden. Sich selbst lobt wieder die „Bhendigkeit“:

„Doheim im huß mag ich nit sin,
Lauff drum gon Hünigen zům wyn“

schließt sie. Ihr antwortet die „Stillheit“, die, wie die andern Tugenden auch, auf den Tod hinweist. Der sich selbst erhabenen „Scharpffinnigkeit“ wird die Logica gegenübergestellt, und auf die Klage des Tollkopfs über seinen „tollen grindt“ hält die Vernunft eine Strafrede gegen den Leichtsinn. Der Wohlgesprächigkeit aber, welche nie sich mit der Zunge säumt und die es daneben trefflich versteht, „den mantel nach dem wind zehencken“, läßt der Dichter durch die Rhetorica „das mul zerryben“. Zwischenhinein wird zum Ergötzen des Publikums ein Stotternder eingeführt. Diesem räth „Wohlgesprecht“, sich auf's Betrügen ohne viele Worte zu legen. Auf das Schelmenlob der Arglistigkeit sodann kommt die Wahrheit selbst heran; sie deckt alle Fälschungen auf, auch daß der Wein allenthalben nachgemacht wird, ist schon ihr bekannt:

„Kein wyn last (ihr) nit natürlich blyben“

schilt sie. Doch der „Arglistig“ läßt sich nicht belehren, indem er auf die Geistlichen hinweist, die gleich wie er „die welt bschyssen“. Zeitgemäß klagen darauf die Barfüßermönche über die abnehmenden Einnahmen:

„Mir singend, bettend, lesend meß,
So wurd uns kum ein buren käß.“

Mit einer donnernden Rede gegen die Klöster jagt aber der Prophet Elias den Bettelmönch von dannen:

„Man sott üch schelmen all erhencken"

wettert er zuletzt und fährt drein mit dem Schlußwort:

„Ich müß an dich, du fule schar,
Ich müß dir bschären hut und har,
Wie ich den Baalspfaffen thet."

Anderen Geistlichen ist ihr Orden verleidet, Nonnen und sogar die Äbtissin wollen den geistlichen Stand verlassen, sie haben in sich „kein Nunnenfleisch". Prediger und Karthäuser aber wollen trotz dem Elias noch in ihren Klöstern bleiben, aber nicht aus Frömmigkeit, sondern nur, weil ihr Stand sie noch ernährt. Der Kardinal unterstützt sie in ihren Schimpfreden gegen den „alten keib" Elias. Aber der Prophet fällt mit der Geißel über sie:

„Daß üch Gott straff, jr vollen wänst,
Kennendt jo nüt, dan suffen und fressen,
So müß ich üch die kutten messen!"

In die bunt wechselnde Reihe werden darauf die Orte der Eidgenossenschaft redend eingeführt. Da ist es nun eine wahre Freude, die Ergüsse der Vaterlandsbegeisterung zu hören, welche die Worte des Dichters durchdringt. Uri preist die Unabhängigkeit der Schweizer:

„Gott lobs, daß ich kein Münchlin worden,
Mir Schwytzer hand ein fryen orden." ...
„Mir gent auch niemandts kein tribut,
Habend all ein fry ledig hut."

Bruder Klaus allerdings, der Allverehrte, klagt dem mit ihm daherwandelnden Moses, daß die Schweizer nicht mehr die Alten seien,

„Als het ich's nie kein gůts geleert."

Mit einer Breite, die man nur dem Pfarrer, nicht dem Dichter Boltz verzeihen kann, erzählt darauf Moses seine ganze Geschichte. Schön ist aber dann, wie vor des Propheten Angesicht Bruder Klaus den lieben Gott für seine Eidgenossen bittet:

„Ein gmüet, ein hertz woll er jnn geben,
By ein andren zsterben und zleben."

Sich an die einzelnen Orte selbst wendend, ermahnt er sie zur Einigkeit und warnt sie vor allzugroßer äußerer Hoffart; er tadelt das Hofiren bei fremden Fürsten und macht eindringlich auf die schlimmen Folgen der Mittheilung aller Beschlüsse an diese Fremden



aufmerksam. Unterwalden will sich die Rede zu Herzen nehmen und will treu den Bund wahren, den man leider lange unerneuert gelassen habe. Schwytz stimmt bei:

„Mit Gottes Kraft, so blyb ich Schwytz,
Myn zeichen ist ein wysses krütz,
Das will ich bhalten biß an's end!"

Zürich, „das vorderst ort jnn der Eydgnosschaft", gelobt:

„Wenn ein Ort würd in nöten ston,
By dem wurden wir sleben lon!"

und Bern bekräftigt:

„Wolt jemands sich gewalts beflyssen,
Der Bär würd jhn zestucken ryssen."

Luzern ist gleichen Sinnes, und Zug und Glarus erinnern an ihre alten Thaten und erzählen von ihren Altvordern:

„Der Pfaw hat oft gehn jhn gemupfft,
Des hands im wüest die fädren grupfft."

Basel thut mit Kraft seine Zuneigung kund, es will den Eidgenossen immer zur Verfügung sein, will von „keinem Ort abston",

„Wurd ehe mit jhn zů schytren gohn"

und seine Bürger sind zu Allem bereit:

„Mit großen und mit kleinen büxen
Wend wir den fynd zu boden sprützen!"

Wie den Baslern, so werde es, heißt es weiter, auch den verbündeten Mülhausern „ab den fynden nienen grusen". Freiburg, Solothurn und Schaffhausen versprechen das Beste, auch Appenzell will bei den Eidgenossen „bstendig ston

„Und sott der Boden undergohn!"

Nochmals mahnt Bruder Klaus:

„Lond üch dhend mit gold nit schmieren,
Halten üch zů Gott dem heren,
Dem dank, du frumme Eydgnosschafft,
Daß er dir hat gän so vyl krafft."

Dann aber tritt, höhnend auf die Schweizer, der Edelmann auf. Er legt jedoch im Laufe seiner Rede die ganze Verkommenheit seines Standes blos, und der „groß Schwytzer Bur" behauptet, daß von Adam her alle Menschen gleich geboren seien. Adam selbst tritt sodann auf mit dem wahren Worte:

„Welcher ist wyß und tugendtsamm,
Den macht tugendt zům edelmann."

Der sogenannte Adel aber sei durch Unrecht zur Macht gekommen, durch Stegreif und Leuteschinderei.

Als lebendes Beispiel für den Uebermuth des Adels klagt ein Bauer seine Noth. Ihn aber tröstet die Hoffnung; dem „Glückhaftigen“ gegenüber jedoch, der sich seines guten Geschickes überhebt, deutet Fortuna auf die Unbeständigkeit alles Irdischen hin. Dem „Unglücksamen“ läßt der Dichter durch Hiob sagen, daß er in noch viel größerem Leid Gottes Güte habe erkennen dürfen. Endlich wird einem „Schleckmul“, das im beigegebenen Holzschnitt als Weib dargestellt ist, von der Mäßigkeit, einem „herrlichen wybsbild“ das Wohlleben mit bitterm Tadel vorgeworfen. — Der Dichter mochte nun fühlen, daß er etwas viel der Tugenden und Laster neben andern einzelnen Gestalten habe auftreten lassen, die manchmal fast zu weitläufig das alte Testament zu Nutz und Lehre angezogen haben. Er führt darum in sein Stück eine Handlung ein. Sie ist gleich ein wenig derb, denn ein ganzer Haufen von Teufeln stürzt auf die Scene. Sie muntern eine Bande von Säufern und Fressern zum beharrlichen Weiterschlemmen auf, obschon bereits ein Trupp solcher von dem Teufel „Vollbock“ dem Vater Belial vorgeführt wird. Die Prasser scheinen sich aber aus der Höllenfahrt nicht viel zu machen. Sie beginnen mit Hohnreden auf die Mäßigkeit, die ihnen ihr schlechtes Leben vorhält. Zuletzt fallen sie über sie her und schlagen sie todt. Für die Zeit bezeichnend ist, daß die betrunkene Rotte aus lauter Deutschen besteht. Es sagt darum auch die um die erschlagene Mäßigkeit klagende Gerechtigkeit:

„Tütsch land, Gott wirdt dirß nit vertragen,
Das dmeßigkeit ztodt hast gschlagen!“

Die ruchlosen Deutschen jagen aber die Gerechtigkeit von dannen, denn „toll, voll und unbsint wend sy blyben.“

Im Weggehen sagt sie traurig von den Deutschen:

„Jre fyendt hand dwoffen gschliffen,
Das mörder liedlin langest pfiffen“....
„Ach Tütschland wie bist du verblendt!“

Das kümmert aber Keinen, im Gegentheil. „Jetzt facht doruff an singen die volle rott, gond ringswyß um die Temperantiam:

„Jns tüffels nammen faren wir,
Bym wyn da machen mir gůt gschir,
Mir suffen gantze Becher uß,
Daß unser keiner kumpt lär ins huß. Heienhoschenho!“

Noch zwei weitere Strophen jubeln unfläthig über die todte Mäßigkeit: „Heienhoschenho“ schallt es. Da aber kommt der „Wäppner“ des Todes, das Fatum, ruft seinen Herrn, und dieser schießt „den huffen voller zapffen“, die „verzwyfelten mistfinken“ todt. Teufel unter der Anführung von „Bodenloß“ holen die Todten und „tragens zur hellen mit grossem gschrey. Nach dem gschicht dunder und erdbidem. Die engel legend Temperantiam inß grab.“ Mit einem Trauerpsalm, dem — wie auch dem vorhin citirten Liede — eine eigene Weise beigedruckt ist, schließt der erste „handel“. Den folgenden eröffnen ein Cherubim und der Engel Michael mit einer nochmaligen Klage um die von den Deutschen erschlagene Mäßigkeit. Wieder treten lasterhafte Menschen und ihre Tadler auf: Den Kleidergeck straft der Engel Uriel, der besonders gegen die allzu üppigen Trachten der Bürgerfrauen eifert. Die erste Rüge gilt auch hier wieder den Deutschen, die aller fremden Völker Leichtfertigkeit annehmen. Dem Müssiggänger, der sich nirgends wohler befindet als beim Spazieren auf der Rheinbrücke, liest die „Uebung“ den Leviten, während den Studenten und andern jungen Leuten, die des Nachts als Zinkenbläser und Lautenisten Ständchen bringen, der Teufel Schürdenbrand die Hölle heiß machen will. „Ich will sy brennen wie haberstro“, ruft er, tanzt jedoch dann mit einem andern Teufel ab, sobald die Frau Musika erscheint. Diese ist unzufrieden, daß sie so ganz verachtet sei, schließlich fängt sie aber an zu spielen, und der Jüngling Behendigkeit hebt mit der Petulantia ein Tänzchen an. Doch da kommt wieder der Tod, „schüßt sy mit dem pfyl ztodt, daß sy fallt ufs angsicht.“ Die Teufel „tragendts in dhell, da fachts an donnern, plitzgen, helsch für brennen“, und der zweite Akt ist zu Ende. Der dritte wendet sich an die Jugend. Einem Spieler muß sein Knabe Ludi Yßvogel die Karten bringen. Von dem Jungen sagt der Vater selbst ironisch genug, er sei schon ein schöner „fryer sezling“:

„Ein jeden kann er speien syn,
Als ob er byn Pecken knaben wer gsyn.“

Diese Beckenbuben scheinen der Typus von Basler Schlingeln gewesen zu sein. Und einen solchen, den Fritz Beckenblümlin, fordert denn der böse Bube auch wirklich auf, sich mit ihm bei der Karthaus zu raufen. Ueber diese bösen Jungen und über die allzunachsichtigen Eltern klagt dann der „Gsatzpriester“ Hely. Währenddem kommt mit

Schandreden der Bube zurück und bringt dem Alten die Karten; wie er aber nach dem Spielbrett geht, schießt ihn der Tod. Er schreit Mord und Helffio. Der Vater, der auf den Tod hinfährt, wird gleichfalls erschossen, und die beiden Teufel Behemot und Astarot schleifen sie zur Hölle. — Eine Rede des Herolds endet hier für den ersten Tag ein Spiel, welches dem Kolroßischen „Von fünferlei Betrachtnussen" äußerlich nicht ganz unähnlich ist. Was allerdings die Kraft und die Fülle des Stoffes, die Gewandtheit der Sprache und den allseitig umfassenden Geist des Ganzen anbetrifft, so steht Boltz unendlich hoch über dem Kirchenlieddichter. — Der zweite Tag des Boltzischen Stückes gibt zu den Reden und Handlungen des ersten viele fast parallele Stellen, doch bietet auch er eine Fülle von neuen Beobachtungen. Wiederum leitet ein Herold das Ganze ein. Gleich darauf will ein Schalksnarr sich kurze Weile verschaffen und will sehen, wie er die Leute um ihr Geld bringe. Ein Philosoph tadelt ihn und ein „Erznarr" jagt ihn davon. Dann fordert ein Fechtmeister einen Jüngling auf, die edle Kunst des Fechtens wieder in Schwung zu bringen, denn die Jugend verachtet heutzutage körperliche Uebungen und wird dabei podagramisch, mit andern Worten, sie „suft sich lamm und krumb," und alte gute Sitten, wie Musik und Schauspiel, sind abgekommen. Ein anders Bild bietet uns die Dorfbäurin „Gred Binetsch" dar; sie ist Mutter von zehn Kindern und klagt dem reichen Mann, ihrem Zinsherrn, der Hagel habe Haus, Hof, Acker und Reben schwer geschädigt,

„Des müendt mir in grosser armůt watten."

Sie bittet darum:

„Gent uns ein wyter zyl und tag,
Denn ichs uff myn trüw jetz nit hab."

Der Reiche aber weist sie ab und heißt sie ihren Mann, den „Hans Seltenrych von Übelrieten" holen. Aber auch gegen diesen ist der Herr unbarmherziger „denn ein hundt," und um seinen Drohungen Nachdruck zu geben, läßt er seinen Diener Hechtlihoh und den Vogt Henkdenmantel kommen.

„O mordio mir armen man,
Wie will ich mit den kinden bstan!"

ruft der Unglückliche. Doch er vertraut Gott und siehe! Da kommt sein Freund Uli Rogenstil und hilft ihm mit einem Darlehen aus der

Noth. Bereits wird der Reiche von einem Teufel bemerkt, der ironisch meint:

„Do kumpt erst ein rechtschaffen man,
Der hatt sich allezyt thůn flyssen,
Wie er Gott und dwellt möcht bschyssen."

Der Reiche aber will niemals von seiner Härte gegen die Bauern lassen; er flucht:

„Wott Gott, wenn ich etwas nach ließ,
Daß mich der stroll und dunder schieß!"

Da donnert es wirklich, und der Blitz erschlägt den Geizhals. Die Teufel freuen sich gewaltig über den „feißten kutzen" und schleppen ihn zur Hölle. Dann schreitet würdig und ernst ein Doktor daher. Selbstzufrieden meint er, es sei doch „ein fyn Ding umb glert lüt,

By denen spürt man keinen gyt (Geiz),
Gond nur der kunst und gschrifften nach . . ."
„Kein nyd und haß sy gar nit tryben,
Allzyt si gern doheimen blyben."

Ihm replizirt aber Pasquillus, der gar viel von dem Eigensinn, der Aufgeblasenheit, ja auch von dem Geiz der Geistlichen und Gelehrten zu erzählen weiß. Mit einem dazutretenden Studenten will er jedoch nicht anbinden. Er überläßt das dem gelehrten Beanus, unter welchem wir uns unschwer den bekannten Humanisten Beatus Rhenanus vorstellen können. Scharf tadelt dieser, wie die Studenten den Weibern nachlaufen, der Obrigkeit nichts nachfragen, trinken, lärmen, Bücher und Kleider versetzen;

„Das ist ein fyner Studentenstand,"

schließt er;

„Wen jr dan groß findt und erwaxen,
Könnend jr anderß nüt dan gaxen,
Wie dhen, wenß hat ein Eyh geleiht."

Die Studenten nehmen sich aber das wenig zu Herzen:

„Kumpst du in unser losiment
Gar wiest mir dich behoblen went,"

lachen sie im Weggehen und machen dem Landvogt Platz. Der rühmt sich:

„Was mir Herren thüend, das ist recht,
Gott gäb es syg lätz oder schlecht,
Wer uns wott fast die worheit sagen,
Den wotten wir zům land uß jagen!"

Die Gerechtigkeit bedauert die Stadt, in welcher so gesinnte Amtsleute walten. Der Landvogt aber jagt sie weg:

„Hebs mul zů, frau Gerechtigkeit,
Was gadt dich an die oberkeit?
Het zwalten wie es ihr gefallt,
Ueber sy hastu keinen gwallt."

Justitia schweigt aber immer noch nicht. Da läßt ihr der Vogt die Augen verbinden, die Diener nehmen ihr Schwert und Flügel. Sie redet aber trotzdem weiter. Da ersticht sie der Landvogt:

„Se hin, das dich der tüfel schendt,
Wil din schelten nit han ein endt!"
„Der Gwalt ist über Grechtigkeit!"

schließt die Frevelrede des Beamten. Da kommen Engel, „es dondret, und eß nemmends vier Klagpersonen und lupffen die Gerechtigkeit inß grab, die Engel decken die bor mitt eim köstlichen tůch." Die Liebe, die Gütigkeit, die Wahrheit, die Geduld und die Hoffnung stehen jammernd um das Grab; mit einem „Clagliedlin", wie es der Mäßigkeit ward, schließt der Akt. — Der neue — fünfte — wird mit einer Klage der Freundschaft um ihre Schwester Gerechtigkeit eröffnet. Alle Tugenden, heißt es, kämen in Verfall, und wirklich ist es einem Geometer, der die Scene betritt, mit all seinen Instrumenten nicht möglich, wahre Freundschaft zu finden. Ein Ehemann jedoch kennt sie noch, er hat ein treues Weib gefunden und ist dessen herzlich froh. Nicht lange läßt aber sein Gegenstück auf sich warten, ein Haushalter, der Ach und Weh über sein böses Weib schreit. Dieses, Frau „Hadermätz" erscheint denn auch und übertrifft — man mag sich denken, zu welcher Freude des Publikums — alles Dagewesene an unfläthigen Reden. Ihr Anfangswort:

„Mich dunkt, ich hör hie mynen keiben,
Ich můß ihm gon etwas ankleiben"

ist das Gelindeste, was sie sagt. Zuletzt prügelt sie ihren Mann. Den tröstet der alte Hiob, Gott strafe die Menschen auf verschiedene Art. Auch die Geduld spricht dem Aermsten zu, der sich freuen würde, wenn sein Weib bald stürbe;

„Ich hab sy aber, es ist uß,
Will wider heim inß marter huß,"

stöhnt er und geht ab.

Den Akt beschließt ein Zwiegespräch zwischen einer Kupplerin und einem mit einem Alten verheiratheten jungen Weibe. Letztere

erhält lange Lehren, wie sie ihren Mann betrügen solle. Doch da kommen die Stadtknechte, die zwei Weiber in den Kerker zu führen. Auf dem Wege dorthin holt sie aber der Teufel. — Den letzten Akt endlich leitet eine der interessantesten Scenen ein. Es klagt Tobias in beredten Worten über die Bettler, von denen ganz Deutschland voll sei, die der „gengist orden“ seien. Die Landplage des XVI. Jahrhunderts wird uns auch leibhaftig vorgeführt. Es ziehen in langem Zuge die sogenannten Jakobsbrüder auf, vorgeblich Pilger nach St. Jago di Compostella. Nach einer dem Text beigegebenen Melodie singen sie das Jakobslied. Sie verdienen viel Geld mit ihrer Heuchelei, kann doch die alte Jakobsbrüderin höhnisch lachen:

„Ha, ha, ich lach der gůten schwenck!
Wenn ich an unser leben denck:
Kein Fürst uff erden hatts so gůt,
Wir mangeln weder fröud noch můt.
All tag voll, das ist unser krütz,
Es brist uns uff der erden nütz!“

und sie schließt mit der Aufforderung:

„Wer hie gůt ful leben well han,
Der nem den Bettel orden an!“

Der „Landstrycher“ lobt das Leben auf dem Kolenberg, der alten Bettlerfreistatt in Basel, und der Kirchweihbettler rühmt, wie er die fallende Sucht zu heucheln wisse. Auch die entlaufene Pfaffenmagd und die fälschlich schwangere Bettlerin zählen ihre Streiche auf:

„Wir leben wol zů aller frist,
Es ist nitt über wyber list!“

rufen sie, und nach ihnen erklärt der welsche Bettler, daß Deutschland das Eldorado für die Lumpen sei. Mancher Welsche laufe in Deutschland betteln, der zu Hause viel Vieh stehen habe. Die Welschen selbst aber, heißt es, dulden keinen deutschen Bettler im Lande.

„Das trybend mir, es gadt wol hin,
Ir Tütschen wend betrogen syn!“

Charakteristisch ist die Rede des kleinen welschen „bettlerlins“; er radebrecht so äußerst ergötzlich:

„O lieb vatter, loß mir blyb,
In der Tütschland hab ich gůt zyt....
Der Tütsch git mir gnůg eß;
Mon pare (mon père) ick bin wol gesess,
Grieß mir ma lieb mare (ma mère), allein
Spräck sů jr, ick well nimme heim.“

Und daß kein Stand der Menschen fehle, tritt endlich auch ein Jude auf, der sich schwer darüber ärgert, daß jetzt auch die Christen das Betrügen verstünden. Da aber fährt wie der Sturmwind Belial mit seiner Horde über die Scene. Sie freuen sich recht teuflisch, daß sie unter Herren, Gelehrten, Reich, Arm, Narren und Kindern „so vil gest zammen lesen". Fast müsse man die Hölle weiter machen, denn schon sei ihr Raum von Geistlichen stark in Anspruch genommen. Alle Personen des Stücks, mit Ausnahme der Propheten und der Tugenden, treten „uß den hüßlin", und Alle, die dastehen, haut in gewaltigen Mahden des Todes Sense zusammen.

„So houw ich jetz on durens dryn,
Gott well üch all barmhertzig syn!"

So redet der Tod selbst. Dann wendet er sich in eindringlicher Rede an die Zuschauer, und Wahrheit, Geduld, Güte, Bescheidenheit, Demuth und Vernunft thun in klagenden Worten kund, daß um des Todtschlags der Gerechtigkeit willen die Welt so bitter gestraft werde. — Das Stück wäre zu Ende. Doch der Dichter entläßt uns nicht, bevor er noch einmal den schönsten Ton angeschlagen hat, den patriotischen. Nochmals treten die Stände der Eidgenossenschaft auf. Sie sind äußerst erschreckt über die vielen Todten und geloben sich, fortan auf Gott zu bauen. Alle reden in diesem Sinne, Basel z. B. schließt:

„Denn selten ghradts zům gůten endt,
Wo man füert böses Regiment,
Drum lond uns niemandt verfüeren,
Ein jeder thüeg sich reformieren."

Freiburg, das von der Kleiderhoffart abräth, weiß den beherzigenswerthen Spruch:

„Zerhauweß kleidt, zerfätztes gmüet,
Das bringt und macht vil seltzams plüet."

Am Ende stößt Uri in sein Horn und fordert auf:

„Wir wend by Gott dem Herren blyben,
So wirdt uns gwiß niemes vertryben!"

Da erscheint auch Bruder Klaus wieder, und er freut sich mit Dank gegen Gott, daß er seine Söhne zur Erkenntniß gebracht habe. Seine Rede schließt mit der Aufforderung, den alten Bund neu zu beschwören. Alle sind voll heiligen Eifers, feierlich treten sie zusammen und leisten sich neu die Eide der Treue. Sodann aber danken alle Stände, voran jetzt Basel, dem seligen Bruder, und der Wunsch kommt

über aller Lippen, daß, was da im Spiele geschehe, recht bald in Wirklichkeit an den etwas entzweiten Eidgenossen vor sich gehen möge. — Auf einen solchen Sieg der guten Sache hin kann nun aber der Dichter die Zuschauer nicht mit dem bittern Gefühl entlassen, daß Mäßigkeit und Gerechtigkeit auf ewig todt seien. Er schickt darum den Engel Gabriel und dessen himmlisches Gefolge auf die Bühne und läßt verkünden, daß der Herr, nachdem die Uebelthäter ihren Lohn empfangen hätten, die Gerechtigkeit erwecken wolle. Die Engel stoßen in ihre Posaunen, man geht zum Grab, und an der Hand des Erzengels Michael, unter dem Jubel himmlischer Chöre erhebt sich Justitia wieder, Gabriel gibt ihr das Schwert zurück, Engel hängen ihr die Flügel wieder an. Die Gerechtigkeit redet gewaltig zu den Zuschauern; unterdessen richtet Gabriel auch die Mäßigkeit wieder auf:

„Solt wider zů den Tütschen kehren,
Bescheydenheit sy hinfürter lehren."

Auf Gottes Geheiß befiehlt Gabriel auch den übrigen Todten, aufzustehen. Unter gewaltigem Trompeten- und Posaunengeschmetter erheben sie sich. Alle stimmen einen Lobgesang an, und ein feierliches Te deum schließt das Ganze. Ein letzter Herold dankt der Obrigkeit für Herrichtung des Platzes und verspricht den gnädigen Herren die Treue der Bürger.

Die Analyse des „Weltspiegels" mag nicht immer klar haben erkennen lassen, wie kurzweilig und frisch Boltz seinen Stoff behandelt hat. Darauf aber besonders möchte ich noch einmal aufmerksam machen, daß die Worte, in denen der Dichter der Vaterlandsliebe Ausdruck verleiht, dem Besten zur Seite gestellt werden dürfen, was die patriotische Begeisterung aller Zeiten den Gestalten der Bühne in den Mund gelegt hat. Ich sage nicht zu viel. Denn klingt aus den Worten, welche alle dreizehn Orte auf die Mahnung des Bruders Klaus diesem nachsprechen:

„Alles was uns ist vorgseyt
Wend wir halten by gschwornem eydt,
Uns nimmer lon trennen und spalten,
Auch thůn wie dpuntsbrieff jnnhalten;
Dorbi wir bstendig blyben wellen,
Das helff uns der Gott aller helgen (Heiligen)!"

Klingt es, frage ich, aus diesen Versen nicht schon wie in den Tönen der ewigen Worte Schillers: „Wir wollen sein ein einzig Volk

von Brüdern!"? Man nenne den deutschen Dichter, der in jener frühen Zeit schon solche Klänge des Patriotismus gefunden hätte. Nur in der Schweiz lebte damals solcher Geist, und Boltz und der Berner Niklaus Manuel, die ich mit Recht glaube in eine Reihe stellen zu dürfen, sind seine Interpreten vor dem Volke gewesen.

Wenn ich eben gesagt habe, daß Boltzens Stücke auch dadurch dem Neuen sich zuneigen, daß ihre Akte an den Stellen schließen, wo die Logik Einschnitte gebietet, so galt dies weniger von dem „Weltspiegel" als von seinem ersten Stücke. Einen weiteren Fortschritt in dieser Beziehung bezeichnet Boltzens drittes Stück, die „Oelung Davidis deß Jünglings, Und sein Streit wider den Risen Goliath." Es wurde im Jahre 1554 in Basel gedruckt, und in einer Vorrede vom 4. September jenes Jahres widmet es der Dichter dem Herrn Ulrich Wieland, Stadtschreiber zu Mülhausen, dem er lange schon versprochen habe, eine lustige Comödie für die guten Mülhauser zu schreiben. Das Stück ist darum vielleicht nicht in Basel gegeben worden. Es zählt sieben Akte, und zweiundsechzig redende neben beliebig vielen stummen Personen haben es auszuführen. Dieses Spiel ist unstreitig das beste des Dichters. Die Handlung ist streng geschlossen, die Sprache edel; denn auch dadurch erhebt es sich über „Pauli Bekehrung", daß es kein Tendenzstück der Reformation mehr und deshalb frei ist von Ausfällen gegen grobe Gegner. Der Dichter nennt in einer Vorrede seine Quelle, die Monomachia Davidis et Goliae, ein Heldengedicht des Zürcher Pfarrers Rud. Gwalther; er dramatisirt also die aus der Bibel bekannte Geschichte, beginnend mit Davids Berufung durch Samuel und schließt mit Davids Vermählung mit Sauls Tochter Michol. Die Handlung zwischen diesen zwei Momenten ist kurz folgende: Samuel, der betrübt ist über den vom Bösen besessenen Saul, läßt sich in Bethlehem Isais acht Söhne der Reihe nach vorstellen, und bei jedem einzelnen befragt er Gott, ob er ihm genehm sei. Sieben werden verworfen, der älteste, Heliab, mit den Worten des unsichtbaren Herrn:

„Samuel nit sollt sehen an
Ussérlich gstallt und schönen man;
Ich gsich schörpffer dann menschenaugen,
Daß hertz thůn ich eym jeden bschauwen,
Verworffen hab ich die person,
Drumb heyß eyn andern zů har gon."

Schließlich wird David gesalbt. Der zweite Akt führt uns zu Saul. Diesem ist nirgends mehr wohl. Der böse Geist kommt über ihn. Diesen verlegt der Dichter nicht allein in das Innere des Königs, sondern der Zuschauer muß ihn sehen. Boltz gibt darum die scenische Notiz: „Saul mit seiner Ritterschafft, Laufft jhm ein gar kleyns Tüffelin allweg nach.“ Er jammert:

„O mordio der großen not,
Wäger wär mir der bitter tod.
Gendt messer här, ach messer här!
Wolt Gott, daß ich erstochen wär!“

Dann „zablet und schumbt er. Seine diener heben jn auf ein künglichen sessel, streichend jm köstlich wolschmackend Oel an, biß er zů im selber kumbt“. Auf den Rath seiner Großen läßt er den David zu sich bescheiden, damit dieser mit seinem Saitenspiel ihn erheitere. David thut, was ihm geheißen, er schlägt mit großer Kunstfertigkeit die Harfe, und „der Teuffel flücht“. Zum Lohn wird David vom König die Würde eines Waffenträgers verliehen. Der dritte Akt führt uns in die Vorbereitungen zum Krieg, in's Lager der Philistiner. Ihr König Achis und sein Riese Goliath drohen so fürchterlich, daß den Israeliten am Hofe aller Muth entfällt. Dieser hebt sich jedoch wieder im Augenblicke, wo die zwölf Herzöge Israels zu Sauls Heere stoßen. „Gott grieß euch Helden, lieben männer“ ruft ihnen der König zu, und der vierte Akt geht hin mit den Rüstungen auf israelitischer Seite. Im fünften beräth Goliath mit den Vögten der Philistiner. Sie werden eins, die Hebräer zu überfallen, aber auch diese sind kampfesmuthig, ein „Trummether deß Sauls macht“ sogar „eyn feldgschrey“. Der König aber hält den Augenblick noch nicht für gekommen, obschon seine „kriegslüt brummlen“, daß man sie nicht zum Kampfe führt. Einstweilen „haltet sich dz gantz herr deß Sauls verborgen und still.“ Im sechsten Akt fordert Goliath die Feinde zum Zweikampf, und da erst tritt eigentlich David auf. Er ist von seinem Vater in's Lager gesandt worden, um sich nach seinen Brüdern zu erkundigen. Dies gibt dem Dichter Anlaß zu einer Scene, die so recht sein Streben nach dem genrehaft Humoristischen erkennen läßt. Davids ältere Brüder, die „großen Hansen“ behandeln nämlich den Jüngsten, wie ein Kleiner von großen Lümmeln traktirt wird. Wie er fragt, was dem zum Lohn werde, der den Riesen erschlage, antwortet Heliab:

„Eyn dreck uffs mul, der wer dir gůt,
Hör auff, es ist ghrad eben gnůg!"

Er läßt sich aber nicht abschrecken und findet, es sei „fürwar ein Küngliche gob", daß Saul dem Sieger eine Tochter zum Weibe geben wolle. Und wie er sich dann zum Kampf rüstet, macht es ihm auch nichts, daß ein Goliathischer ihm zuruft:

„Du leckers bůb, was thůst du do?
Was fragst du den Kriegsläuffen noch?
Leg dich ins tüffelß namen schloffen,
Gang, troll dich heim zů deinen schoffen."

„Eschengrüdel" unter den andern nennt ihn Goliath; doch David, voll heiligen Eifers, fordert den Riesen heraus:

„Bößwicht ich förcht din tröuwen nit,
Ston hin, ich wich dir nit eyn dritt,
Du drittst zů mir mit starcker gwehr,
Mein schutz und schirm ist Gott mein herr.
Du hast eyn großen Ysenhůt,
Zům schwert und schilt setzst du din můt;
Ich kumm aber wehrloß zů dir.
Im nammen Gots dritt herfür,
Ja im nammen Gott Zebaoth,
Den du so frefflich hast verspott.
Der würd dich hüt in mein hand geben,
Will dir nemmen leib und leben."

Das sind die kühnen Worte, die er redet, und er schließt sie, kraftvoll und doch demüthig:

„Der kampff ist Gottes und nit mein,
Vor dem würstu nit starck gnůg sein."

Darauf folgt der Kampf und Tod Goliaths. Das Heer kehrt nach der Hauptstadt zurück: „Die Künigin Jerusalem mitt allen Jungkfrowen zücht ihnen entgegen," und alle lobsingen „Im thon Nun fröuwt euch lieben Christen gmeyn" sieben Strophen:

„Gelobt sy Gott im höchsten thron,
Der uns den syg hat geben. u. s. w."

Der siebente Akt zeigt uns Saul verdrießlich darüber, daß er dem David versprochener Maßen eine Tochter zur Frau geben soll. Er beräth sich mit Jonathan. Dieser ist der Ansicht, daß es wirklich Zeit sei, die Schwestern zu vermählen, sie seien sehr heirathslustig; er schildert:

„Die eltest sott züm ersten dran,
Sy hett so gar zu gern ein man,
Dann wenn man seyt von disen sachen,
So thůt sy nüt dann stäts lachen.
Sott aber ich die wohrheit sagen,
Die jünger dörffts züm esten wagen,
Sy kann gar sältsme bößli treiben,
Mag dlänge nit on eyn man pleiben."

Dem König ist der Unmuth vergangen, und er antwortet lachend, so recht menschlich herzlich lachend:

„Ich hör vil lieber von disen dingen,
Dan David seine Psalmen singen."

Die Töchter sollen wählen. Merol, die ältere, ist zu stolz, um den Hirten zu nehmen;

„Ich will ihn kurzumb nit den luren,
Mein gschlächt, das ghört nit under dburen"

sagt sie. Michol dagegen, die jüngere, hat den jungen Helden wirklich lieb, und kindlich unbefangen sagt sie zum Vater:

„Kann ihm fürwor nit feindt sein,
Dann er hilfft euch meisterlich fein;
Wann er vor euch die harpffen schladt
Ganz artlich fein es ihm an stadt,
Und wär er nit eyn schäfers sun,
So möcht ich in hertzlich wol han."

David ist aber kein Schäfer mehr; er darf seinen Blick zu ihr erheben. Er liebt sie auch wirklich, denn es ist von ihm bekannt:

„Von der tochter lacht er und schmollt,
Ließ sich mercken, er wär ir holdt,"

und wie ihn schließlich Saul fragt, ob er die Michol wolle, da „fallt er auff seine knüw, spricht:

„Ja über alle menschen uff erd
Begär ich die edle tochter werd,
Nach jr stadt all meins hertzens bgir,
Wott Gott ich gfiel der gleichen jr."

Und Michol gesteht ihm:

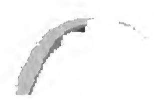
„Sehin du schöner, starcker Held,
Mein hertz hatt dich vorlangest erwehlt."

Er sei auch wirklich, heißt es von ihm,

„ein Man wie der lieb tag,
By dem sich eine fröuwen mag!"

Michol nimmt Abschied von ihrem Vater und folgt ihrem „liebsten man". Saul und die Fürsten reiten von dannen. — Wie schön ist diese letzte Scene, eines modernen Schauspiels vollkommen würdig; und zu welchem Schwung erhebt sich wieder Boltzens Sprache, in der Herausforderung an Goliath! Daneben die kleinen, lieblichen Züge, die er überall einstreut, und Alles das in der gewandten sicheren Sprache lockt uns das Geständniß ab: Boltz ist ein echter Dichter, er ist der größte, der in der Schweiz des XVI. Jahrhunderts thätig gewesen ist, in diesem Stück unzweifelhaft größer als Manuel in irgend einem, ja wohl auch größer als mancher Deutsche; ich glaube sogar, mit Hans Sachs könnte er um die Palme ringen.[69]

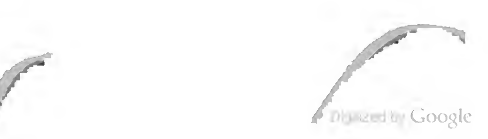
Denselben Stoff hat in Basel nochmals ein Dichter behandelt: Matthias Holtzwart.[70] Dieser wurde im Jahre 1540 zu Horburg im Elsaß geboren. Er scheint eine Zeit lang in Basel gewesen zu sein; als er sein Stück schrieb, war er Stadtschreiber zu Rappoltsweiler, ebenfalls im Elsaß. Es heißt: „Saul. Ein schön, new Spil vom Künig Saul unnd dem Hirten David. Wie deß Sauls hochmût und stoltz gerochen, Davids demütigkeit aber so hoch erhaben worden," und es wurde „durch ein Ersamme Burgerschafft der loblichen Statt Basel gespilet, auff den 5. tag Augstmonats 1571." Der Stoff wird darin entsetzlich breit getreten, so daß das Ganze äußerst fade bleibt. Man hat aber zu der Aufführung des Stückes großartige Zurüstungen[71] gemacht. Man hatte die Eidgenossen nebst vielen Grafen und Herren eingeladen und jene den Orten nach auf den Kornmarkt gesetzt. Während der Comödie, die mit zehn Akten zwei volle Tage in Anspruch nahm, wurde den Ehrengästen aus zwei silbernen Fäßlein zu trinken gegeben, hernach wurden sie auf der Safranzunft gastirt. Dem Drama geht eine Widmung an den Rath von Basel voran, welche von der Achtung handelt, in welcher das Schauspiel bei den Alten und wohl auch bei den Juden gestanden habe. Im Stücke selbst treten hundertundzehn redende und zweihundert stumme Personen auf; die Handlung beginnt mit Goliaths Tod. Dann wird David erhöht, er erhält Michol zur Frau. Das Drama schließt aber erst mit Sauls Selbstmord und Davids endgiltiger Erhebung. Die Handlung wird vielmals unterbrochen durch Rechtsverhandlungen, Kämpfe, Gesänge, Aufzüge und trockene Reden. Im Uebrigen ist sie von Boltz gestohlen, mit dem sich Holtzwart oft fast wörtlich deckt. Von Boltzens Kürze





und trefflicher Charakterisirung ist allerdings nichts mehr vorhanden; die bei ihm so gedrängte Handlung wird endlos langweilig hingezogen, und nur durch seinen immensen Apparat muß das Stück auf die Hörer haben wirken können. — Ein anderes Werk Holtzwarts ist eine poesielose gereimte Regentengeschichte von Württemberg, die er als „Lustgart Newer deutscher Poeterei" bezeichnet. Aus einer Anführung [72] kenne ich noch „Almansor". Der Kinder schulspiegel. Durch Hans Rudolf Klaubern, Burger und Arithmeticum zu Basel." Es wurde „gespielet durch einer Ehren Burgerschafft der Lobreichen Statt Basel Ehren Söhne" im Jahre 1590. Der angebliche Autor hat sich damit das Stück „Almansor" des Martin Hayneccius zugeschrieben. — Welchen Verfasser die zum 26. August des Jahres 1568 bei den Augustinern dem Churfürsten von der Pfalz zu Ehren aufgeführte Comödie „vom verlorenen Sohn" gehabt, ist nicht bekannt, ebensowenig weiß man, ob sie gedruckt worden ist. Ob ferner die im Jahre 1569 am selben Orte gegebene Comödie „von der keuschen Susanna" diejenige des Sixt Birck gewesen, wissen wir ebenfalls nicht. Ein Jugendspiel „die Geschichte des jungen Papirius" soll im Jahre 1580 von Knaben öffentlich gegeben worden sein. [73] Als Verfasser eines deutschen Dramas in Basel ist nur noch Thomas Platter bekannt. Wir wissen nämlich von Felix, seinem Sohn: [74] „Mein vatter hat ein Teutsch spil componiert, darin solt ich wirt gsin sein, genant: Der wirt zum thirren ast. alß ers agieren wolt, reiß der sterben in, also daß eß ingestelt wardt, biß ich in Fraukrich, do agiert Gilbert mein person. [75] Allen diesen eben genannten Aufführungen stand übrigens das Volk gänzlich ferne; es waren sogenannte Schulkomödien, wie sie namentlich Thomas Platter zur Uebung und zum Ergötzen der Schüler und bei feierlichen Gelegenheiten eingeführt hatte. Die meisten derselben waren lateinisch, und nur, um mit einem anmuthigen Lebensbilde aus dem XVI. Jahrhundert abzuschließen, setzte ich F. Plater's Schilderung solcher Aufführungen hieher. Er erzählt: [76] „Mein vatter spielt in der schůl die Hippocrisin, [77] darin war ich ein Gratia. man legt mir der Herwagenen dochter Gertrudt kleider an, die mir zelang, also daß ich im umher zien durch die stat die kleider nit aufheben kont und seer verwießet, můßt auf dem Fischmerckt in meins schniders haus, von denen, so umzogen, abwichen und doselbst die fieus (Füße) waschen. Zwingerus war die Psyche, Scalerus

die Hippocrisis, gieng wol ab, allein der regen kam zeletzt, welcher das spil verderbt und macht, daß wir uns verwüsten." — „Man hat oft spil gehalten," fährt er fort, „zů Augustineren in der kilchen unden, do ietz es verenderet. altzeit wan der neuw rector das mol geben, haben die studenten mit pfifen und drummen in der herbrig, sampt der regentz geladen und ist man in der proces in die comedy gezogen. deren so ich gesechen, war das erst die auferstendnus Christi, darin Henricus Rihener die Maria war, das ander der Zacheus, so D. Pantaleon [78] die comedy gmacht und agiert, darin des Lepusculi Döchteren[79] auch waren; die dritt comödi war Hamanns (v. Naogeorgus), dessen person Isaacus Cellarius hatt, darin war Ludovicus Humelius nachrichter; alß er einen hencken wolt, des Hamanns sun, deßen person Gamaliel Girenfalck agiert, und im der dritt fält, in dem er in ab der leiter sties und uf ein britt solt gedretten haben und aber darneben dratt, blib er hangen und hett Humelius der hencker nit gleich den strick abgeschnitten, were er erworgt, hatt davon ein roten strimen um den halß bekommen." — „Auf der Mucken hůlt Humelius mit uns schůleren Aulularium Plauti. Dorin war ich Lycondes, hat einen schönen mantel, so des Schärlins sun war und Martinus Huberus mein knecht Strobilus". — „Meins vatters dischgenger agierten auch etwan comoedias, wan mein vatter gest hatt. einest hielten sy den I. actum in Phormione, in dem Sigmundt von Andlůw noch gar ein kindt Crito war und solt den kurtzen spruch erzellen: ego amplius deliberandum censeo. res magna est. Daran hatt er ettlich tag gstudiert und wie ers in actu sagen solt, sprach er: „e, e, gug amplius deli li li terandum cen cen censeo" und lies das übrig aus. gab ein glechter." Und wie vergnügt es bei diesen Schulaufführungen oft zugegangen ist, sagt uns Plater bei einer früheren Erwähnung des obengenannten Spieles von der „auferstendnus Christi": „meins vatters Dischgenger machten vil narren, und teufels kleider waren auch darin, sunderlich war Jacob Truckses in narrenkleideren fir als (alles) uß mit poßen triben." [80] — Ob des Tübinger's Nicodemus Frischlin Spiel von Karl dem Großen und seinem Gemahl Hildegardis, welches Plater's Nachfolger im Rektorat an der Münsterschule, Vincenz Prallus von Hamburg am 7. August 1579 aufführen ließ, deutsch gegeben wurde, ist nicht bekannt. [81]



Aus Allem dem geht nun hervor, daß im XVI. Jahrhundert in Basel das Drama in allen Ständen eifrig gehegt und gepflegt wurde. Es schließt die Thätigkeit Basels für die deutsche Litteratur mit dem Drama. Durch Valentin Boltz hat dieses seinen Höhepunkt erreicht. Trotz der Trefflichkeit dieses Dichters hat sich an seine Dramen das moderne Schauspiel aber nicht unmittelbar anschließen können. Das XVI. Jahrhundert war dazu zu lehrhaft; und dieser Zug der Zeit, zusammen mit der vielseitigen Bildung ihrer Menschen verleitete immer wieder die Dichter zu dem Wunsche, direkt schulmeisternd auf das Volk wirken zu wollen. Darum einzig hatte das deutsche, hatte auch das schweizerische Drama keine Kraft der Fortdauer und blieben die Bemühungen um dasselbe ohne Erfolg. Es mußte, um das deutsche Drama völlig zu erneuern, eine andere Kraft lebenschaffend über dasselbe kommen, ein frischer Geist dasselbe erfüllen. Dieser Geist sollte aber nicht in Deutschland, nicht in der Schweiz erwachen. Er kam aus England her zu uns, und sein edelster Träger war William Shakespeare. Aber erst im folgenden Jahrhundert ist sein Einfluß wahrnehmbar.[82]

Anmerkungen.

[1] „Sebastian Brandt's Narrenschiff" herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig 1854.

[2] Vgl. Wilh. Wackernagel „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm." Basel 1870. S. 79 f.

[3] Vgl. Wackernagel „Gesch. der deutschen Literatur". Basel 1872. S. 413.

[4] Ueber den Einfluß des „Narrenschiffs" auf die deutsche Literatur. Vgl. die Einleitung in Zarncke's Ausgabe. S. CXVI ff.

[5] Vgl. Zarncke's Ausgabe S. 210 ff. Es werden dort Auszüge mitgetheilt aus der Uebersetzung des Jacob Locher von 1497 und des Jodocus Badius Ascensius vom Jahre 1506. Die Uebersetzungen in's Französische, Englische und Niederländische gehen sämmtlich von Lochers Bearbeitung aus. (s. N. sch. ed. Zarncke S. 219 ff.)

[6] Ueber das Fastnachtspiel, vgl. Wackernagel „Gesch. des deutschen Dramas". Kl. Schriften II. S. 110 ff. Ueber ein Fastnachtspiel der Basler Buchdruckergesellen vom Jahre 1511, vgl. Bächtold „Gesch. der deutschen Lit. in der Schweiz" Anm. S. 62.

[7] Pamphilus Gengenbach ed. Karl Goedeke, Hannover 1856.

[8] Ueber sein Leben, vgl. den Aufsatz von Bartsch in der „Allg. deutschen Biographie". Bd. VIII., S. 566 ff. — In allerletzter Zeit sind nun aber wichtige Daten zur Biographie Gengenbachs aufgefunden worden. Auf Grund von Mittheilungen

aus dem Basler Staatsarchive weiß nämlich Jakob Bächtold in Lieferung 4 und 5 seiner „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" (Frauenfeld 1889) Folgendes zu berichten: „1505, Montag vor Frohnleichnam läßt Erhard Hoinig von Nürnberg den Druckergesellen Pensylus in Arrest legen; 1507 findet sich, offenbar bei einem Raufhandel, seine weitere Spur; 1509 erhebt ein Kollege Injurienklage gegen ihn; 1511 wird er mit seiner Ehefrau abermals im Urtheilsbuch aufgeführt; im gleichen Jahre kauft er das Bürgerrecht zu Basel; 1516 ist „Panselus" des Buchdruckers Laden im Hause zum „roten kleinen Löwen" an der Freien Straße aufgeschlagen; 1520 erscheint er als Mitglied der Bruderschaft der Schildknechte. 1522 wird er mit zwei Genossen aus dem Gefängnis entlassen und schwört Urfehde. Leichtfertige Reden bei einer Abendzeche auf der Kürschner Haus über Kaiser, Papst und König von Frankreich waren das Vergehen gewesen. 1524 tritt er in einer Prozeßsache klagend gegen einen Kaplan am Münster auf. Zwischen diesem und dem folgenden Jahr ist Pamphilus Gengenbach in Basel gestorben. Unterm Datum des 22. Mai 1525 schickt sich seine Witwe Anna an, ihr Haus zu verkaufen, und 1526 ist seine Druckerei bereits in andern Händen." (Bächtold a. a. O. S. 274 und Anm. S. 68.) Dies das urkundlich absolut Sichere, was über G. bekannt ist. Daß Pamphilus Gengenbach „von Nürnberg nach Basel eingewandert und direkt von dort nach der Schweiz gekommen" sei, (Bächtold S. 274), steht jedoch keineswegs „außer Zweifel". Wohl weisen Verbindungen eines gewissen in Basel auftretenden Druckers Pansulus oder Pensylus nach Nürnberg (Bächtold Anm. S. 68), wohl mögen in Nürnberg Gengenbache urkundlich bezeugt sein. Die von Bächtold übersehene Thatsache aber, daß schon im Jahre 1480 ein Drucker Gengenbach in Basel vorkommt, dürfte die Sicherheit seiner Angaben etwas erschüttern. Laut Stehlin („Regesten zur Gesch. des Buchdrucks bis zum Jahre 1500. Aus den Büchern des Basler Gerichtsarchivs" Leipzig 1887) tritt nämlich im Februar 1480 Ulrich Gengenbach, der Diener des Buchdruckers Michel Wenßler in einer Injuriensache gegen seinen Meister auf; am 13. März 1480 belangt derselbe „Ulrich Gengenbach der Buchdruckerzell" seinen Meister Michel Wensler um eine Entschädigung wegen körperlicher Mißhandlung; und am 15. März 1480 giebt „Ulrich von Gengenbach, der Buchdrucker", seiner Ehefrau Anna Keßlerin eine Vollmacht, seine Guthaben an Meister Michel Wenslern einzuziehen. Daraus geht nun hervor, daß schon 20 Jahre vor dem ersten Auftreten des Pamphilus eine Buchdruckerfamilie Gengenbach in Basel existirt hat und die Annahme, daß Pamphilus ein Sohn aus der Ehe des Ulrich mit Anna Keßler — vielleicht einer Verwandten des Buchdruckers Niclaus Keßler zum Blumen (vgl. über diesen Stehlin a. a. O. passim) — gewesen sei, dürfte wohl mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als diejenige einer Abstammung aus Nürnberg. Mit dieser Stadt kann Gengenbach zufällige Verbindungen gehabt haben, wenn überhaupt der bei Bächtold namhaft gemachte Pansulus oder Pensylus identisch mit unserm Dichter ist. Die Benennung Ulrich von Gengenbach in der dritten der bei Stehlin aufgeführten Stellen aus dem „Urtheilsbuche" läßt sodann kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß die in Basel ansäßige Druckerfamilie aus Gengenbach bei Offenburg in Baden stammte; von dort aus sind jedenfalls nach Basel wie nach Nürnberg Leute ausgewandert, die dann nach ihrem Heimatort genannt wurden. Die sich in Basel niederließen, waren Drucker oder sind

es in Basel geworden, und ich bin überzeugt, daß Pamphilus diesem in Basel sich niederlassenden Geschlechte angehört hat; der Stammbaum, den Bächtold auf S. 69 der Anm. giebt, würde also schon für eine ältere Generation von Gengenbachen als in Basel gepflanzt anzusehen sein. — Dies ein Beitrag zum bei Bächtold Mitgetheilten.

[9] Gengenbachs ältester datirter Druck ist das Regimen sanitatis, „das regiment der gesundheit" .... Am Ende: „Getruckt in der loblichen stat Basel durch Pamphilum Gengenbach." 6 Bll. 4° mit Titelholzschnitt und Druckerwappen. Nur der deutsche Text. — In Zürich. —

[10] Vgl. Weller, „Das alte Volkstheater der Schweiz". Frauenfeld 1863. S. 8 f. Anm.

[11] Weller, a. a. O. S. 10.

[12] „Gauch" eigtl. = Kukuk; schon mhd. bedeutet es „Thor", „Narr", besonders aber den durch seine Schwachheit gegen die Weiber geprellten Narren.

[13] Den Baslern hat auch der Straßburger Thomas Murner (vgl. über ihn Wackernagel, Literaturgesch. S. 413 ff. und Bächtold a. a. O. S. 280) seine 1519 in Basel gedruckte „Geuchmatt" gewidmet, mit welcher er von der Straßburger Censur abgewiesen worden war. Am Schluß des Ganzen reimt er: „Damit ir frummen Baßler gmein, Sy üch genadet groß und klein. Diß bůch, ir Baßler merckt mich eben, Das hab ich üch zů letzen geben." Sollte in diesen an und für sich freundlichen Worten vielleicht eine Anspielung liegen, daß in Basel eine Satire gegen die Weibernarren besonders gut angebracht gewesen sei? Ueber die literar. Bezüge von Gengenbachs „Gauchmatt" s. Bächtold a. a. O. S. 279 und Anm. S. 70 ff.

[14] Ueber Konrad von Würzburg und seine Beziehungen zu Basel, vgl. Bächtold „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz." Frauenfeld S. 116 ff. u. Anm. S. 36 ff.

[15] Allg. deutsche Biogr. VIII. a. a. O.

[16] Aehnliche Stoffe behandeln „Der arme Heinrich" Hartmanns von Aue, ferner Hermans von Fritzlar Legende von Sankt Sylvester (im „Buch von der Heiligen Leben"), und aus „Der Seele Trost" die Legende von Amicus und Amelius. (Vgl. „Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere Prosalegenden verwandten Inhaltes" herausgeg. von Wackernagel, Basel 1855.)

[17] Bächtold in seiner Ausgabe des Niclaus Manuel (Frauenfeld 1878), S. CXXXIV ff., will die Frage nach der Priorität Gengenbachs für die „Todtenfresser" unentschieden lassen, „so lange wir nicht genauere Aufschlüsse über Gengenbach selbst haben"; es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß Manuels 1945 Verse umfassendes Gedicht eine Erweiterung des Gengenbach'schen ist, welches nur 236 Verse enthält. Denn der Fall, daß ein Dichter — hier P. G. — aus einem längern Stück ein so kurzes Resume ausgezogen hätte, ist wohl äußerst selten. Außerdem würde Gengenbach, der ja mit seinem Werk auch auf weitere Kreise des Volkes wirken wollte, wohl kaum gerade alle die dem Volk so sehr zusagenden Stellen weggelassen haben, die das „Faßnachtspyl" des Berners zum Jahre 1522 von der Satire des Baslers vortheilhaft unterscheiden; und jedenfalls hätte er es sich nicht entgehen lassen, die charakteristischen Namen beizubehalten, die M. seinen Personen gab. Ein späterer

Basler Dichter, Valentin Boltz, hat bei Manuel geradezu nur diese Namengebung entlehnt, und Gengenbach sollte auf dieses beim Volk wirksame Mittel absichtlich verzichtet, sollte ferner den guten Inhalt des Berner Stückes um das Beste verringert haben? Nein. Das kann ich G. nicht zutrauen; sein Werk muß das ältere sein, und Manuel hat dasselbe mit fast wörtlicher Uebernahme einzelner Stellen gut, sehr gut erweitert. — Bächtold selbst ist seither anderer, mit mir übereinstimmender Ansicht geworden (a. a. O. S. 281 und 286).

[18] Weller, Em. „Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. Freiburg i./B. 1862 u. 64.

[19] Weller, Annalen I. S. 44. — Fast alle folgenden Angaben von Basler Drucken stammen aus Wellers Werke, aus welchem sich die Zahl der bei mir nur beispielsweise angeführten Lieder Baslerischen Druckes bedeutend vermehren läßt.

[20] Ueber Samuel Apiarius vgl. Allg. deutsche Biogr. I., S. 506.

[21] Vgl. über solche Liederbücher Uhland „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder". S. 975 ff.

[22] Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage." Bd. IV., S. 126.

[23] " " " " " " " " Bd. IV., S. 125 f.

[24] " " " " " " " " Bd. IV., S. 211.

[25] " " " " " " " " Bd. IV., S. 212 ff.

[26] " " " " " " " " Bd. IV., S. 244 f.
Daß das Lied selbst in Basel entstanden sei, läßt sich nicht behaupten. In der Version, die Uhland in den Volksliedern selbst (S. 689 ff.) giebt, heißt es „Das hat Jörg Busch gesungen zu Nürnberg in der stat". Jedenfalls aber ist der Druck, welcher das Lied einem Basler Setzer zuschreibt, ein Beweis für die Thatsache, daß Basel im Volke als Druckort Berühmtheit genoß.

[27] Auch wieder durch Wellers „Annalen", dann auch durch Uhlands „Volkslieder" und die dazu gehörigen Abhandlungen.

[28] Ueber diese beiden Lieder vgl. Wackernagel „Fischart", S. 54 f.

[29] Vgl. über diese Handschrift, den „Basler Tenor" die Beilage VII auf S. 192 ff., von Wackernagel's letztem Werk „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm". (Basel 1870.) Geschrieben ist die Hs. meist v. Ludw. Iselin.

[30] Ein Exemplar dieser „Narragonia" in Basel. Vgl. über die Schrift die Notiz bei Zarncke (Narrenschiff S. CXXXV).

[31] Ueber diese Nachdrucke der Bibel und Luther'scher Traktate vgl. Geßler „Beiträge zur Gesch. der Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Basel" (Basler Diss. 1888), S. 27 ff.

[32] Vgl. meine eben citirte Dissertation, passim.

[33] Den Ryff'schen Stammbaum s. in Andreas Ryff's Selbstbiographie (herausgegeben in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte Bd. IV.), S. 40.

[34] S. Fridolin Ryff's Chronik in den „Basler Chroniken" Bd. I (ed. Vischer und Stern, Leipzig 1872), S. 18 ff.

[35] S. Peter Ryff's Chronik in den „Basler Chroniken" Bd. I (ed. Vischer und Stern, Leipzig 1872), S. 164 ff. Ueber ihn ferner Thommen, Gesch. d. Univ. Basel 1532—1632 (Basel 1889, S. 279 f.).

36 ed. W. Vischer in Bd. IX. der Beitr. zur vaterl. Geschichte.

37 Ueber den „Zirkel der Eidgenossenschaft" vgl. Beitr. zur vaterl. Gesch. IX, S. 176 ff. Es ist daraus abgedruckt, aus dem Basel betreffenden Abschnitt „Der Stadt Basel Regement und Ordnung 1597" (ed. Rudolf Wackernagel in Bd. XIII der „Beitr. z. v. Gesch.", S. 1 ff.)

38 Die Chronik des Karthäusers in den Basler Chroniken, Bd. I, S. 439 ff.

39 Ueber Pantaleon vgl. Allg. d. Biogr., Bd. XXV, S. 128 ff.

40 Achilles Burckhardt in den Beitr. zur vaterl. Geschichte, Bd. XII.

41 Für die deutsche Literatur unwichtig sind Wurstisens übrige Werke. Es sind Uebersetzungen von lateinisch geschriebenen Geschichtswerken, Kollektaneen zu seiner Chronik, eine Beschreibung des Münsters, ein Bericht über sein Kirchenamt u. s. w.

42 Seb. Münster hat im Jahre 1489 zu Ingelheim das Licht der Welt erblickt; er war aber von 1529 bis zu seinem Tod 1552 Professor der Basler Universität (Wackernagel Literaturgesch. S. 477, Anm. 19; ferner Thommen a. a. O. S. 266 ff.) Münsters Werk ist in's Lateinische, Italienische, Französische, ja in's Böhmische übersetzt worden, und es ist „der erste Versuch einer auf geographischer Grundlage aufgebauten Volkskunde" (Thommen).

43 Vgl. das schon mehrfach angeführte Werk Wackernagels: „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm." (Basel 1870) passim.

44 Ueber Seb. Franck vgl. Wackernagel „Literaturgeschichte, besonders S. 477; ferner Allg. deutsche Biogr.

45 Ueber Paracelsus vgl. Wackernagel „Literaturgesch. S. 487.

46 Ausgaben von Fechter: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographieen ꝛc." (Basel 1840) und von Boos „Thomas und Felix Platter, zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts" (Leipzig 1878). Ueber Felix vgl. ferner Thommen a. a. O. 221 f.

47 Beitr. zur vaterl. Geschichte, Bd. IX.

48 Vgl. die ausführliche Darstellung des Kirchengesanges in Basel seit der Reformation, mit neuen Aufschlüssen über die Anfänge des französischen Psalmengesangs; von Chr. Joh. Riggenbach in Bd. IX, der Beitr. zur vaterl. Geschichte S. 327 ff.

49 Ueber Kolroß vgl. Allg. d. Biogr. XVI, S. 496 ff.

50 Des Kolroß „Enchiridion" ist abgedruckt bei Joh. Müller „Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh." (Gotha 1882) S. 64 ff. und 414 ff.

51 Ph. Wackernagel verzeichnet in seiner „Bibliographie des deutschen Kirchenliedes „(Frankfurt 1854—56) vier Lieder von Kolroß (Bd. III, S. 85 ff.): 1) „So Gott zum haus nicht gibt seyn gunst" 2) Das Morgenlied. 3) Der XXV. Psalm: „Herr ich erheb min seel zů dir". Es schließt mit der schönen Strophe:

„Dem Herren Gott vom Himmelrych
„lob, eer und pryß ich leiste,
„Gott vatter, Gott dem sun deß glych
„und Gott dem heiligen geiste.

„Sin herrligkeit, barmhertzigkeit,
„groß mächtigkeit und heyligkeit
„seind ewig und on ende!
„Heilige Dreyheit, einiger Gott,
„in aller trüebsal, angst und not
den tröster uns zů sende!"

4) „Ein schön lied umb verzeyhung der sünden":
„Ewiger Gott vatter und herr" u. s. w.

[52] „Geschichte der dramat. Kunst in Basel" in den „Beitr. zur Gesch. Basels", Bd. I. S. 185.

[53] Bei der Inhaltsangabe dieses und der folgenden Stücke bin ich außer meinen eigenen Aufzeichnungen einem Vortrage des Herrn Dr. J. J. Oeri gefolgt, welcher mir in freundlicher Zuvorkommenheit sein Manuskript „Ueber Basler Poeten des XVI. Jahrh." zur Verfügung gestellt hat.

[54] Vgl. über ihn „Allg. deutsche Biographie", Bd. I, S. 656 und Thommen, Gesch. der Universität Basel 1532—1632, S. 351. Ueber B.'s „Joseph" vgl. Alex. v. Weilen, der egypt. Joseph im Drama des XVI. Jahrh. Wien 1887, S. 39.

[55] Aus dieser Zeit bis in die fünfziger Jahre des Jahrh. besitzt die Basler Universitätsbibliothek vierunddreißig lateinische Briefe von Birck, aus denen wir jedoch nur wenig über sein Leben erfahren. (Die Briefe stehen in der Sammlung „Variorum epistolæ ad Amerbachios" Lit. B; Bibliotheksnummer G II 15. S. 155—187.) Er redet einmal von einer Krankheit, die er überstanden hat, ferner von seiner zweiten Verheirathung und von der Eheschließung seines Sohnes. Was er sonst schreibt, sind philologische Erörterungen über juristische Stellen, oder es sind Empfehlungen junger Leute an Bonifacius Amerbach. Seine Thätigkeit als Dichter berührt er nur einmal, am Tage „pridie Bartholomei" (also am 23. August), wahrscheinlich 1550, wo er unter Anderm kurz sagt (a. a. O. S. 174): „Ad dramata scribenda improbitas nostrorum hominum vel invitum me urget". Er hat also seine Dramen — seine lateinischen Schulstücke sind hier gemeint — mit der Tendenz der Besserung seiner Mitmenschen geschrieben. „Nostri homines" sind hier wahrscheinlich die Schüler, denen er als Rektor des Gymnasiums St. Anna in Augsburg vorstand. B. ist 53jährig in Augsburg gestorben.

[56] Thomas und Felix Platter. ed. H. Boos. S. 144.

[57] Weller, „Das alte Volkstheater der Schweiz", Frauenfeld 1863, S. 23, theilt mit, daß auf dem Titel des Exemplares der Zürcher Stadtbibliothek von Simmlers Hand geschrieben stehe: „Von Herrn Bullinger, da er noch in Cappel war, verfertiget, ihm weggenommen und wider seinen Willen in Basel aufgeführt."

[58] Weller a. a. O. S. 16., auch Bächtold, Gesch. der deutschen Literatur in der Schweiz, S. 302. Wackernagel (Literaturgesch. S. 452) ist über Bircks Verfasserschaft im Zweifel.

[59] Der Titel heißt: „Beel. Ain herrliche Tragedi wider die Abgötterey (auß dem Propheten Daniel) darinn angezaigt wird, durch was mittel ain rechte Religion in einem Regiment oder Policey mög angericht werden. Durch Xystum Betuleium Augustanum Anno 1539. Getruckt zu Augspurg durch Philipp Ulhart."

[60] Ich glaube dies in meiner Dissertation „Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel" (Basel 1888), S. 41 f., zur

Genüge dargethan zu haben, glaube auch, daß der dort angeführte Grund der Ueberhäufung Birck's mit Bestellungen auf Dramen recht gut die Thatsache erklären kann, daß er einfach das in Augsburg unbekannte Gedicht eines Baslers überarbeitet und als sein Werk in die Welt geschickt hat.

[61] Ich habe früher (a. a. O. S. 42) die „Tragedi" noch nicht direkt, wie dies L. A. Burckhardt thut (a. a. O. S. 192), dem Kolroß zuschreiben wollen. Seit ich aber aus der Kirchenliedersammlung Phil. Wackernagels (Bd. III, S. 779) weiß, daß das Stück ein geistliches Lied enthält, welches nach dem Zürcher Gesangbuch (Froschouer 1560) den Kolroß zum Verfasser hat, stehe ich nicht mehr an, das Plagiat Bircks als doppelt erwiesen und Kolroß mit größter Wahrscheinlichkeit als den Dichter der „Tragedi" zu betrachten. Die beiden dem Stücke einverleibten Strophen sind Strophen 1 und 4 eines achtstrophigen Liedes von Kolroß und lauten:

Herr ich erheb myn seel zů dir,
Myn Gott uff dyne güete
Hoff ich alleyn uß hertzen bgir,
Vor schand du mich behüete.
Damitt nit myne fyend sich
Erfröwend allzyt über mich.
Dann keyner würt zů schanden,
Der uff dich hart; schenndst aber die,
Welche on ursach schmähend hie
Dyn volck jnn allen landen.

Dann du herr bist gerecht und gůt,
Darumb kanst du nit lassen
Den sünder, der dich bitten thůt,
Zeygst jmm die rechten straßen;
Du leydtest die ellenden recht,
Die von der welt gar sind verschmächt,
Den wäg thůst du sy wyßen.
All dyne steyg sind gůt und trüw
Denen die dyne zügnus fry
Und bundt zhalten sich flyßen.

Die Beschuldigung Bircks als Plagiator muß ich also trotz Bächtolds Annahme (Lit.-Gesch. S. 302) und namentlich gegen seine Anmerkung auf S. 76 aufrecht erhalten.

[62] Weller a. a. O. S. 29.

[63] Allgemeine deutsche Biographie III, S. 114.

[64] Vgl. Wackernagel „Joh. Fischart und Basels Antheil an ihm", Basel 1870, S. 41 f. Anm.

[65] Boltz hat in Basel im Jahre 1549 ein „Illuminierbuch künstlich alle Farben zumachen und bereiten" herausgegeben. Dasselbe hat vielerorts Neuauflagen erlebt, zuletzt in Erfurt 1672.

[66] Vgl. dazu Scherer „Gesch. d. deutschen Litteratur". (Berlin 1885) S. 305.

[67] Th. und F. Platter ed. Boos. S. 143 f. u. 145. Wie Bächtold (a. a. O. Anm. S. 89) mittheilt, giebt auch der junge Josias Simmler, der damals in Basel studirte, eine Schilderung von diesem Stück. Er schreibt unterm 11. Juni 1546 an Hch. Bullinger: „Am sechsten Tage des Juni wurde von Basler Bürgern Pauli Bekehrung aufgeführt mit großen und köstlichen Zurüstungen; die meisten hatten sich neue Kleider von verschiedenen Gattungen machen lassen. Man verwandte ein ganzes Heer von Fußsoldaten und Reitern..... Der Urheber der Comödie war der dir schon bekannte Valentin Boltz."

[68] Die Angabe über den Aufführungsort nur bei L. A. Burckhardt (a. a. O. S. 194) ohne weitern Quellennachweis.

[69] Bächtold (a. a. O. Anm. S. 89) führt eine Nachricht K. Geßners an, aus welcher hervorgeht, daß Boltz außer den genannten Stücken noch eine Komödie von den sieben freien Künsten gegen die Mißbräuche der Welt, die Geschichte des Leidens Christi bis zur Auferstehung, das Konzil des Papsts und Christi, die Geschichte

Simsons, eine Tragödie Susanna und andere Stücke verfaßt habe, die nicht gedruckt worden seien. Er scheint also ein äußerst fruchtbarer Dichter gewesen zu sein.

[70] Ueber Holtzwart vgl. A. Merz „Mathias Holtzwart. Eine literarhistorische Untersuchung." Programm des Gymn. zu Rappoltsweiler 1885.

[71] Die Einzelheiten nach L. A. Burckhardt a. a. O. S. 195.

[72] Bei Weller a. a. O. S. 42.

[73] Alle diese Angaben, zum Theil mit Quellennachweisen, bei L. A. Burckhardt a. a. O. S. 201.

[74] Platter, ed. Boos, S. 145.

[75] Dies geschah, wie Fechter (S. 122 seiner Platterausgabe) und Bächtold (a. a. O. Anm. S. 66) mittheilen, im Jahre 1553. Im Briefe des Thomas an seinen damals in Montpellier studirenden Sohn (vom 14. November 1553) heißt es: „Ich habe die Comödie aufführen lassen in Gegenwart des Bürgermeisters und Oberzunftmeisters und vieler Ratsherren. Man wußte nicht, daß ich sie deutsch wollte aufführen lassen, sonst wäre ein gar großer Zusammenlauf gewesen. Die Niderlender, der Herr (David Joris) selbst mit der ganzen Familie, waren dabei .... hand ein goldguldin geschenckt und Universitas ouch ein, sunst niemantz nüt; hand in dem garten in der Schůl zů nacht gessen in Gegenwart von fünf Doctoren ..... Ich bereite jetzt eine andere (Komödie) vor, die ich, so Gott will, lateinisch und deutsch will aufführen lassen."

[76] Platter, ed. Boos, S. 145 ff.

[77] Es ist jedenfalls die lateinische „Hypocrisis" v. Wilh. Gnaphacus (Basel 1544).

[78] Ueber Pantaleon vgl. noch Thommen, Gesch. der Universität Basel 1532 bis 1632. Basel 1889, S. 271 ff. P.'s „Zachäus" ist bei Andr. Cratanders Erben 1544 gedruckt worden: „Heinrichi Panthaleonis Basiliensis Philargirus: Comedia nova et sacra de Zachæo publicanorum principe." Von P. erzählt Felix Platter folgende komische Geschichte (ed. Boos S. 220): „item (schreiben) Gilbertus und andere mit vermelden, wie man D Pantaleoni ein übernamen geb: Doctor im giesfas, welches dohar keme, das er einer frauwen geroten hab, den schlof zů bringen, sy soll uß einem giesfas waßer uff den kopf dropfen laßen in der nacht, oder, wie andere sagen, in ein handbechti dropfen laßen; man heb ein faßnachtspil doruß gemacht." Der Dichter selbst wurde also einmal der Held einer Komödie.

[79] Ueber Lepusculus s. Thommen a. a. O. S. 358. Das Mitspielen der Professorentöchter in Pantaleons „Zachäus" ist im XVI. Jahrh. das einzige Beispiel weiblicher Schauspieler in der Schweiz.

[80] S. Platter, ed. Boos, S. 143.

[81] Vgl. L. A. Burckhardt a. a. O. S. 200 ff. Ueber Prallus s. Thommen a. a. O. S. 354 f.

[82] Ueber die englischen Komödianten vgl. Bächtold a. a. O. S. 396 u. Anm. S. 120.

Nachträge.

Zu S. 91. Ich führe hier noch aus dem Anfange des Jahrh. ein zwölfstrophiges Lied an, welches im Jahre 1501 ein gewisser Caspar Zöppel auf Basels Eintritt in den Schweizerbund verfaßt hat. Es ist ein äußerst geringes Machwerk;

es dürfte aber vielleicht doch von Interesse sein, Anfang und Ende, sowie einige der besseren Strophen aus Liliencron (Die histor. Volksl. der Deutschen, Bd. II, S. 458 ff.) wiederzugeben. Sie lauten:

1) Ain newes lied hab ich bedacht
und wie sich der schimpf (Scherz) hat gemacht
von denen von Basel zů singen;
sie haben gebrauchet kraft und macht
und überkomen ain gmain aidgnoßschaft,
es wolt inen nit mißlingen.

2) Sie hand getragen weder spieß noch stangen,
die aidgnoßen hand sie schon empfangen
zů Lucern in der werden stat;
die von Basel waren můtes frei,
sie namen gotes hilf dabei,
mit den aidgnoßen sitzen sie im rat.

5) Das möcht man den von Basel übel reden,
Daß sie sich zů den aidgnossen keren,
sie hand den weg gefunden;
die Österreicher wolten irn spot nit lon,
sie wolten gar davon nit ston;
zům crucefix (Schweizerkreuz) sind sie (die Basler) kommen.

6) Gmain aidgnoßen hand sich recht besunnen,
daß sie Basel für ein ort hand gnumen,
den schlüssel hand sie empfangen,
damit sie ir land mögen bschließen,
das tůt manchen Österreicher verdrießen:
sie (die Österr.) haben ir (nach der Stadt) groß verlangen.

10) Basel du vil hohe kron,
du wilt den frumen aidgnoßen beiston,
du hast dich zů inen verbunden;
man wolt dich bei deiner trew nit lon,
die du dem Sundgöw hast geton,
es kompt noch zů gůter stunden.

12) Der uns das liedlein hat gemacht
und von newem gesungen,
Caspar Jöppel ist er genannt,
er hats (garwol) gesungen uß freiem můt,
als noch mancher fromer aidgnoß tůt
in gemainen aidgnoßen landen.

Ein Schmachlied gegen die Schweizer im Allgemeinen und gegen die Basler im Besondern ist dasjenige über den Zug nach Bellenz vom J. 1503 (Liliencron II, S. 490 ff.); es soll einen Basler Priester zum Verfasser haben (Anz. f. schweiz. Gesch. 1877, S. 308) und beginnt mit den Worten: „Wend ir hören singen." In Strophe 5 heißt es:

Die von Basel ich doch maine,
die teten den sachen nit recht,
daß sie sind abgefallen vom reich
und sind worden schweizerknecht:
ir solt der wirt in (inne) werden,
den sie hand begert,
ir unglück wird sich mehren,
als mancher man begert.

Peter von Offenburg wird genannt (Str. 13):

„Ain burgermeister von Basel,
ain rechte Schweizerků."

Das Lied ist formal besser, als das vorhin genannte; es scheint aber der Gesinnungsausdruck eines tiefverbitterten Menschen zu sein, der in seinem Haß gegen die Schweizer 19 Strophen hindurch nicht genug mit Schimpfwörtern wie „Schweizerků", „Küschwanz", „Küstall" um sich werfen kann. — Ueber die Entwicklung des schweiz histor. Volkslieds überhaupt vgl. übrigens Tobler „Schweiz. Volkslieder" I, S. III ff. und II, S. I ff. (der Bibl. älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz IV. u. V. Bd.)

Zu S. 96. Eine andere Basler Sammlung von Volksliedern ist der sogen. Sarasin'sche Sammelband von Liederbogen des XVI. Jahrh. Er enthält außer einigen schweiz. histor. Liedern größtentheils Volkslieder deutschen Ursprungs, meist aus Berner, Basler und Straßburger Pressen.

Zu S. 97. Ueber Johann Brandmüller vgl. Thommen a. a. O. S. 355. Er ist geb. 1533, April 4., in Biberach, studirte in Tübingen, wurde Pfarrer in Therwyl und Allschwyl, endlich bei St. Theodor (um 1562) und in Grenzach. 1582 wurde er Professor für Hebräisch und 1586 Professor für altes Testament. † 7. März 1596. „Er war eine leidenschaftliche und rohe Natur. Sein Schwiegervater Ulrich Iselin kam klagweise beim Rathe wegen schlechter Behandlung ein, und selbst zu Thätlichkeiten gegen seine Frau und seine Kinder ließ er sich hinreißen. Bei der amtlichen Untersuchung wurde er auch in seinem Predigtamt angegriffen, weil er auf der Kanzel gesagt hatte, die Liebe sei in den Predigern erkaltet und es sei in ihnen allen der Teufel." (Thommen.)

Zu S. 98. In Basel hat im Dienste der Reformation auch Luthers Gegner im Abendmahlsstreite, Andreas Bodenstein von Karlstadt, gewirkt (Thommen a. a. O. S. 107). Zwar, „als er 1534 an der Basler Hochschule immatriculirt und Prediger bei St. Peter wurde, hatte er seine Rolle bereits ausgespielt." Luther selbst sagte von ihm: Wenn man Karlstadt gebrauchen will, so lasse man ihn an der Universität zu B. lesen und disputiren; da schadet er dem gemeinen Mann nicht und findet wohl, die ihm antworten werden. 1536 wurde er Dekan der theol. Fakultät, 1537 Rektor. † 24. Dez. 1541. In Basel hat er nur noch zwei Schriften publizirt.

Zu S. 99. Ueber Bernhard Brand vgl. Thommen a. a. O. S. 155 f. 1548 war er Professor institutionum geworden, griff dann nach vierjähriger Wirksamkeit plötzlich zum Schwerte, um dem französischen Könige Heinrich II. zuzuziehen. Noch im selben Jahre kehrte er zurück und wurde 1553 als Landvogt auf Homburg angestellt. In den Mußestunden bis zu dieser Ernennung hat er sein Werk verfaßt; es zerfällt in 3 Theile: 1) bis Christi Geburt, 2) bis 1552, 3) Schweizergeschichte bis 1544. Es ist, wie Thommen sagt, „ein ehrlicher, wenn auch unbeholfener Versuch, alte und älteste Geschichte in eine populäre Darstellung einzukleiden." Von Pantaleon wird Brand auch als Dichter von Dramen genannt; es scheint jedoch nichts von ihm gedruckt worden zu sein.

Zu S. 108 u. Anm. 55. Aus einem Beitrag „zur Lit. des lateinischen Schauspiels des 16. Jahrh." von Hugo Holstein (Zeitschr. f. deutsche Philol. XX, S. 101 ff.) ersehe ich noch, daß Sixt Birck sein Drama „Zorobabel", „vernaculo rhythmo olim Basileae", also schon in Basel deutsch geschrieben hat; gedruckt wurde es erst in Augsburg. „Das Stück spielt am Ende der babylonischen Gefangenschaft. Der König Darius hält zur Feier seines Geburtstages ein großes Hoffest; drei Trabanten veranstalten einen Wettstreit: von ihnen lobt Oenokrates den Wein, Colax die Macht des Königs, Zorobabel, ein frommer Jude, singt das Lob der Frauen und dann das der Wahrheit. Bei der Entscheidung über den Sieg stimmen alle für Zorobabel; er erbittet sich als Preis die Erlaubniß zur Rückkehr seines gefangenen Volkes nach Palästina und zur Wiederherstellung des jüdischen Tempels. Der König ertheilt die Erlaubniß und läßt durch den Herold das Edikt verkünden, wie es Esra I. überliefert ist. Die Chöre der 5 Akte enthalten theils ein Lob der Wahrheit, theils sind es metrische Uebersetzungen der Psalmen 15, 47, 133 und 138." Es ist dies die Geschichte von den vier stärksten Dingen der Welt; außer B. haben dieselbe noch Jos Murer (1575) und Hans Sachs (1556) jeder unabhängig vom andern nach Kap.



III. u. IV. des apokryphischen III. Buches Esra behandelt (s. Bächtold a. a. O. 364). Wenn wir ferner der Nachricht Pantaleons in seinem „Teutscher Nation Heldenbuch", III. Th., (Basel b. Nic. Brylingers Erben 1570, S. 254) glauben dürfen, so hat B. nicht nur die „Susanna" und „Zorobabel", sondern auch die „Comödien von Judith und Josepho beschrieben und diese erstlich zu Basel öffentlich gespielet" und zwar führt P. die „Judith" noch vor der „Susanna" an. Gedruckt wurden die beiden Stücke erst in Augsburg. Eine Analyse des „Joseph" giebt v. Weilen a. a. O.; die „Judith" kenne ich leider nicht. Mein oben, Anm. 60, geltend gemachter Grund von der Ueberhäufung B.'s mit Bestellungen auf Dramen während der ersten Jahre seines Augsburger Aufenthaltes fiele also dahin. Nur der „Ezechias" scheint in Augsburg geschrieben zu sein. Nichtsdestoweniger ist B.'s Plagiat an der „Tragedi" von der Abgötterei aus den andern beiden Gründen für mich eine ausgemachte Sache.— Birck's lateinische Dramen sind „Eva", „Sapientia Salomonis", ferner Uebersetzungen seiner „Susanna" und seiner „Judith". Der „Beel" ist von Martin Ostermincher, der „Zorobabel" von Joh. Entomius, beides Augsburger, Schüler Bircks, übersetzt worden. Diese 6 Dramen stehen in den „Dramata sacra comoediae atque tragoediae aliquot è Veteri Testamento desumptae etc. Basileae ex officina Joannis Oporini Anno Salutis partae MDXLVII Mense Martio." (Exemplar in Zürich.) Am weitesten gewirkt hat in dieser Form B.'s „Susanna"; das Stück ist zu dem gleichnamigen Drama des Berliners Paul Rebhun, des Leonh. Stöckel, Schulmeisters zu Bartfeld in Ungarn und des Tübingers Nicod. Frischlin ausgiebig benützt worden; der letztgenannte kennt auch Rebhuns Werk und ist selbst wieder von Schonäus, von dem Straßburger Israel und dem Herzog Heinr. Julius v. Braunschweig benützt worden. (Vgl. Jacob Minor auf S. XXVIII der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Speculum vitae humanae". Halle 1889.)

Zu S. 184. Hayneccius selbst, in seiner Vorrede von 1603 bezeichnet den Arithmetikus Klauber als einen Menschen, „welcher ganz ungescheut und frech, als ob kein Mensch in der Christenheit weder ehe verteutschtes Buch anderswo oder dessen waren Autorem je gesehen oder gekennt, das Buch mit Titeln und Namen, Invention und Gedichten, Reimen nnd andern, Vorrede und allem, ohn was er, das falsum zu verkleiben, für sich daraus und drein geklaubet, zu Basel mit seinem Namen drucken lassen." (Bächtold, a. a. O. S. 341 und Anm. S. 89.)



Hans Kaltschmid,

der Söldnerhauptmann von Kaiserstuhl.

Vortrag von **Al. Wind**, Pfarrer in Jonen.

Kaiserstuhl liegt an der nordöstlichen Ecke des Kantons Aargau, eingeklemmt in den Kanton Zürich und das Großherzogthum Baden. Seit dem 1. Mai 1294 gehörte Kaiserstuhl, was die niedere Gerichtsbarkeit anbelangt, dem Bischof von Konstanz. Dieser hatte die Stadt und die Burg, „die an der Brugge lit" (Röteln), sammt dem Hof und Kirchensatz zu Thengen um 800 Mark löthiges Silber nebst 110 Mark Silbers und 200 Mütt Kernen von Freiherrn Lüthold von Regensberg gekauft.

Schon vorher hatte der Bischof Zurzach und Klingnau nebst den umliegenden Ortschaften und auf der andern (rechten) Seite des Rheines das Städtchen Thiengen, die Burgen Küssenberg und Wasserstelz, sowie Lienheim erworben. Dieses abgerundete Gebiet hieß man die bischöflich-konstanzischen Aemter. Der Bischof ließ sie durch zwei Obervögte verwalten; der eine wohnte in Klingnau und der andere im Schloß Röteln gegenüber Kaiserstuhl.

Die höhere Gerichtsbarkeit, den Blutbann, besaß vor 1415 Oesterreich und nach der Eroberung des Aargau's besaßen sie die eidgenössischen Stände. Die Grafschaft Baden war eine „gemeine Herrschaft" geworden und im Namen der Eidgenossen regierte zu Baden der Landvogt. So blieb es bis zum Jahre 1798, wo bekanntlich andere Verhältnisse eintraten.

Wenn man vom Großherzogthum Baden her nach Kaiserstuhl kommt, so fällt einem links zunächst der Brücke ein großes Doppelhaus auf, ein Haus von eigenthümlicher, stolzer Bauart. Man nennt es das Amthaus. Gegenwärtig wird darin ganz prosaisch Bier getrunken, denn es ist eine Bierbrauerei. Früher aber, vom 16. bis in's 19. Jahrhundert waltete darin der gestrenge Amtsschaffner von St. Blasien und speicherte dort die Zehnterträgnisse seines Klosters auf, welches in jener Gegend viele Güter besaß. Jetzt noch sieht man auf dem Hause den wohlerhaltenen Wappenschild des Abtes Kaspar von St. Bla-

sien (1563). Unmittelbar aber, bevor der Amtsschaffner von St. Blasien in dieses Haus seinen Einzug hielt, wohnte darin ein Mann, welcher seiner Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, nämlich Hans Kaltschmid, Söldnerhauptmann von Kaiserstuhl. Damit wären wir bei dem eigentlichen Gegenstande unseres Vortrages angekommen. Bevor wir aber auf die einzelnen Begebenheiten im Leben dieses Mannes eingehen können, wird es nothwendig sein, einen kurzen Blick auf das Reislaufen und die italienischen Lohnkriege zu werfen.

Durch den Burgunder- und Schwabenkrieg hatten viele Schweizer Freude am Kriegshandwerk bekommen. Weil aber daheim Friede war, so ging man eben dorthin, wo man Krieg führte. Dabei war man nicht wählerisch. Die Hauptsache war das Geld. Wer mehr Geld geben konnte, dem verdingte man seinen Arm, hieß er dann Herzog, König, Kaiser oder Papst.

Zu jener Zeit nun, im Anfang des 16. Jahrhunderts, wurde besonders in der Lombardei Krieg geführt. Die fruchtbare Po-Ebene und das schöne Mailand glichen damals einer vielumworbenen Braut. Ein Vierteljahrhundert lang wogte der Kampf hin und her; man wußte nicht, wer die Braut heimführen werde, die Italiener oder die Franzosen, bis sie schließlich, wie es so oft geht, Einer bekam, an den man am allerwenigsten gedacht, nämlich der Spanier.

Am Ende des 15. Jahrhunderts besaß Ludwig Moro das Herzogthum Mailand. Ludwig XII., König von Frankreich, meinte aber bessere Rechte zu haben und vertrieb den Herzog aus seinem Besitzthum. Bei Novara nahm er ihn durch Verrath der Schweizer gefangen und ließ ihn in Frankreich in einen schauerlichen Kerker werfen, wo er 10 Jahre später starb. Der Sohn des unglücklichen Ludwig Moro war Maximilian. Er wollte das verlorne Herzogthum wieder gewinnen und rüstete sich im Jahre 1512 zum Kriege. Papst Julius II., eine kriegerische Natur, stand auf seiner Seite. Und wirklich gelang es Maximilian, mittelst der schweizerischen Söldnerschaaren, die Franzosen zu vertreiben.

König Ludwig von Frankreich konnte aber die schöne Lombardei nicht vergessen. Er sammelte wieder ein Heer und schloß den Herzog mit seinen Schweizern in Novara ein. Aber den Belagerten kamen aus der Schweiz schnell 6000 Eidgenossen zu Hilfe und besiegten die

Franzosen, so daß diese zum zweiten Male die Lombardei verlassen mußten (1513). Die Franzosen sagten damals, die Schweizer hätten in dieser Schlacht wie „leibhaftige Teufel“ gefochten.

Zum dritten Male erschienen die Franzosen unter Franz I., dem ritterlichen Sohne Ludwigs XII. Mit 60,000 Mann rückte er in Italien ein. Er wollte die Schweizer auf seine Seite bringen, aber es gelang ihm nicht; sie blieben dem Herzoge treu. Bei Marignano (1515) kam es zur Schlacht. Es war eine Riesenschlacht. Lange wogte der Kampf hin und her. Die Schweizer waren nahe daran zu siegen; aber den Franzosen kamen am Schlusse der Schlacht noch 16,000 Venetianer zu Hilfe. Dies gab den Ausschlag zu Gunsten der Franzosen. Der französische Feldherr sagte damals: „Schon 18 Schlachten habe ich mitgekämpft; doch alle waren ein Kinderspiel gegen diese Schlacht mit den Schweizern; das war ein Riesenkampf.“ Aber trotz der schweren Opfer, welche die Franzosen für die Lombardei gebracht, konnten sie die Frucht ihres Erfolges nicht lange genießen. Zehn Jahre nachher (1625) kam es zur entscheidenden Schlacht von Pavia. Die Spanier blieben Sieger. Franz I. wurde gefangen genommen. Das Land blieb nun etwa 200 Jahre lang im Besitze der Spanier.

Nun wollen wir aber zu unserm Hans Kaltschmid zurückkehren. In welchen Beziehungen steht er zu diesen italienischen Lohnkriegen?

Dem Söldnerhauptmann Hans Kaltschmid, der ein kleiner aber „wohlbesetzter“ Mann war, begegnen wir zum ersten Male im Jahre 1513. Er wurde beim Landvogt Hans Schiffli in Baden verklagt wegen etlichen ungeschickten Sachen, die er sich bei der „türre mülly“ (Dürrmühle) habe zu Schulden kommen lassen. Der Landvogt zog Erkundigungen von Augenzeugen ein und das Urtheil lautete nicht nur günstig für Hans Kaltschmid, sondern es wurde ihm auch vom Landvogt Schiffli das Zeugniß ausgestellt, er sei „ein Musterherr im vergangenen Kriege“ gewesen und „hab ehrlich und wohl gehandelt“.

Den Hans Kaltschmid treffen wir dann wieder in der großen Schlacht von Marignano (1515). Er war dabei, als die Schweizer zwei Tage lang wie die Löwen kämpften und, da sie der Uebermacht schließlich weichen mußten, ein Viereck bildeten und sich mit Verwundeten, Geschütz und Gepäck in geordneter Weise nach Mailand zurück-

zogen. Ja, unser Hans Kaltschmid muß sich in dieser Riesenschlacht brav gehalten haben; denn nach der Schlacht wurde er durch kaiserliches Brevet zum Hauptmann befördert und ihm ein Jahr später der Auftrag gegeben, eine Söldnerschaar zu werben. Das Geld für diese Werbung wurde ihm nach Zürich geschickt. Der Zürcher Rath aber belegte es mit Beschlag. Hans Kaltschmid klagte bei der Tagsatzung. Diese beschloß, es sei Zürich anheimgegeben, in dieser Sache zu handeln, wie man es für gut finde.

Der Grund, warum das Geld zurückbehalten und der Söldnerhauptmann so spröd behandelt wurde, war folgender: Nach der Schlacht von Marignano war der ewige Friede mit Frankreich geschlossen worden (1516) und in der Schweiz sympathisirte man mit diesem Lande. Allerdings nicht umsonst. Im ewigen Frieden nämlich hatte Frankreich das Veltlin, Lugano, Locarno, Mayenthal und Eschenthal an die Schweiz abgetreten. Dazu waren 200,000 Kronen nach der Schweiz gewandert. Ja, die Urkunden erzählen, daß damals noch viel größere Summen Geldes aus Frankreich nach der Schweiz gekommen. Damit ließ sich schon ein „ewiger Friede" schließen und gute Stimmung machen.

Ein drittes Mal finden wir den Hans Kaltschmid, wie er sich dem Papste, dem kunst- und prachtliebenden Leo X. (1513—1521), dem Verbündeten des Kaisers, zur Verfügung stellt, zuerst ohne Zuzug mitzubringen, bald aber an der Spitze einer Abtheilung. Im Jahre 1518 mußte sich Kaltschmid deßwegen vor der Tagsatzung verantworten. Man muß sich nämlich erinnern, daß die Eidgenossenschaft besonders nach der großen Schlacht bei Marignano strenge Verbote gegen das Reislaufen erlassen.

Im Jahre 1521 sehen wir den Söldnerhauptmann von Kaiserstuhl wieder in Rom am Hofe des Papstes Leo. Er mit drei andern Freihauptleuten und 1500 Schweizern bildeten die Leibwache des Papstes.

Drei Jahre später (1524) wurde Hans Kaltschmid von General Montmorency mit Hauptmann Harder von Schaffhausen und 100 Reisigen aus dem Lager von Abbiategrasso mit wichtigen geheimen Instruktionen nach Luzern und Freiburg geschickt, wo sie über die Lage der Schweizertruppen Bericht erstatten und einige hundert Mann anwerben sollten.

Auch im Jahre 1525 in der entscheidenden Schlacht von Pavia,

wo der König Franz gefangen genommen wurde und die Lombardei für 200 Jahre an Spanien überging, finden wir den Hans Kaltschmid als Mitkämpfenden.

Im Jahre 1529, als der Friede von Cambray geschlossen wurde, in welchem Franz auf seine Ansprüche in Italien verzichten mußte und damit die Kriegsfackel erlosch, da kehrte Hans Kaltschmid in seine Heimath Kaiserstuhl zurück.

Schon vorher hatte Kaltschmid den Rath von Kaiserstuhl beauftragt, seine Interessen daheim zu wahren. Der Rath hatte dies bereitwillig gethan. Unter anderem hatte er auch im Namen des abwesenden Bürgers, dessen Matte am Bächli und das dazu gehörende Stück Reben um die Summe von 116 Gulden verkauft (1528). Diese Bächli-Matte sammt Weinberg finden sich jetzt noch. Sie sind im Badischen gelegen, im hintern Rebberge. Der gegenwärtige Besitzer ist der Kronenwirth E. Buol.

Als nun Hans Kaltschmid zurückkehrte, legte ihm der Rath Rechnung ab und zwar nicht nur über jenes verkaufte Stück Land, sondern über alle seine bürgerlichen und Familienverhältnisse und besonders auch über die eingegangenen päpstlichen und kaiserlichen Werbegelder und was davon jeweilen in seiner Abwesenheit den Soldknechten verabfolgt worden. Kaltschmid fand sich damit wohl befriedigt und stellte im Jahre 1531 dem Rathe mit Unterschrift und Siegel eine Quittung aus.

In dieser Zeit hatte der Name Kaltschmids bereits einen so guten Klang in der Eidgenossenschaft, daß ein gewisser Heinrich Hagg von Schaffhausen den Kredit desselben mißbrauchte und mittelst nachgemachter Schriften und Siegel sich verschiedene Waaren, wie Tuch, Seide, Sammet &c. zu verschaffen wußte. Die Angelegenheit kam vor die Tagsatzung. Diese ließ eine Warnung vor dem Betrüger ergehen und zugleich 1534 einen Arrestbefehl gegen ihn ausstellen.

Im gleichen Jahre 1534 ließ der „from, fürnem und wis“ Hans Kaltschmid, wie er in den Urkunden von Kaiserstuhl genannt wird, sich und seine Gemahlin Anna lebenslänglich loskaufen von allen Gemeindesteuern um die Summe von 125 Gulden. Es ist dies immerhin ein Beweis seiner günstigen Vermögensumstände.

Noch müssen wir einer andern Begebenheit aus dieser Zeit Erwähnung thun.

Vor dem zweiten Kappeler-Krieg war in vielen Gemeinden der sogenannten Landvogteien durch den Einfluß und das Drängen Zürichs und Berns die Reformation eingeführt worden. Nach dem zweiten Kappeler-Krieg aber, als Zwingli gefallen war und die innern Kantone wieder das Uebergewicht hatten, kehrten die freien Aemter und die Grafschaft Baden wieder zur alten Lehre zurück. Auch in Kaiserstuhl wurde der wegdekretirte katholische Gottesdienst wieder eingeführt. Auf das Patrociniumsfest (hl. Katharina, 25. November 1531) wurde, in Ermanglung eines entsprechenden Altars, zunächst ein Tisch mit der gehörigen Ausrüstung zur Celebration der h. Messe im Chor der Kirche aufgestellt. In einer der darauffolgenden Nächte aber wurde dieser Tisch sammt Zubehör fortgetragen und man fand ihn außerhalb des Städtchens in der Nähe des Siechenhauses (bei Fisibach). Die über die gemeinen Herrschaften regierenden Orte verlangten Untersuch und Bestrafung. Und wen hatte man im Verdacht? Niemand anders als unsern Hans Kaltschmid. Er wurde vor die Tagherren nach Baden geladen. Er erschien, konnte aber allseitig befriedigende Erklärungen abgeben.

Zum Verständniß des Nachfolgenden ist es nothwendig, wieder einen kurzen Blick auf die allgemeine Geschichte zu werfen.

Franz I. von Frankreich konnte den Verlust der schönen Lombardei nicht vergessen. Zehn Jahre später, als er dieselbe an die Spanier verloren hatte, im Jahre 1535, rüstete er ein Heer und zog gegen Italien. Kaiser Karl nämlich hatte einen Zug nach Afrika unternommen zur Bekämpfung der Seeräuber. Diese Gelegenheit wollte Franz benützen. Doch Karl eilte schleunig zurück, fiel in die Provence ein und belagerte Marseille; er wollte den König im eigenen Lande beschäftigen. Auch in Italien fand Franz seinen Gegner am General Montmorency, welcher ihn mit Erfolg bekämpfte. Die Franzosen nun schickten eilig Boten nach der Schweiz, um Söldnertruppen zu werben. Der französische Gesandte Boisrigault, genannt Dangerant, kam nach Brugg. Dorthin ließ er zwölf Söldnerhauptleute kommen, darunter Hans Kaltschmid, den man für den Oberbefehl ausersehen hatte. Der französische Gesandte schloß nun mit denselben (den 27. Mai 1536) einen Vertrag, nach welchem jeder 500 Soldaten, also im Ganzen 6000, zusammenbringen sollte. Mit diesen sollten sie bis zum 1. Juni nach Lausanne kommen und von dort nach Avignon.

Als Lohn sollte jeder Hauptmann für sich, seinen Lieutenant und seinen Venner (Pannerherr) neunzehnfachen Sold bekommen und auf 100 Mann 20 Uebersölde; dazu 900 Franken für sich, seinen Knecht, seine Verwandten unter dem Fähnlein. Kaltschmid erhielt den Oberbefehl.

Schon vorher hatten die meisten Stände das Werben und Reislaufen verboten. Jetzt erneuerten sie dieses Verbot. Die fünf Stände richteten den 20. Mai den strengen Befehl an den Landvogt von Baden, er solle alle Aufwiegler bestrafen, Jenen, welche fortlaufen, Weib und Kinder nachschicken und die Schuldigen auf Betreten „zu Leib und Leben" richten; wenn er es nicht thue, so werde man ihn selbst belangen. Besonders sollte Hans Kaltschmid eingesperrt und gestraft werden. Doch die Nürnberger hängen keinen, denn sie hätten ihn zuvor. Dieses Sprichwort erfüllte sich auch an unserm Söldnerhauptmann. Bevor noch jenes Mandat in die Hände des Landvogts gelangte, begab sich Hans Kaltschmid nach Brugg an die betreffende Versammlung und kehrte nicht mehr zurück. Er unternahm vielmehr den Zug, wie er verabredet war. Nun wurde aber gemäß dem Tagsatzungsbeschlusse Hab und Gut des Kaltschmid mit Beschlag belegt und sollte dasselbe zu Handen der acht alten Orte veräußert werden. Aber in Kaiserstuhl kaufte sein Haus und seine Felder Niemand. Die Kaiserstuhler hielten treu zu ihrem Mitbürger.

Junker Kornel Schultheß, bischöflich-konstanzischer Obervogt auf Schloß Röteln, legte nun Fürbitte und Bürgschaft ein für Hans Kaltschmid und erlangte soviel, daß dessen Frau als Schaffnerin einstweilen im Hause bleiben durfte. Im darauffolgenden Jahre 1537 wurde die Strafe auf 300 Kronen festgesetzt. Kaltschmid selbst, sowie der französische Gesandte Boisrigault gaben sich alle Mühe, eine Milderung dieser Strafe herbeizuführen, aber es gelang ihnen nicht; im Gegentheil verlangten jetzt die Stände, daß die Güter des Kaltschmid, welche für die Strafsumme mit Arrest belegt waren, veräußert werden sollten. Die Tagherren gingen sogar mit dem Gedanken um, das Haus des Kaltschmid niederzureißen „zu einer gedächtnuß". Bei der Jahresrechnung bekam jeder der acht Stände 20 Gulden. Auch Graf Rudolf von Sulz auf dem Schloß Küssenberg und Herr des Klettgau's erhob Ansprüche, nämlich auf jene Güter, welche Kaltschmid auf der badischen Seite des Rheines besaß.

Was that nun Kaltschmid?

Es wurde ihm gestattet, unter freiem Geleite auf der Tagsatzung zu Baden zu erscheinen, und sich dort zu vertheidigen. Dies geschah denn auch. In einer längern Rede setzte er den Tagherren auseinander, wie er den Oberbefehl nicht gesucht, sondern die andern Hauptleute hätten ihm denselben anvertraut und er habe ihn mit Ehren zu Ende geführt. Den zweiten Zug habe er nicht selbst mitgemacht, sondern habe die Hauptmannschaft seinem Lieutenant, dem Hans Junker von Rapperswyl übertragen; indessen habe er sich in Kaiserstuhl aufgehalten und als er da Nachstellungen erfuhr, bei Verwandten im Schwarzwalde. Uebrigens wisse man, daß er sein Leben lang nicht um Gut, sondern um Ehre gekriegt und sich immer wohl gehalten habe.

Diese Worte müssen Eindruck auf die Tagherren gemacht haben; denn man erlaubte ihm, die nicht veräußerten Güter wieder zu beziehen und in der Grafschaft Baden zu wohnen und zu wandeln. Daß ihm aber die bereits veräußerten Güter wieder erstattet worden seien, davon verlautet nichts.

Gewiß Jedem muß da die Schwere der Strafe auffallen, die über Kaltschmid verhängt wurde. Und wirklich, es war eine schwere Strafe, besonders da ja die Sünde des Reislaufens eine allgemeine war und fast Niemand seine Hände in Unschuld waschen konnte. Zu dieser ausnahmsweisen Strenge hatte Folgendes beigetragen: Kaltschmid soll einmal gesagt haben, der König brauche diesen großen Hansen kein Geld mehr zu schicken, wenn er nur ihm Geld gebe, so wolle er ihm Knechte genug zuführen. Ob Hans Kaltschmid diese Worte wirklich gebraucht, ist nicht erwiesen; aber sie wurden ihm zur Last gelegt und daß sie bei den gnädigen Herren und Oberen sehr böses Blut gemacht, ist begreiflich. Ferner muß man bedenken, Hans Kaltschmid war kein gewöhnlicher Reisläufer, sondern er war Hauptmann und Feldherr. Endlich gehörte Kaltschmid den gemeinen Herrschaften an, die ja stets etwas stiefmütterlich behandelt wurden.

Hans Kaltschmid blieb nun nicht mehr in Kaiserstuhl; es drängte ihn hinaus aus seinem Vaterlande. Er starb fern von demselben in den Niederlanden; das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Wir kommen zum Schluß. Wir haben in Hans Kaltschmid einen Mann gesehen, der zwar klein war von Statur, aber trotzdem ein energischer Mann und tüchtiger Soldat. Wir sehen ihn bald in Ita-

lien, bald in Luzern und Freiburg, bald in Kaiserstuhl, bald in Frankreich, bald in den Niederlanden; für jene Zeit gewiß ein reich bewegtes Leben, welches von großer Willenskraft zeugt.

Dann sehen wir in ihm einen Mann, der von seinen Mitbürgern in Kaiserstuhl geschätzt und geliebt wird. Sie halten treu zu ihm in Freud und Leid. Endlich sehen wir in Hans Kaltschmid auch einen klugen und gewandten Mann. Oftmals mußte er sich auf der Tagsatzung legitimiren, aber auch jedes Mal gelang es ihm, sein Haupt aus der Schlinge zu ziehen und sich zu rechtfertigen.

Quellen: Archiv Kaiserstuhl; Eidgen. Abschiede; Leu, Helvet. Lexikon; Argovia VIII; E. Bilger, Beitrag zur Beschreibung von Eglisau und Umgebung.



Die Teufelsbesessene von Murg.

Historisch treu erzählt von **J. A. Stocker.**

Besessene nannten vornehmlich die Juden die in Palästina und Phönizien, besonders aber in Galiläa häufig vorkommende Klasse der epileptisch Kranken, der von gewaltsamer Verkrümmung, von gänzlicher Taubheit, Blindheit, von Wahnsinn, Tobsucht und Melancholie Heimgesuchten. Es ist eine durchgehende Ansicht der alten Welt, daß außerordentliche Zustände und Thätigkeiten des Menschen, welche auf die gewöhnlich zur Erscheinung kommenden Kräfte nicht zurückgeführt werden können, der Einwirkung eines oder mehrerer höherer Geister zugeschrieben werden müssen. Diese Meinung findet sich schon bei Homer, Herodot, Euripides und Spätern, und hat sich zum guten Theil bis tief in's Mittelalter aufrecht erhalten. So wurden noch im 14. und 15. Jahrhundert die sog. dansatores (Tänzer), d. h. von religiöser Tanzwuth Ergriffenen, unter Anrufung des heil. Veit beschworen. Daher kommt der Name Veitstanz. Das gewaltsame innere Unglück, das den jeweiligen Menschen betraf, dem keine Willenskraft des meist urplötzlich Ergriffenen und kein Mittel der gewöhnlichen Heilkunst zu widerstehen vermochte, wurde auf die bösen Geister zugeführt. Zauberformeln und Beschwörungen traten daher an

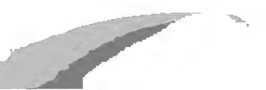


die Stelle der Heilkunst und die jüdischen Exorzisten (Teufelaustreiber) behaupteten, die nöthigen Formeln, Wunderwurzeln und Steine von König Salomo her zu besitzen. Die guten Geister schienen so, der Idee der Heilung als des natur- und gottesmäßigen Zustandes entsprechend, ihr Amt der Bannung und Vernichtung böser Geister zu vollziehen.

Ehe ich zur Erzählung meiner Geschichte übergehe, will ich zweier Beispiele früherer Jahrhunderte erwähnen. Michael Theodosius Saldt, Stadtpfarrer und Dekan in Crailsheim, einer Stadt im Anspach'schen, hat über den ersten Fall in Ulm 1684 ein dickes Buch von 30 Bogen erscheinen lassen, „in welchem der in achtjährigen Mädchen auf Schlangenart einschleichende, bald auf Händen und Füßen kriechend, bald auf ihrem Leib murmelnd und wispelnd, doch durch Gottes Finger auf und fort und ausgetriebene Mord- und Marderteufel" dargestellt wird.

Agnes Katharina Schleicherin, die Tochter Johann Georg Schleichers, Schulmeister in Wetschgzershausen bei Crailsheim, klagte einmal des Morgens ihrer Mutter, daß etwas über sie hingerauscht wäre, als wenn es in sie hineinschliefen wollte. Man suchte es ihr anfänglich auszureden, allein es ereigneten sich bald Umstände, welche den ungläubigen Eltern den Glauben in die Hand gaben. Das Mädchen bekam das Schluchzen, es fing in seinem Bauche an, auf Art einer Turteltaube zu kurutzen; das Kind fiel auf die Erde, biß sich wund, dann lag es eine Viertelstunde wie todt am Boden. Nun kam der Teufel in's Spiel, er fing aus dem Mädchen an zu reden. Es wurde der Geistliche des Ortes, Johann Bauer, zu Rathe gezogen, dieser verwies das Mädchen an den Stadtpfarrer Saldt nach Crailsheim. Saldt ließ das Mädchen den 28. Oktober 1680 in das Dekanatshaus bringen, wohin er auch die zwei übrigen Geistlichen der Stadt beschieden. Bis zum Januar 1681 wurden die Exerzitien von den Geistlichen mit dem Mädchen betrieben. Da ereignete sich ein Umstand, der auch dem Dümmsten die Augen hätte öffnen können. Es ging nämlich ein großer Spulwurm von dem Mädchen ab und das ganze Possenspiel hatte nach kurzer Zeit ein Ende. Das Mädchen blieb gesund und munter.

Zwar hielt Pfarrer Saldt noch vier Predigten über Hexengeschichten, Beschwörungen und andere Teufeleien, aber das Volk glaubte an das, was es sah.



Eine zweite Geschichte liegt unserem Jahrhunderte näher. Sie zeigt, „wie uns was gestalten Anna Elisabeth Ulrichin — von dem bösen Feind Otoff genannt — besessen und liberirt worden". Mainz 1729.

Ulrich, ein lutherischer Soldat bei dem Salm'schen Kontingente in dem Städtchen Lich, hatte eine Tochter, Maria Anna Elisabeth. Als diese den 20. Dezember 1724 in das eilfte Jahr trat, bekam sie auf einmal Verzuckungen und lästerte Gott und alle Heiligen. Die Eltern wandten sich anfänglich an den Arzt zu Laubach, allein als die Beängstigung des Leibes immer heftiger wurde, so rieth der unwissende Arzt auf Hexerei und empfahl geistliche Mittel. Die Eltern wandten sich nun an die lutherischen Geistlichen zu Lich, die ebenso abergläubisch waren, das Mädchen etwa 12 bis 15 Wochen behandelten, ohne etwas auszurichten. Nun wandte sich der Vater an die katholische Geistlichkeit, an die Cisterzienser Mönche zu Arnsburg bei Mainz. Diese zweifelten denn keineswegs an dem Vorhandensein des Teufels, allein sie gaben vor, nicht eher Herr über den Teufel werden zu können, als bis das Kind katholisch werde, wozu denn auch dasselbe sich willig hergab. Der Vater trat ebenfalls zur katholischen Religion über und wurde von freiwilligen Almosen reichlich unterhalten. Nun konnte die Teufelsbannerei losgehen. Den 12. April 1725 wurde das Kind durch den Weihbischof, Freiherrn von Honeck, an die Jesuiten Bayer und Hartung gewiesen, welche aber nach einer Arbeit von vier Wochen versicherten, daß sie noch am Anfang ihrer Kur seien. Dann kam das Kind vier Wochen zu den Franziskanern nach Wetzlar, ohne Erfolg. Endlich fand man den richtigen Mann, den Dr. Joh. Elias Cornäus. Er bat sich zwei Franziskaner und sechs Weltgeistliche aus, welche den Beschwörungen beizuwohnen hatten. Am 15. Oktober 1725 nahm die Jagd ihren Anfang und dauerte alle Tage fünf Stunden. An Rauchwerk und Weihwasser war kein Mangel. Am 24. Februar 1726 sagte das Mädchen selbst, daß der Teufel fort sei. Das Nachspiel dauerte indessen noch bis zum 12. März, während dessen täglich allerlei Gebete und Sachen über das Mädchen gesprochen wurden. Endlich wurde die Komödie mit einem feierlichen Te Deum geschlossen.

Es ist kaum glaublich, daß im Jahre 1726 mitten in einer Universitätsstadt vor den Augen so vieler angesehener und zugleich aufgeklärter Männer ein solch plumpes und armseliges Possenspiel von



einem Doktor der Theologie aufgeführt werden konnte. Nun darf es uns nicht wundern, wenn 70 Jahre nachher die gleiche Geschichte sich in unserer Nähe von einem sonst gutgesinnten, aber abergläubischen Pfarrer sich wiederholt.

— — —

Ich meine die Teufelsbesessene von Murg. Ich habe schon von Pfarrer Georg Anton Fischer und seinem Pfarrbuche im ersten Hefte des 6. Bandes dieser Zeitschrift Kenntniß gegeben und es erübrigt mir nur, hier zu melden, daß das Haus der Teufelsbesessenen auf dem Platze stand, wo heute der Bahnhof sich befindet. Es ist nunmehr abgerissen.

Agatha Trönli, so hieß die Besessene, wurde den 5. Oktober 1784 geboren. Ihr Vater hieß Konrad Trönli, ihre Mutter Frau Agatha geb. Strittmatter. Sie hatte noch eine Schwester Maria und einen Bruder Fidel, der 1790 geboren wurde. Die Mutter heirathete nach dem Tode ihres ersten Gatten den Josef Bächle, und wenn von einem Vater in dieser Erzählung die Rede ist, so ist der Stiefvater gemeint. Agatha Trönli wurde, nachdem die Sturm- und Drangperiode bei ihr vorüber war, Näherin und starb 77 Jahre alt, den 12. Juni 1862.

Die Trönli, so erzählt Pfarrer Fischer, eine Jungfrau von etlichen 20 Jahren, aber sehr vollblütig, hatte schon längst vor den geistlichen Sachen, besonders aber dem Almosengeben und dem Uebernachthaben der Fremden in ihrem väterlichen Haus, eine Abneigung und Verdruß verspüren lassen. Man konnte sie nur mit Mühe zur Beichte bringen; schon etliche Male ist sie in der Kirche plötzlich umgefallen und aus dem Beichtstuhl hinaus zu Boden gestürzt, nach einigen Minuten aber war sie wieder völlig gesund. Das Dreikönig-Salz und Weihwasser spie sie mit großem Unwillen wieder aus, immer wurde das Uebel ärger.

Den 27. Februar 1806 wurde ich schon das zweite Mal zu ihr in's Haus berufen. Sie sprang zuweilen auf, raste, tobte und verkehrte die Augen und das Angesicht, knirschte auf den Zähnen und wollte auf Andere zuschlagen. Der Hals wurde ihr wie ein Milchbecken aufgetrieben.

Am 28. Februar war sie in der heil. Messe; die Eltern glaubten, es wäre Alles wieder gut; am Ende des letzten Evangeliums ließ sie hinten im Glockenhaus ein Geschrei ertönen, sie schlug mit den Armen

aus; die Leute erschracken und Alles lief davon, einige sprangen zum Hochaltar. Sie sprang ihnen nach, blieb aber beim Taufstein stehen und kam zum Verstand. Im Meßgewand stieg ich vom Altar und fragte um die Ursache des jählichen Lärms. Ich hieß sie durch die Sakristei fortführen, sie wollte sich jedoch unter dem Gitter widersetzen, „zähnte“ mich aus und ging wieder gesund nach Hause.

Den 28. Abends trat das Uebel wiederum ein; ich betete für sie und befahl, daß das Uebel im Namen Jesu sich legen sollte und sogleich ward es besser.

Es ist somit nicht nur daraus, sondern aus den folgenden Zeichen sattsam erwiesen, daß die Agatha Trönlin von bösen Geistern besessen war.

Den 20. März habe ich mit der Agatha in der Kirche die Exorzitien vorgenommen; ich habe dazu Niemand in die Kirche gelassen, als ihre Eltern, den Josef Keller und den Siegrist. Sobald die Agatha in die Nähe der Kirche kam, so sperrte sich der Satan auf das Uebelste und wollte durchaus nicht in die Kirche. Man mußte sie schleifen. Sie wendete sich und drehte sich entsetzlich, sobald sie mich aus der Sakristei treten sah, so fiel sie zu Boden. Ich faßte den Satan, legte ihr die Hand auf und wir beteten bei dem Mutter Gottesaltar drei Vaterunser und das Salve regina. Alsdann führte ich sie zum Hochaltar. Da ging es wiederum sehr übel zu, ihr Gesicht wurde verunstaltet und bläulich, der Hals wie ein Kissen aufgetrieben; wir beteten ein Vater unser und die Litanei aller Heiligen; das brachte etliche Male den Satan zur Ruhe. Er mußte mir nachsprechen. Ich fragte, wie viel Geister in der Kreatur (in Agatha Trönlin) wären. Er wollte mit der Sprache nicht heraus, heulte und machte erstaunliche Veränderungen mit der Zunge, mit Gesicht und Maul; endlich kam die Stimme und sagte: acht, welches alle verstanden. Auf die Frage, wie lange sie schon in der Kreatur wohnten, folgten fürchterliche Krümmungen, ich stand daher von dieser Frage ab. Ich befahl dem Satan, in Gestalt eines schwarzen Rauches auszufahren. Nachdem ich mehrmals den Exorzismus „gebot“, so sahen wir alle zwei Male einen Rauch aus dem Munde herausfahren.

Mehreres konnte ich dermalen nicht zu wege bringen; ich entließ sie (die Agatha) nach zwei Stunden. Sobald sie aus der Kirche hinaus kam, fing der Satan an zu jauchzen, schlug die Arme aus und

sprang davon. Der Bruder Fideli eilte ihr nach, sie wollte ihn packen und endlich ist sie wieder nach Hause geführt worden, wo es alsdann weit schlimmer ward als vorher. Sie konnte das Almosengeben nicht leiden, sie wollte die Armen anpacken, sobald sie nur Einen an der Thüre merkte. Wenn sie beten, z. B. den Englischen Gruß oder die Wandlung läuten hörte, so wurde sie geplagt. Sie fing an, auf ihre eigenen Leute loszufahren und welschte ungarische Wörter, tanzte ungarisch; sonst war sie frisch und gesund.

Den 22. März wollte ich die Eltern und sie selbst bewegen, nach Wehr zu dem Herrn Pfarrer zu gehen, um sich daselbst helfen zu lassen; des andern Tages in der Frühe wollte sie nach Wehr, sobald sie das Dorf erblickte, gab es wieder fürchterliche Auftritte. Drei Menschen hatten genug zu thun, sie fortzubringen und da sie sich dem Pfarrhofe näherten, stiegen die Widersetzlichkeiten auf Höchste. Schreckliche Wendungen, Brüllen, Verzerrung des Gesichts und aller Glieder, es war gräulich anzusehen. Sabald der Pfarrer dieses unter der Thüre sah, sagte er: Dieses wären übernatürliche Sachen, er habe keine Erlaubniß, ihr zu helfen.

Sie mußte wieder nach Haus. Sobald die Person Wehr verließ, so jubilirte der Satan. (Wenn vom Satan die Rede ist, ist die Agatha Trönlin gemeint.)

Am allerärgsten zeigte sich ihr übler Zustand in der Char- und Osterwoche. Als die heiligsten Handlungen in der Kirche vor sich gingen, wurde die Agatha Trönlin auf das Uebelste geplagt. Niemand durfte im Hause beten, auch wenn sie nur einen guten Gedanken haben wollte, so wurde sie durch die schrecklichen Konvulsionen gehindert. Am Charfreitag nach dem Gottesdienst hatte sie Gelegenheit gefunden, auszubrechen. Sie sprang neben der Kirche vorbei, spottete zuvor das Sanctissimum, das auf dem Frauenaltar zur Anbetung ausgestellt war, im Vorbeigehen aus, in der obern Wirthsmatte fing sie an zu jauchzen und man mußte sie mit aller Gewalt nach Hause bringen. Bei jedem heiligen Segen und der Auferstehung wüthete der Teufel gräßlich in ihr.

Als die Untermüllerin über Ostern zu Hause kommunizirte, brüllte sie, als ich mit dem Sanctissimum vorüberging, wie ein wildes Vieh, tanzte auf französische Art; kurz, die Eltern konnten es nicht länger bei ihr aushalten.

Jetzt wurde mit dem Doktor Helbling zu Laufenburg gesprochen. Er sah Alles für Krämpfe an und versprach zu helfen. Er schickte eine Mixtur, die aber keine Wirkung machte; er schickte Pillen, die wirkten auch nicht. Er kam selbst, die Person zu sehen. Er fand sie ganz gesund, sie sprach ganz gescheidt mit ihm, als ich aber zur Thüre hinein kam, so waren die Konvulsionen wieder da. Sie hörten auf meinen Befehl auf. Der Arzt wollte gar nichts vom Teufel hören und verlangte, daß man die Person in die Kur nach Laufenburg bringe, was nach acht Tagen geschehen ist.

Während dieser acht Tage haben sich folgende Zeichen an ihr gezeigt: Die Tochter selbst wollte nichts vom Teufel glauben und die Mutter sagte: „Wenn du knieend ein Vaterunser andächtig betest und sich nichts zeigt, so will ich es auch glauben.“ Die Tochter knieete hierauf nieder, betete, aber bei dem Ave Maria fiel sie wie todt zur Erde nieder. Sie konnte mir die Hand nicht küssen(!), kein Vaterunser beten und den heiligsten Namen Jesus nicht aussprechen. Wenn sie in einem Buche beten wollte, so zerriß sie dasselbe.

Sie ging sehr gern nach Laufenburg, aber bei dem heil. Johann von Nepomuk (auf der Brücke) fiel sie zu Boden, schrie wie ein Vieh und man mußte sie auf einer Bahre in das Haus des Chirurgen Fischhaber tragen. Da fing sie auf einmal ganz unnatürlich an zu lachen. Die Mutter hielt ihr ein Amulet vor den Mund, da hörte das Lachen auf.

Sie befand sich nun in Dr. Helbling's Haus, an einem Ort, wo man weder betete, noch sonst etwas Heiliges hörte. Es wurden ihr lauter Possen vorgeplaudert und die Folge davon war, daß die Person ganz ruhig ward und die Konvulsionen aufhörten. Wenn sie aber Nachts beten wollte, so wurde sie wieder geplagt.

Dr. Helbling und der Chirurg Fischhaber sagten, die Agatha sei gesund. Ich besuchte sie mit dem Stadtpfarrer Waitzmann, betete über sie, und sogleich zeigte sich zum Erstaunen des Stadtpfarrers, daß sie die Arme krümmte und die Zunge herausstreckte, die Augen verdrehte, der Hals sich aufblähte und das Gesicht roth wurde. Der Stadtpfarrer aber meinte, es sei pure Verstellung und Bosheit von ihr, er machte ein Eisen glühend heiß und wollte sie damit brennen, um sie abzuschrecken; allein die Konvulsionen hörten doch nicht auf. Er schlug sie mit einer Peitsche, alles umsonst. Da ich darauf bestand, es möchte etwas Uebernatürliches mit der Person sein, so wurde



ich verlacht und als der größte Simpel bezeichnet. Die Agatha Tröndlin aber wurde von dem Stadtpfarrer nach Kaisten zu Pfarrer Gschwind (nachmals in Frick gestorben) geführt, um von ihm ein Zeugniß zu erhalten, daß der Person nichts fehle. Diese beiden Pfarrer beteten über sie und schon wieder zeigten sich Konvulsionen auf das Fürchterlichste, so daß Pfarrer Gschwind kein Zeugniß abgeben konnte.

Nachdem nun alles Doktern vergeblich war und der Arzt selbst bestätigte, daß er ihr nichts mehr geben könne, so wurde der 12. Mai bestimmt, sie wieder nach Hause zu nehmen. Keller, ihr Vater und ihre Mutter gingen mit nach Laufenburg. Sie wurde in die Kirche genommen, ich wollte mit ihr die Probe machen. Die andern sprachen immer mit ihr von eiteln Sachen: wie sie den Athem zurückhalten mußte, das Maul aufsperren und ein Hölzchen zwischen die Zähne nehmen sollte, so legten sich die Konvulsionen wieder. Mir aber war der Muth genommen, die Sache weiter zu treiben, indem der Doktor drohte, die ganze Geschichte als einen gottlosen, ausstudirten Betrug an die Regierung nach Konstanz zu berichten, wodurch ich Verdrießlichkeiten bekommen werde, weil man weder bei der Regierung noch bei der Kuria mehr glaubt, daß es Teufelsbesessene geben könne. Ich müßte gewiß mit der Wahrheit den Kürzern ziehen. Auch sagte er, die Kranke sei eine Onanistin, was aber bei meiner darauffolgenden Untersuchung als falsch erfunden wurde(!!). Der Vater nahm die Tochter nach Hause und zahlte den beiden Aerzten in Laufenburg für ihren Aufenthalt von 2 Tagen weniger als 4 Wochen 20 fl. 2 kr.

Die Agatha war also wieder zu Hause. Nach zwei Tagen wollte ich ihr die Beichte abnehmen, allein sie konnte kein Vaterunser beten, den Namen Jesus nicht aussprechen, und ich mußte ganz davon abstehen. Ich berichtete die ganze Geschichte dem Oberamt zu Säckingen und dem Doktor Gretsch von Nollingen. Aber ich wurde nur ausgelacht, weil das Oberamt und der Doktor dafür hielten, es könne keine Besessenen geben. Der Oberamtmann und der Doktor kamen einmal in Geschäften nach Murg und beehrten mich mit einem Besuche, ich sprach von der Person, gerieth aber deßwegen mit Beiden in heißen Streit.

Den 30. Mai führte ich die Person mit den Eltern zu dem

Kapitular, Chorherr Jakob Breche (Bröchin); wir konnten sie nur mit größter Mühe fortbringen, fast alle zehn Schritte fing sie an sich zu sperren; bald kam ihr das Uebel in die Füße, daß sie nicht mehr gehen konnte, oder sie lief ganz stolz und hoffärtig; bald kam das Uebel in die Arme, die sie verdrehte, bald in die Finger, daß sie aufschreien wollte, bald lief der Hals hoch an und das Gesicht war roth und verunstaltet; wo ein Kruzifix stand, da wollte sie nicht vorbei, wo ein Wasser war, da wollte sie durch dasselbe waten, bei der Brücke unter Ober-Säckingen wollte sie den Vater hinunterziehen. Als sie den Pfarrer von Ober-Säckingen von weitem sah, kamen sehr starke Konvulsionen und sie fiel in den Hof hinein. Ich führte sie meist an der Hand und sobald sie nicht mehr gehen konnte, machte ich ihr das heil. Kreuzzeichen auf die Füße und das Uebel wich auf der Stelle, so auch im Angesicht und in den Fingern.

Bei der Probe bei dem Kapitular-Chorherrn wünschte ich alle Geistlichen und Beamten anwesend zu haben, aber es erschienen nur der Kanzleiverwalter Engelberger und sein Sohn, der Syndikus Kiswider und der Doktor. Von der Geistlichkeit war niemand anwesend als der Herr Kaplan Wirtz. Der Doktor erklärte, daß die Krankheit natürlich und die Person histerisch sei; es könne keine geben und es gebe keine vom Teufel Besessene; ja er sagte mehrmals, ihre Teufel sollten in ihn fahren. Nach langem Streiten ging er im Verdruß mit dem Kanzleiverwalter fort. Die Agatha Tröndlin stand ganz ruhig beim Ofen. Nun wollte ich doch eine Probe mit ihr vornehmen. Ich hieß sie niederknieen, das heilige Kreuz machen und ein Vaterunser beten. Sie fiel zur Erde und schlug den Kopf auf den Boden, stund auf und lief ganz hoffärtig und stolz in dem Zimmer herum, so lange wir beteten. Mit dem Gebet ließ das Uebel nach und sie sagte, es sei ihr recht wohl. Ich ließ sie wieder knieen und gebot ihr, das Uebel solle sich an den Fingern zeigen; es geschah sogleich; es solle sich an den Augen zeigen, die Augen wandten sich hin und her; es solle sich an der Zunge zeigen, sie streckte die Zunge weit heraus. Auf das Gebet ließ Alles nach. Wir Alle sahen wohl ein, daß dies nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne, nur der Syndikus blieb ungläubig. Sie konnte das Bildlein nicht küssen, auf dem Jesus am Kreuz abgemalt war. Auf meinen Befehl that sie es und nach wenigen Minuten zerriß sie das Bild. Auf mein Gebot mußte sie solche Stücke



wieder zusammenkleben und küssen. Sie konnte meine Hand nicht küssen; auf meinen Befehl geschah es. Der Chorherr wollte ihr einen geistlichen Trost zusprechen. Schon zeigten sich wieder die Konvulsionen. Alles ging auseinander und die Person konnte ruhig nach Hause gehen.

Zu Hause mußte die Agatha Tröndlin wieder medizinisch behandelt werden, sie nahm während zehn Tagen Mixturen vom Arzte in Säckingen ein, aber nicht der mindeste Effekt wurde verspürt. Indessen war Pfingsten herangekommen und während der Oktave Corporis Christi zeigten sich schreckliche Scenen.

1) Fast jederzeit, so oft Morgens und Abends die Wandlung, der Englische Gruß zu Mittag zum Wettersegen geläutet wurde und Jemand aus dem Hause oder sie selbst beten wollte, so zeigten sich ihre Konvulsionen.

2) Während der Prozession am Fronleichnamstage jauchzte und krähte sie, fing an zu schreien: Alles Beten sei nichts, alles sei hoffärtig und die Ledigen (unverheirathete Leute) seien fast alle von der Unkeuschheit angesteckt.

3) Sie schlug sich selbst mit der Faust an den Kopf, daß sie häufig Blut vergoß; wollte man ihr die Hände halten, so schlug sie den Kopf auf den Boden oder an die Wände.

4) Sie mußte sich oft erbrechen; sie litt den bittersten Hunger, konnte nicht essen; warf das Brod an die Wände und mußte wider ihren Willen den Hühnertrog ausfressen, sogar ausschlecken.

5) Sie sprach von ihren Eltern, wenn sie beteten und vom Pfarrer, er sei ein „Plapperer“. Der Pfarrer thue ihr Alles zu leid; er halte immer bei der großen Frau an.

6) Maria, nannte sie oder vielmehr der Satan, die große Frau.

7) Zuweilen wollte sie beten oder lesen; aber wenn sie eine kurze Zeit gelesen hatte, so zerriß sie das Büchlein. Er (der Satan) treibe sie oft zum Lesen an, damit er Gelegenheit erhalte, ihre Haus- und Gebetbücher zu verzehren. Er hatte schon drei zerstört.

8) Sobald ein Armer kommt, um Almosen zu betteln, so fängt sie an zu wüthen. Einmal fing sie wie ein Postillon an zu schmettern, tanzte, lief hoffärtig, drei Mal hat sie sich in den Bach gestürzt.

9) Sie sagte öfters: Ich bin ein großer Herr, ich fresse keine Erdäpfel mehr.

Ich habe ihr einmal die Traurigkeit und Melancholie durch das heilige Kreuzzeichen vertrieben, ebenso auch das Zahnweh auf der Stelle.

10) Der Satan bläst sie auf einmal auf wie ein Faß, daß sie fast zerbersten mußte. Der Vater befahl dem Satan, im Namen Jesu zu weichen und augenblicklich war die Geschwulst hinweg. Dies ist mehrmals geschehen. Der Satan, der Feind alles Guten, ließ sie nicht einmal einen guten Gedanken hegen, noch viel weniger andächtig beten.

11) Es waren drei ihr befreundete Personen auf Besuch. Einer hatte einen großen Hund bei sich, dem unter der Bank zu fressen gegeben wurde; sie fiel auf die Hundeschüssel los und fraß sie ganz auf.

12) In Gegenwart dieser Freunde fing sie an zu singen, dann zu vespern, wie es in den Städten geschieht, Oktavi Toni mit einigen lateinischen Versen; einmal soll sie eine ganze Vesper mit den Antiphones und Hymnen gesungen haben; aber die Worte konnten oft die Eltern nicht verstehen. Bei dem Beten des Englischen Grußes hörte ich sie zu sich selbst sagen: Du darfst den Englischen Gruß nicht beten, das Beten ist nichts! und schlug sich selbst mit der Faust in's Angesicht und auf den Mund, so daß das Blut hervorquoll.

13) Sie fiel ebenfalls den 22. Juni unter dem Beten ihres Vaters zur Erde, erblaßte, die Augen wurden finster, sie athmete lange nicht mehr, so daß man glauben konnte, sie wäre todt. Sie hörte aber doch ihren Vater Gott um Beistand anrufen und gleich darauf war alles wieder in schönster Ordnung.

14) Ich schickte ihre Mutter nach Säckingen, um ein Büchlein: „Die Theorie oder Gewalt der höllischen Geister“. Sie bemerkte dieses Büchlein, sie wollte es haben, da man es ihr aber nicht zeigte, so schrie sie unaufhörlich: „Das keibe Buch, das ketzerische Buch“. Fast jeden Tag zeigten sich neue Auftritte. Den 26. Juni stürzte sie sich drei Mal in den Bach und lappte Wasser wie ein Hund.

16) Die Eltern, besonders der Stiefvater Jos. Bächle, von Oberwyl gebürtig, waren sehr fromm; er hatte einen großen Glauben, durch den heiligsten Namen Jesu den Satan zum Reden zu zwingen. Den 25. Juni fühlte er sich besonders gestärkt und stellte folgende Fragen an den Satan:

1) Wie lange bist du in der Kreatur?

Die Antwort erfolgte nur auf wiederholte Befehle: Seit 15 Jahren.

2) Wie bist du in diese Kreatur gekommen?
Durch das Wasser.

3) Wie ist dies geschehen?
In des Yhlisloch (Feldbrunnen hinter der Brennerei am Berg). Da Vater und Mutter mit einander zankten und da die Kreatur nicht gesegnet war, da hatte ich die Gewalt, in sie zu fahren.

4) Wo wirst du weichen müssen?
In Einsiedeln.

5) Wer war der Geistliche, der in dir ist?
Er war Pfarrer zu Eglisau; der Offizier und Er waren beständig beisammen und so auch jetzt wieder.

6) Wegen was ist er verdammt?
Wegen der Unkeuschheit.

7) Halte jetzt eine Predigt über die Unzucht.

Nach langer Widersetzlichkeit fing sie an, aus vollem Halse wider die Unzucht zu reden. Wie viele Leute von dieser angesteckt seien, jung und alt, ledig und geheirathet, mit Gedanken und Worten und Werken. Der Vater mußte sie zuletzt schweigen heißen.

Schon bei zehn Tagen hatte sie Mittags nichts gegessen, obschon sie großen Hunger hatte. Auf das Anrathen der Mutter genoß sie drei Löffel voll, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, aber schon bei dem zweiten Mal warf sie den Löffel auf den Boden.

Am 25. Juni wurde sie, nachdem sie sich auf den Tisch gelegt hatte, so hoch erhoben, daß sie auf die Bank hinunterfiel. Nachmittags kroch sie unter die Bank, schloß die Augen, um nur nicht die arme Schneiderin (des Johannsen Lüthy's Wittib), eine stramme Frau, anschauen zu müssen. Die Besessene wollte ihren Bruder, einen Knaben von 18 Jahren, erwürgen; sie sagte, der Bub gehöre ihr, er habe noch nicht recht gebeichtet, worauf er und seine Schwester Marie nach Todtmoos zur Beichte gingen. Die Mutter brachte mit vielem Beschwören von dem Teufel heraus, warum er heute so wüthe? Er bekannte, weil sie so viel Almosen geben, so viel plapperen und dem Pfaff sei er häßig, weil er machen wolle, daß er fort müsse. Der Teufel weinte aus Zorn über den Pfaffen.

Den 29. Juni, am Feste Peter und Paul, hatte der Teufel Ge-

legenheit gefunden, zu Hause fortzukommen. Unter der Opferung im Anfange des Gottesdienstes sprang er in die Kirche. Es entstand eine große Verwirrung. Ich nahm die Person vor den Altar, das Volk mußte drei Vaterunser beten, worauf der Teufel wunderbar pfiff und jauchzte. Ich befahl dem Satan, er solle dem Volke von dem größten Laster predigen. Er predigte von der Hoffart, dieses sei das größte Laster, es regiere in Gedanken, Geberden und in der Kleiderpracht. Ich schickte nun die Person mit dem Vater nach Hause, wo es noch manche Auftritte gab. Sie mußte wieder den Hühnertrog ausschlecken, hoffärtig laufen &c. Auf den Abend hatte sie wieder ein Gebetbuch zur Hand bekommen und zerrissen.

Den 30. Juni, Nachts um 1 Uhr, fing die Agatha wieder an zu brüllen wie ein Stall voll Vieh, bald wie mehrere Hunde, bald wie Geißen. Nachmittags hatte sie gar keine Ruhe.

Den 1. Juli predigte sie zu Haus, was für ein großes Laster die Unzucht sei, wie man sich in diesem Laster versündige, die Ledigen, die Verheiratheten, die Beamten, die Geistlichen; bei den Geistlichen setzte sie aber hinzu „aber nicht alle". Auf den Abend hüpfte sie wie ein Frosch im Zimmer.

Den 3. Juli gingen Keller und Josef Bächli, ihr Stiefvater, nach Säckingen, dem Amte alles anzuzeigen, was seit drei Wochen mit der Person geschehen sei. Allein sie wurden verlacht und alles für Narrheiten gehalten, der Pfarrer und sie wurden dumme, einfältige Leute geheißen. Auf den Abend fing der Teufel an, den Vater auszulachen, daß er nichts ausgerichtet habe. Das Amt verlangte einen Bericht von Doktor Helbling in Laufenburg, der die Person behandelt hatte.

Am Monatssonntag den 6. Juli zerriß sie unter dem Gottesdienst ihre Kleider, entkleidete sich ganz und wollte während der Prozession zum Fenster hinaus, um Lärm zu machen. Der Vater vermochte sie nur mit aller Gewalt zurückzuhalten.

Den 8. Juli fing sie unter der heiligen Messe immer an zu schreien, fast eine halbe Stunde lang, so daß man glaubte, sie werde sterben. Als man mich holte, kroch sie unter die Bettladen, ich kam und stellte ihr das Schreien. Zu Mittagszeit kam ihr der Hoffartsgeist, sie wollte durchaus alle schönen Kleider anziehen und nicht davon abstehen. Als man mich holte, war sie gleich ruhig.

Nachmittags wälzte sie sich unaufhörlich auf dem Boden und konnte



keinen Athem mehr bekommen, sie sah einer Sterbenden ähnlich. Der Vater hielt sie auf dem Boden in den Armen; ich wurde berufen und brachte sie wieder zum Leben und Verstand.

Den 9. Juli Nachmittags wurde sie wieder von Melancholie geplagt, ich kam zu ihr und nahm ihr dieselbe vom Herzen, konnte sie aber nicht zum Reden bringen. Es kam darauf die Rede auf Einsiedeln. Da wurde der Teufel ganz unruhig. Ich gehe nicht zu dem schwarzen Bilde. Da ich aber darauf bestand, fiel er zur Erde, heulte jämmerlich immerfort und sagte: Auch du Pfaff bist schuld daran.

Im Namen der Gemeinde ging Markus Bäumle zu dem Doktor Gertsch nach Säckingen und erzählte ihm alles, allein er wurde nur ausgelacht und alles der Krankheit zugeschrieben.

Den 12. Juli Nachmittags besuchte ich sie wieder. Die Person war wie todt, ganz abgestorben. Wie sie wieder zu sich kam, war sie ganz roth und blau im Angesicht, sie hatte einen Strick um den Hals und wollte sich erwürgen. Gleich löste ich den Strick auf und ihr wurde wieder wohl. Sie mußte essen, ich gab ihr das Essen mit dem Löffel ein, sie zerstreute aber alles auf den Boden. Da schrieb ich auf ein Papier: Du sollst den Boden küssen! Es geschah, jedoch mit starker Gewalt. Der Teufel sagte anfangs: Ich lasse sie nicht essen, da er aber mußte und ich es ihm vorhielt, so schämte er sich vor allen Anwesenden, daß er unter die Bank sich verkriechen wollte.

Am 13., am Schutzengelsonntag, kamen drei besoffene Kerle zu ihr (die Namen thun nichts zur Sache), sie brachten Wein mit sich, die Agatha mußte auch mit trinken. In solcher Gesellschaft war ihr wohl. Diese Kerls redeten von vielen unanständigen Sachen, worüber der Satan sehr erfreut wurde.

Vierzehn Tage fiel nichts Merkwürdiges vor, als daß die Agatha Trönlin öfters stumm war.

Den 25. Juli 1806 schrieb der Pfarrer an den Regierungsrath und Fiscalis Reininger in Freiburg i. B. und stellte ihm die ganze Sache dar. „Die Geschichte ist zwar nicht neu," sagte er in dem Schreiben, „aber doch in gegenwärtiger Zeit sonderbar, da wie bekannt, fast durchgehends eine gegen dieselbe Stimmung herrschet und dadurch manche zu weit getriebene Sätze der neuen Aufklärung widerlegt werden. Sie bestehet aus zwei Berichten, die ich an das Oberamt Säckingen abgegeben und die von da aus mit einem Gegen-

berichte des Doctor medicinal Gretsch ohne mein Wissen und Willen vermuthlich an die medizinische Fakultät nach Freiburg ist überschickt worden.... Täglich entwickelt sich die Sache besser und ich habe keinen Zweifel, daß die ganze Geschichte nicht werde zu Ehren unserer heiligen Religion und der Priesterwürde ausfallen."

Den 26 gab der Pfarrer noch einen Bericht nach Konstanz durch den Konstanzer Wagen ab.

Der 30. Juli war der Agatha böseſter Tag. Sie tobte fürchterlich, drei Mal wollte sie sich erhenken, einmal in den Bach stürzen. Sie wollte durch das Fenster entfliehen, der Vater mußte sehr mit dem Satan kämpfen und wurde übel im Gesicht und an den Händen zerkratzt. Nachmittags ging die Mutter nach Säckingen, um den Pfarrer zu bitten, ihnen doch zu helfen, denn sie könnten den Satan nicht mehr bemeistern. Ich ging in's Haus und sagte dem Satan alle Schandnamen, er kroch aus Scham unter die Bank und rief darunter hervor: Du Hundspfaff! Er mußte aber hervorkommen und zur Strafe den Boden küssen; er that es. Endlich mußte er eine gute Nacht wünschen, er sperrte sich aber gewaltig. Unter dem Englischen Gruß kamen die Konvulsionen wieder.

Den 31. Juli warf die Agatha das gesegnete Brod zum Fenster hinaus und die Speise zu Boden.

Im Monat August fing sie an entsetzlich zu schreien, sie wollte aus dem Hause, zerbrach der Mutter zwei Häfpel, als der Vater Weihwasser auf den Boden spritzte, tanzte sie darum herum, aber nicht auf dem Platze, wo Wasser hingefallen war, er machte einen gesegneten Rauch, die Agatha fiel wie todt nieder. Nachmittags erzählte sie alle Streiche, die sie gemacht hatte und schämte sich. An einem Sonntag gab man ihr einen Wächter, während Vater und Mutter in der Kirche waren. Sie zerriß ihre Kleider und entblößte sich mit den Worten: Ich bin ein Buben-Rölli ꝛc.

Der Vater und Keller mußten auf's Amt Säckingen, wo ihnen angezeigt wurde, daß die Agatha Trönlin nach Freiburg in's Krankenhaus geführt werden müsse. Die Kosten werden theils durch die Gemeinde, theils durch das Land und den Fürsten bestritten. Der Satan fing an zu jubiliren, daß er von dem „Hundspfaffen" wegkomme, der ihm viel zu leid thue.

Den 11. August Nachmittags bekam der Pfarrer folgenden Ver-





weis von der Regierung: „Dem Pfarrer Fischer von Murg aber habe das Oberamt sein ebenso unkluges als in mehrfacher Hinsicht auch ahndungswürdiges Benehmen in dieser Sache nachdrucksamst einstweilen zu vergeben, mit der beigefügten Warnung, daß Er, wenn er sich beigehen lassen sollte, aussichtlich auf diese Geschichte seine Pfarrgenossen in dem von ihm verbreiteten Irrthum zu bestärken, oder sonst was immer für weiteres Aufsehen zu erregen, man sich veranlaßt sehen würde, um so schnellere und ernsthaftere Maßregeln gegen ihn eintreten zu lassen. Auch habe das Oberamt sein Benehmen in der Sache von nun an genau zu beobachten".

„Freiburg, 30. Juli 1806."

Der Pfarrer sagt einfach hiezu: „Wie unverdient dieser Verweis ist, wird jeder Leser selbst einsehen."

Die Agatha Trönlin sollte am Morgen des folgenden Tages abreisen. Ich besuchte sie noch einmal und wünschte ihr Glück auf die Reise. Sie wollte mir die Hand nicht geben und sich nicht bedanken, bis ich dieses dem Satan befahl.

Nach dem Abendläuten war sie hinter dem Tisch, auf einmal stieg ihr der Satan in den Leib, schlug ihr den Kopf zurück und streckte das Maul auf. Es flogen Teufel in den Mund hinein und es gurgelte in den Hals hinunter und sie schloß den Mund. Dieses Maulaufsperren, Hineingehen und Schließen geschah fünf Mal. Nach diesem fing sie an zu wüthen und zu schreien auf ungarisch.

Den 12. August mußte sie auf dem Boden schlafen, in aller Frühe machte der Teufel Lärm zur Abreise; man mußte ihr die schönsten Kleider anziehen. Um 8 Uhr bestieg sie den Wagen mit Jauchzen und mit Freuden. Dann fing sie an über mich zu schimpfen, dieses Schimpfen dauerte fort bis Oeflingen bei Brennet. Bei dem Bade in Säckingen zerriß sie ihre Kleider und warf sie in das Haus hinein. Der Fuhrmann war der Eselsbäuerin Sohn (Kath. Schilling), die Eltern der Agatha mußten ihm täglich 1 fl. geben und ihn frei halten. Vater und Mutter begleiteten die Agatha bis nach Freiburg.

Sobald die Reisenden lutherischen Boden betraten, so wurde die Agatha still, sobald sie aber durch einen katholischen Ort geführt wurden, so litt sie große Konvulsionen und schimpfte auch über einen vorübergehenden Geistlichen.

Als sie in dem Krankenhaus in Freiburg ankam, waren sofort

mehrere Doktoren anwesend, man mußte sie die Treppen hinaufschleppen und mit Mühe brachte man sie in den Saal. Der Vater wurde von den Aerzten gleich abgewiesen und nach Hause geschickt.

Den 16. August erhielt der Pfarrer vom Generalvikar Wessenberg in Konstanz einen Brief, worin er ermahnt wurde, sich in dieser Sache von nun an weder wörtlich noch thunlich einzumischen.

„Ich hielt mich nach Weisung von Konstanz ganz still und es ward in der Pfarrei von der Agatha Trönlin nicht mehr gesprochen; seit ihrer Abreise schien es, als wenn gar jemalen etwas vorgegangen wäre."

Den 14. September erhielt ich von dem Pfarrdekanatsverweser zu Burg einen Brief mit zitternder Hand geschrieben: Die Regierung habe mich der Seelsorge unfähig erklärt und dringe auf meine Entfernung von der Pfarrei.

Noch den nämlichen Tag erhielt ich von dem Generalvikar von Wessenberg vom 9. September datirt einen Brief, daß ich mich ungehorsam gezeigt, indem der Regierung Belege vorliegen, welche beweisen, daß ich nicht aufhöre, die Person als besessen zu behandeln. Wenn ich mich noch einmal in diese Sache mische, so werde ich von der Pfarrei auf eine Kaplanei amovirt und vielleicht gar aus der Gegend geschafft.

Wie betroffen ich durch dieses Schreiben ward, kann sich Jeder leicht vorstellen; ich wußte mich keiner Sache schuldig. Nun fiel mir ein, daß diese Belege keine andern sein können, als das Rekommandationsschreiben, das ich dem Vater der Person bei der Abreise an den Spitalpfarrer übergeben habe. Dieser Brief war den 10. August geschrieben und den 16. bekam ich die Weisung von Konstanz, mich der Sache nicht mehr anzunehmen.

Ich benachrichtigte hievon den Pfarrdekanatsverweser und ebenso schickte ich ihm eine Vertheidigung an den Generalvikar und legte ihm noch eine Bescheinigung von Stiftsvogt Johann Döbeli bei, daß ich mich seit der Abreise der Trönlin gar nicht mehr der Sache angenommen hätte.

Den 13. Oktober schrieb ich an den Oberamtmann in Säckingen, meine Meinung wäre, die Trönlin ein Jahr in Freiburg im Dienst zu lassen und sollte sie auch ohne Lohn dienen müssen, ich anerbiete demjenigen, der sie in Dienst nimmt, monatlich 1 fl. zu geben. Es



sei zu befürchten, daß wenn die Trönlin zurückgeschickt werde, die leidige Geschichte von vorne anfange. Indessen holten die Eltern ihre Tochter schon den 22. November in Freiburg ab, um sie nach Rohr zu einer befreundeten Familie zu bringen. Von Freiburg wurde geschrieben, daß die Person, ohne nur für einen Kreuzer Medizin zu nehmen, durch Furcht und rauhe Worte wieder gesund gemacht worden sei.

Den 14. Dezember wurde mir von der Regierung von Freiburg ein Schreiben zugeschickt, daß ich mich nicht mehr der Sache annehmen dürfe, bei Verlust der Pfarrei und Bezahlung aller Unkosten.

Zwei Tage darauf kam die Agatha Trönlin nach Waldshut in Diensten zu einem Chirurg, den 5. Februar 1807 traf sie aber schon wieder zu Hause ein. Sie habe, sagte sie, freiwillig den Dienst verlassen, sie könne nicht in einem Hause sein, in dem man nichts Geistliches sehe und höre.

Aber schon nach dem ersten Abend zu Hause trat ihr Zustand wieder ein. Es wurde an das Oberamt nach Säckingen Bericht gemacht über ihre Entfernung von Waldshut und ihren gegenwärtigen Zustand. Das Amt in Säckingen verlangte von dem Magistrat in Waldshut ein Zeugniß, wie sich die Trönlin in Waldshut betragen.

Die Agatha Trönlin war nichts weniger als vorher von ihrem Uebel befreit. Alle Erscheinungen kehrten wieder. Ich habe zwar die Person seit der Abreise noch nie gesehen, werde sie auch nicht besuchen, indessen habe ich von ihren Eltern vernommen, daß sie einmal dem Spitalpfarrer allen Spott angethan, denselben einen dummen, einfältigen Pfaffen gescholten, der sich von ihm (dem Teufel) habe blenden lassen, daß er nie etwas vermerkt habe.

Einmal ergriff sie ein Messer und schlug damit der Mutter in's Angesicht; allein die Mutter nahm keinen Schaden und sagte, sie hätte nichts von dem Messer verspürt. Zu einer andern Zeit hatte sie den Vater angegriffen und im Gesicht beschädigt; sie sagte, daß sie oft einen großen Haß gegen Vater und Mutter verspüre und sie nicht mit den Augen sehen könne; ebenso großen Haß hätte sie gegen den Pfarrer.

Den 9. März kam ein Schreiben von der Regierung von Freiburg, wonach die Trönlin dem Doktor Gertsch in Säckingen zur Kur übergeben werden solle und insofern die Krämpfe innerhalb vier

Wochen nicht weichen, sie ohne Weiteres auf Kosten der Gemeinde in das Krankenspital nach Freiburg abgeführt werden solle.

Den 11. März kam der Oberamtmann und der Doktor nach Murg und verordneten, daß sie in das Schulstüblein gebracht werde. Um 4 Uhr bezog sie das Schulstübli und nahm sofort eine Portion Pillen, welche der Doktor mit sich gebracht hatte, blieb aber stumm bis zum 15., wo sie die ganze Messe hindurch wüthete, sich ein blaues Auge schlug und die Morgensuppe verwüstete. Den 16. war die Agatha noch stumm und konnte nicht essen, sie weinte vor Hunger, Nachmittags besuchte sie der Doktor. Als dieser gewahr wurde, wie sie mit dem Essen umginge, wehrte er ihr dies, aber sie warf ihm den Löffel in's Gesicht und wollte ihm die ganze Suppe zuwerfen. Aber man hielt ihr die Hände. Hierauf wollte sie auf den Doktor los, aber sie wurde zurückgehalten. Darnach setzte sie sich auf den Boden und war wie todt. Auf den Abend plagte sie der Satan fürchterlich, sie gab durch Zeichen zu verstehen, daß ihr der Doktor nicht helfen könnte und der Johann Döbeli, ihr Wächter, sagte: Hier kann allein der Herr Pfarrer helfen! Hierauf schrie sie mehrmals: Nein, nein! Den Eltern blutete das Herz, daß ihre Tochter auf diese Art verhungern sollte. Der Stiefvater Josef Bächle ging zu ihr hin. Sobald sie ihn aber sah, sagte sie gleich: Du Stiefhund! Du und der Pfaffenhund! Man holte für sie eine Suppe aus dem Pfarrhof, da erklärte sie, sie wolle keine Pfaffensuppe.

Den 17. entfloh sie im Hemd und Unterrock, wurde aber bald wieder im Hof unter dem Rathhause gefunden.

Den 19., am Josefstage, wurde die Agatha Trönlin zum zweiten Male nach Freiburg abgeführt. Die Kranke blieb immer stumm, konnte zu Mittag essen, nahm aber Morgens und Abends nichts, selbst von ihrem Bruder Fidel wollte sie nichts annehmen.

Den 3. April erhielt ich von dem Ordinariat durch den Pfarrer von Herthen ein Schreiben, worin mir angezeigt wurde, daß der Herr von Drais neuerdings auf meine Entfernung von der Pfarrei dringe.

Auf das Anrathen der Kurie sowohl, als des Pfarrers von Herthen erließ ich am 28. April an den bischöflichen Deputaten und Dekanatsverweser ein Schreiben, worin ich darthat, daß ich die Agatha Trönlin seit dem 12. Dezember v. J. nur einmal und zwar nur von ferne gesehen und die ganze Sache habe auch sich beruhen lassen.

Schon 25 Jahre stehe ich in der Seelsorge, niemals bin ich in solche Fälle verwickelt worden. Ich handelte nach Vorschriften, Regeln und Grundsätzen. Ich dachte: ab esse ad posse volet consequentia.

Sodann geht der Pfarrer auf seine persönlichen Verhältnisse über, auf seine starke Haushaltung, auf seine vielen Mobilien und Geräthschaften, auf seine angekauften Felder, auf seine Baumzucht, auf seine drei Pfarrhäuser, an die er schon 250 fl. verwendete. „Wer wird mir dies vergüten? Zu den Kriegskontributionen habe ich der Gemeinde und dem Kurator über 1000 fl., sowohl in Geld als in Naturalien angelehnt, die sie mir nicht zurückbezahlen können.

„Welcher Aufruhr, welche Unordnung und Verwirrung würde nicht unter den Pfarrgenossen entstehen, deren ganzes Vertrauen ich besitze, wenn meine jählinge Versetzung bekannt würde? Würde nicht die unglückliche Familie der Agatha Trönlin auf's Aeußerste mißhandelt werden? Die Regierung würde sich nur selbst kompromittiren."

Der Pfarrer schließt, namentlich mit Rücksicht auf den bevorstehenden Kirchenbau, mit seiner Entfernung auf eine schickliche Zeit zuzuwarten.

Das Schreiben hatte so viel Erfolg, daß der Pfarrer an seiner Stelle belassen wurde. Auch hatte er keine Gelegenheit mehr, sich mit der Agatha Trönlin zu befassen, denn dieselbe befand sich vom 19. März 1807 bis 6. Oktober 1809 in Freiburg im Breisgau.

Da sich die bekannten Erscheinungen in schwächerem Grade zeigten als zu Hause, wurde die Agatha als Magd in's Zuchthaus verdungen, besonders da sie wohl nähen und spinnen konnte. Wirklich hatte sie in ihrem Dienste mehr Ruhe. Hie und da wurde sie von dem verzweiflungsvollen Gedanken angefochten, sich selbst zu entleiben. Die Eltern besuchten ihre Tochter in ihrem Dienste und vernahmen mit Wohlgefallen, daß man mit ihr zufrieden sei. Die Tochter aber sagte, daß sie mit Micheli den Dienst verlasse und wieder nach Hause zurückkehren werde. Von den übrigen Dienstboten vernahmen die Eltern, daß sie alle Ausflüchte brauchte, um in die heilige Messe zu gehen. Die Agatha bekannte selbst ihren Eltern, daß sie Morgens und Abends nie bete, weder das Kreuz mache, noch zu irgend etwas Geistlichem Lust habe, hingegen zu eiteln Possen, Hoffart und Lustbarkeiten einen großen Hang empfinde.

Wirklich reiste Agatha Trönlin auf Micheli 1809 von Freiburg

ab und kam nach Hause, von Zuchthausverwalter und Spitalpfarrer mit guten Zeugnissen versehen. Aber den unsaubern Gast hatte sie noch im Leibe. Deßhalb beschlossen die Eltern, mit ihrer Tochter nach Einsiedeln zu gehen, vorgebend, ein Bad in der Schweiz zu besuchen.

Den 9. Oktober reisten die Drei ab. Als sie aber am zweiten Tage gegen Einsiedeln kamen, da fing der Teufel wieder an, sich zu regen. Er verkehrte der Agatha die Füße, daß sie hinter sich stunden und so mußte die Tochter mit Gewalt geschleppt werden. Eine Zeit lang fuhr sie in einem Wagen. Da aber der Wagen einen andern Weg nahm, mußte sie wieder zu Fuß gehen. Da wälzte sie sich auf dem Boden, schrie und lärmte, daß sie nicht zu den Pfaffen gehe. Der Teufel schimpfte über die Mutter Gottes, die er nur das „schwarze Bild", das „schwarze Mareili" nannte.

Als die drei Personen näher zum Dorf kamen, wurde das Gebet der Eltern erhört und der Satan schwieg. Die Eltern bezogen ihr Zimmer, das sie gewöhnlich in ihrem Wirthshause einzunehmen pflegten.

Die Nacht hindurch war der Satan sehr unruhig und ließ erst gegen Morgen die Leute zur Ruhe kommen.

Noch am Vorabend zeigte der Vater im Kloster an, was für einen saubern Gast er hier habe und bat, denselben morgen in's Kloster bringen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Als es Tag wurde, wollte die Agatha nicht aufstehen, der unkeusche Teufel zerriß ihr alle Bänder an der Brust und am Fürtuch. Sie mußte in die Kirche geschleppt und von mehrern Männern gehalten werden. Fortwährend schrie sie: „Ich gehe nicht zu der großen Frau!" Als der Lärm im Kloster gehört wurde, kam sogleich der P. Exorcist vor das Portal. Er ging der Agatha entgegen, nahm sie bei der Hand und sie ging wie ein Lamm mit ihm in das bestimmte Zimmer. Hier ließ er sie ausruhen und erforschte von den Eltern ihren Zustand und die vorangegangenen Begebenheiten. Die Agatha aber behauptete, man thue ihr Unrecht, wenn man sie für besessen halte; es sei das alles natürlich, die Professoren in Freiburg hätten es ihr genug gesagt. Da sagte der Pater: sie müsse den Glauben haben, daß ein fremdes wirkendes Wesen in ihr wohne, welches sie dazu angetrieben habe. Allein umsonst. Die Tochter wollte es durchaus nicht glauben.



Da antwortete der Pater: Es könne ihr nicht geholfen werden, da sie den Glauben nicht habe, daß ihr Zustand eine Wirkung des bösen Geistes sei, dem sie innerlich widerstehe. Die Eltern wußten ihres Leides kein Ende, da sie bereits wie abgewiesen waren.

Donnerstag den 12. Oktober hatte die Agatha auf das inbrünstige Gebet ihrer Eltern den Glauben an ihren unglücklichen Zustand erlangt und war der Hülfe getrost. Trotz allem Widerstand des Satans brachte man die Agatha in's Kloster. Als die Eltern mit der Tochter in die Kapelle kamen, um das Bildniß Maria's anzuschauen, sagte der Teufel: er wolle die schwarze Marei nicht sehen, er könne sie nicht leiden. Er lief fort, allein die Eltern nöthigten die Tochter, vorher in der Kirche den Englischen Gruß zu beten. Da wurde die Tochter aufgetrieben und ganz verstellt. Der Vater hielt sie in den Armen, da sie niedersinken wollte. Sie sperrte den Mund auf und zeigte eine brandschwarze Zunge eine Viertelelle lang; am Ende der Zunge zeigte sich eine Röthe, die allmälig das Schwarze verdrängte. Da ließ sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Die Zunge war alsdann ganz rein. Das war die erste Ausfahrt des Teufels.

Nachmittags geschah die zweite auf die nämliche Weise in der Kirche, im Beisein mehrerer Personen und ohne Priester. Sie wurde alsdann von dem Pater in's Zimmer genommen. Da geschah die dritte Ausfahrt, aber langsam und beschwerlich. Sie lag da auf dem Boden wie todt, doch konnte sie dem Pater noch ein Zeichen geben, daß sie alles verstanden habe.

Der Exorcist bemerkte sogleich, daß noch mehr Gäste ihren Leib bewohnten. Er befahl in der Stille dem Teufel, daß er dem Vater für die angethane Schmach abbitten müsse; da stund der Teufel auf und sagte: Das thue ich nicht! Allein er mußte gehorchen. Die Agatha fiel also dem Vater um den Hals und bat ihn wegen der angethanen Unbill um Verzeihung.

Nach einigen Minuten ließ er den Teufel auch die Mutter und den Pfarrer von Murg um Verzeihung bitten, was er mit vielem Widerstreben endlich that. Nun mußte sie sich zur Beichte vorbereiten.

Den 13. Oktober wollte sie selbst mit den Eltern in die Messe. Während der Wandlung fühlte sie eine Aufblähung, ihre Brust wurde ganz aufgetrieben, das Angesicht entstaltet, sie fiel dem Vater in die

Arme und schrie aus vollem Halse. Die vierte Ausfahrt eines Teufels geschah. Es wurde in der Kirche Lärm und der Pater Exorcist wurde eilig herbeigerufen, der die Kranke in ein Zimmer führte. Zu dem Zimmer wurde ebenfalls gebetet und da fuhr der fünfte Teufel durch die schwarze Zunge aus.

Nun sollte die Agatha die heilige Kommunion empfangen. Allein bald zeigte es sich, daß noch mehr böse Geister in ihr waren, die die Oberhand hatten und gegen die der Exorcist nichts ausrichten konnte. Die Agatha hatte wiederum den Glauben verloren. Endlich nach langem Kampfe nahm sie das Sanctissimum mit Ehrerbietung.

Den 14. wurde der sechste böse Geist von dem Exorcisten zum Weichen gebracht, er nahm seine Ausfahrt wie die übrigen durch die schwarze Zunge.

Sie wurde jetzt von dem Exorcisten entlassen, weil ihr Zustand sich so geändert hatte, daß sie ohne Beschwernisse beten konnte und Ruhe hatte. Nachmittags gingen die Eltern, weil es Samstag war, noch einmal in die Kirche, um Gott zu danken. Da wurde ebenfalls eine besessene Person von etwa 20 Stunden weit hergebracht; ihres Uebels wurde sie aber bald erledigt, da sie einen starken Glauben hatte. Bald hierauf sagte die Agatha der Mutter, daß ihr übel werde, sie möchte aufschreien, empfand einen Drang und wirklich wurde sie wie ein Faß aufgetrieben. Es geschah die Ausfahrt des siebenten Teufels.

Die Eltern wußten schon längst, daß acht Teufel in ihrer Tochter wohnten, sie wußten aber nicht, ob schon mehrere Teufel miteinander ausgefahren seien, und da sie nichts Besonderes mehr an ihrer Tochter verspürten und diese den letzten Tag in der Kirche zubringen wollte, so hatten sie gegründete Hoffnung, daß ihre Tochter geheilt sei. Sie reisten von Einsiedeln ab.

Den 17. Oktober kamen alle Drei wieder in Murg an. Noch an dem gleichen Abend um 8 Uhr kam der Vater zu mir, um den erfreulichen Bericht zu vermelden. Die Eltern ersuchten den P. Exorcisten in Einsiedeln, dem Pfarrer in Murg ein Briefchen mitzugeben, was dieser, Philippus Borsinger ist sein Name, auch in einem lateinischen Schreiben that, worin er die Erscheinungen bestätigte, die ihm von Murg aus berichtet worden waren.

Die Agatha Trönlin wurde von Jedermann als ganz befreit



betrachtet, denn sie konnte jetzt mit Andacht beten, jedem Gottesdienst ohne Beschwerniß beiwohnen, sie beichtete sogar dem Pfarrer und empfing das heilige Abendmahl mit Andern. Aber in den Pfarrhof zu kommen, gestattete ich ihr nicht. Die Eltern bemerkten an ihr noch zu viel Eitelkeit, Freude an hoffärtigen Tändeleien, an lustigen Zusammenkünften und unartigen Reden; sie bemerkten ihr leichtfertiges Kreuzmachen, ihr rasches Forteilen aus der Kirche, ihr Augenverdrehen und so trauten sie der Sache nicht gänzlich.

Bei vier Wochen blieb es so. Die Eltern, die sehr tugendsam und gottesfürchtig waren, ließen sich von ihrem Sohn Fidel auf den Abend von der Mutter Gottes vorlesen, die Agatha hörte zu. Auf einmal verzerrte sie den Mund, ihr Angesicht wurde feuerroth, sie schlug auf den Tisch; der Satan redete aus ihr. Jetzt, sagte er, bin ich wegen der großen Frau genöthigt, euch zu offenbaren. Ich bin noch allein da. Meine sieben Kameraden haben fort müssen, ich aber habe auf Verordnung Gottes(!) noch da bleiben dürfen. Ich bin der achte und der Ungläubige. Bevor ich weichen muß, will ich Euch noch viele Qualen anthun.

Die Eltern geriethen in nicht geringen Schrecken; allein sie ließen den Muth nicht sinken. Alle Drei waren entschlossen, gleich den folgenden Tag nach Einsiedeln zu gehen, bevor dieser neue Ausbruch bekannt würde. Es war sehr schlimme und kalte Witterung. Die Abreise fand nicht statt, indem der Teufel in ihr rumorte wie noch nie. Den neuen Ausbruch bei der Trönlin berichtete ich dem P. Philipp nach Einsiedeln, der in einem weitschweifigen Briefe, diesmal deutsch, antwortete und die Eltern und die Agatha einlud, nochmals nach Einsiedeln zu kommen. Der Brief war vom 4. Januar 1810 datirt.

Aber noch war der Agatha Trönlin Zeit noch nicht gekommen. Einige Monate lang mußte sie noch alle Torturen ausstehen, ja sie wurde von dem Erzbösewicht angetrieben, ein Kind, wo sie solches bekommen könnte, zu erdrosseln, damit sie als Kindsmörderin sollte hingerichtet werden. Sie betheuerte nachher, daß es ihr eine erstaunliche Mühe gekostet habe, diesen großen Anfechtungen zu widerstehen. Zwei Tage vor ihrer Entledigung nahm sie die Flucht und lief auf der Straße nach Ober-Säckingen, wo sie ihre Geschwister wieder einholten und heimbrachten.

Es war am grünen Donnerstag (Coena domini), an welchem

Tage von 12 Uhr bis 1 Uhr Mittags vor dem ausgesetzten hochwürdigen Gut eine Betstunde gehalten wurde. Die Agatha sagte ihren Eltern, sie gehe nicht in die Betstunde. Die Eltern ließen ihr die freie Wahl. Da aber die Stunde heranrückte, bekam sie einen innerlichen Trieb und sagte: Ich will in die Betstunde. Sie ging und stellte sich zu hinterst im Glockenhause an die Thüre. Kaum hatte ich nach dem heiligen Segen das Vorbeten angefangen, als in der Kirche ein Lärm entstand. Ich ließ mich nicht stören und fing den ersten Rosenkranz vom heiligen Sakramente des Altars zu beten an, als das Getümmel immer größer und stärker wurde. Ich betete fort den zweiten Rosenkranz mit Vorlesung der Geheimnisse und zuletzt wurde der feierliche Segen gegeben. Erst nach der Betstunde ließ ich mir den Hergang der Sache erzählen:

Sobald der heilige Segen gespendet wurde, stieg der Teufel der Agatha von dem Unterleib auf die Brust, in den Hals und das Angesicht, das feuerroth wurde, der Hals lief auf wie eine große Geschwulst, die Brust schwoll auf; die Agatha schlug mit beiden Armen Alles auf die Seite, wer ihr nahe treten wollte. Einige Männer hatten den Muth, sie zu halten. Dann fing sie an zu zischen und sagte endlich mit verständlicher Stimme: Ich bin wegen meinem Unglauben an dieses große Geheimniß immer und ewig verdammt. Einige Mal streckte sie die Zunge, die sehr braun war, weit heraus und zog sie wieder zurück. Unterdessen betete die ganze Kirche eifrig. Die Agatha lag auf dem Boden, gleich wie in einer Ohnmacht, trotzdem hatte sie ihr volles Bewußtsein. Am Ende des zweitletzten Rosenkranzes zog sie die Zunge zurück und stund auf. Ganz entkräftet sank sie auf eine Bank. Während dieser Ausstreckung der Zunge muß der Teufel sie gläublich verlassen. Denn sie sagte nachher: Jetzt bin ich frei!

Nach einigen Stunden hatte sie sich ganz erholt und die Agatha war wie neugeboren. Aller Haß gegen ihre Eltern und gegen mich, wie überhaupt gegen alles Geistliche war verschwunden. Sie konnte beichten und das heilige Sakrament des Altars ansehen und aussprechen.

„So endete sich, schließt der Pfarrer seinen langathmigen Bericht, die famose und merkwürdige Geschichte, die in Anfangs des Jahres 1806 ihren Anfang nahm und den 19. April 1810 sich schloß. „Für



mich war sie von nicht geringem Nutzen; der Satan hat sich gezeiget, was er ist, und was er liebt und hoffet."

Die Eltern gingen bald darauf mit der Agatha nach Einsiedeln und statteten da ihren Dank ab. Weil aber die Agatha sich nicht genug bewahrte, so hat ein böser Geist, wie dieser solches selbst gestand, die Macht erhalten, sie zu besitzen, der sie nicht zwar öffentlich, doch heimlich öfters hart quälte. Indessen konnte sie dennoch ihren Geschäften nachgehen. Sie ist 77 Jahre alt geworden und Herr Pfarrer Thoma stellte mir eine alte Frau vor, welche sie noch in ihrer Jugend gut gekannt hat.



Der Chaumont bei Neuenburg.

Der Chaumont und der Chasseral, in der Mitte der im Bogen von Genf bis Basel sich erstreckenden Jurakette, bilden eine nach den Seeen von Neuenburg und Biel so selbständig hervortretende Gebirgsgruppe, daß von deren Höhen der Blick sämmtliche Hauptgipfel des Jura umfassen kann.

Zu ihren Füßen liegen die beiden Seeen sammt dem von Murten; weiter hin dehnt sich in einer Länge von ungefähr 400 Kilometern die Kette der Alpen aus, vom Säntis bis zum Montblanc und Salève. Unstreitig das schönste Stück dieses herrlichen Panoramas bilden die Gruppe der Berner-Alpen, sowie die des Montblanc. Bei klarem Wetter vervollständigen die fernsten Gipfel der Walliserkette, Mont Cervin, Dent Blanche, Weißhorn, die zauberische Pracht dieses Anblicks.

Der Chaumont, dessen Ruf als klimatischer Kurort bereits feststeht, zeichnet sich durch die prächtigen Tannenwälder aus, welche seine Abhänge bedecken, auch durch die Beschaffenheit seines Gipfels, welcher eine etwa 12 Kilometer lange, beinahe flache Ebene bildet, auf der überall schöne Aussichtspunkte und liebliche Spaziergänge

sich darbieten. Mit einem Wort, es ist dies ein köstlicher Sommeraufenthalt für ruhebedürftige Personen, die nach Gebirgsluft und großartigen Naturanschauungen verlangen. Der höhere Chasseral dagegen zeigt einen nackten Grat, dessen Nordseite steil abfällt und von wo man gegen Osten hin einer noch weiter reichenden Aussicht genießt. Als besonders fesselnd ist zu erwähnen der Blick durch die Grède das Tobel (Combe-Grède) auf Villeret im St. Immerthal. Die eine der beiden Gebirgsansichten ergänzt die andere und an den Endpunkten derselben liegen zwei wohlbekannte Fremdenhotels, das große Hotel Magglingen und das Hotel Chaumont. Von Chaumont über den Chasseral sind nach Magglingen 8 Stunden Weg.

Nach dem Chaumont gelangt man:

a. Von Neuenburg aus (Paris, Pontarlier, Lyon):

1) Auf der Landstraße: täglich zweimaliger Postdienst, vom 15. Juni bis 15. September. Preis 2 Fr.

2) Für Fußgänger: durch den Seilerweg Eclus-Plan; von Plan aus entweder durch die Roche de l'Ermitage auf der alten Straße und dem Sentier des Poules (Hühnersteig) in 1½—2 Stunden; oder auf dem Fußweg nach Marion (Tête Plumée), schöner Aussichtspunkt; oder endlich von der Pulvermühle aus, wobei man zwei Krümmungen der Poststraße durchschneidet und zuletzt auf derselben vollends hinaufgeht, in 1½ Stunden.

b. Vom Val de Ruz aus:

1) Ueber Fenin Villars und Fenin, Gebirgsweg für Fußgänger, Entfernung 1½ Stunden (Station Hauts Geneveys, Bahn Besançon-Neuenburg);

2) Ueber Savagnier, sei es auf dem alten Weg (1 Stunde), sei es über la Charrière (2 Stunden).

Vom Chaumont zum Chasseral:

Vom Chaumont-Hotel nach La Danse (2 Stunden), von La Danse nach Chauffart (½ Stunden), von hier längs dem Rand des Berges zum Hotel Chasseral (2 Stunden; im Ganzen 4½ Stunden). Vom Chaumont über La Danse nach Lignières (Gasthaus) und Enges und dem Chaumont de Basset (ein Tag). Angenehmer Spaziergang, großentheils im Wald.

Spaziergänge vom Chaumont aus (Entfernung vom Hotel an berechnet):



1) Tour zum großen Signal (1175 Meter), Rückweg von der Seite des Val de Ruz über den Chaumont Hermitte und den Solitaire (3/4 Stunden).

2) Auf die Hochebene des Chaumont gegen Westen bis zu den drei Tannen, von den drei Tannen zum Chaumont Perrin und zurück (2 1/2 bis 3 Stunden).

3) Tour nach Pré Louiset (Morgenansicht), über das blaue Schloß (Château Bleu, erratischer Block), Chaumont Merveilleux, nach Umgehung des östlichen Bergabhanges auf der Seite des Val du Ruz zurückgekehrt, vom Chaumont Coulon aus der Straße folgend (2 Stunden), oder über die Schlucht Combe Conrard, Plane-André und den Solitaire (2 Stunden).

4) Zur „Hölle" (l'Enfer), 30 Minuten vom Hotel über den Chaumont Jeanjaquet; es ist dies eine wirre Masse bemooster Felsen voller Risse und Schründe, auf welchen einige hundertjährige Lindenbäume wachsen, ein geologisches Räthsel.

Näheres ist aus der „Notice sur Chaumont" zu erfahren.

Zum Chasseral geht der Weg:

1) Von Neuenstadt oder Landeron auf dem Fahrweg über Lignières (4 Stunden).

2) Aus dem Val de Ruz über Dombresson, Villiers, Clemezin, Chuffart (3 1/2 Stunden).

3) Von St. Imier her durch la Baillive und la Combe Grède (Combeloch), (3 Stunden).

4) Von Twann (Douanne) aus die Straße durch Lamboing und Diesse nach Nods, von hier ein Fußweg (4 Stunden).

5) Von Magglingen durch die Ebene, Lamboing, Diesse und Nods (4 Stunden).

6) Mit dem Bergwagen von Biel über Orvins, Nods, Lignières zum Chasseral; die Fahrt geschieht zwischen dem Spitzberg und Chasseral oder auch von Orvins nach Lignières über Lamboing.

7) Von Sonvillier nach Schloß d'Erguel, les Pantins und dem Sennhof les Planes, woselbst man oberhalb der Combe Grède wieder den Weg von Saint-Imier erreicht (3 1/2 Stunden).

Sehenswerthe Aussichtsstellen:

Unterwegs zum Chaumont: Tête Plumée, la Roche de l'Ermitage, la Pierre-à-Bot.

Auf dem Chaumont-Berg: Großes Signal, Orientirungstafel, Signal Jeanjaquet, Pré-Louiset, la Crétée und la Combe jenseits des Chaumont Perrin (Blick auf Neuveville, Lignières und Nods). La Dame (Ansicht des Val de Ruz).

Auf dem Chasseral, die Spitze (le Bec) des Chasseral.

Achtet man vom Neuenburger-See her auf die topographische Gestaltung des Chaumont, so fällt Einem ungefähr auf seiner halben Höhe ein horizontaler Strich in's Auge. Dort liegt eine Reihe grüner Thälchen und Hochflächen über einander, von Pierre-à-Bot an, oberhalb der Schluchten des Seyon, bis hinauf zur Hochebene von Magglingen. Nach Süden hin genießt man von mehreren dieser Bergstufen aus hübsche Ansichten, während im Norden der einsame Weg durch Gehölz führt. Die erste dieser Stufen bilden der Crêt des Cassardes und die Roche de l'Ermitage oberhalb Neuenburg. Dahinter liegt der hübsche Weg von Combe à Cervey, welcher nach la Coudre führt. Weiter oben trifft man auch den ebenfalls durch Waldung führenden Weg des Perrolets Saint-Jean, welcher bei der alten Abtei Fontaine-André endigt. Schöne Aussicht. Von hier gelangt man nach la Coudre oder nach Hauterive. Die Tête-Plumée, der die Stadt Neuenburg beherrschende Berg, bildet die interessanteste dieser Stufen; hinter ihr schlängelt sich der Weg de la Chatellenic, welcher sich von der Straße von Fenin bis zum lachenden Voëns-Thal erstreckt, von wo man links nach Enges und zum Sennhof (métairie) Cordel, rechts nach Frochaux, Lignières, Nods, Diesse, Lamboing und Magglingen geht. Nichts Angenehmeres als im Frühjahr oder Sommer den ganzen Tag lang auf diesem Wege durch Waldung zu wandern. Von dem für Archäologen wichtigen Dorfe Cressier kann man am Schloß Cressier vorüber (hübsche Ansicht) nach Frochaux gehen (gutes Wirthshaus), sodann auf der Bec-Straße nach Cornaux oder auch durch das Maley- und Voëns-Thal nach St. Blaise wieder abwärts reisen (2—3 Stunden).

Noch eine Stufe bleibt uns als der schönsten eine zu erwähnen übrig: la Roche de Chatollion.

Der einsame Wanderer, welcher vom Bahnhof in Saint-Blaise her durch die reizende Schlucht la Goulette kommt, sieht sich alsbald von Buchenwaldung umgeben. Nicht lange hernach reckt sich ihm zur Rechten einer Insel ähnlich eine Felsenwand drohend in die Luft;

Das sind die Grandes Roches. Ein Waldpfad durchzieht das Gehölz Meunier und führt ihn an den Fuß einer zweiten Felseninsel, der sich beim Roc endigt. Sich nach links wendend, geht er dieser neuen Wand entlang, bis zum Augenblick, da ein Einschnitt im Felsen den Weg auf die Höhe der Roches de Chatollion gelangen läßt, wo sich seinen Augen plötzlich eine schöne Landschaft und ein herrliches Panorama eröffnen. Manche Archäologen behaupten, an dieser Stelle sei ehemals ein römisches Lager gestanden, was kaum wahrscheinlich ist. Hingegen wäre der Ort für einen Wachtposten vorzüglich gewählt gewesen, der von hier gegen Norden die alte Römerstraße den Chaumont entlang, nach Süden hin die Seeen und die Ziehl überwachen konnte.

Die Gedanken schwingen sich zu jenen uralten Zeiten zurück, da zahlreiche Pfahlbautendörfer die Gestade der Seeen umgaben, und mehr kleine Fahrzeuge deren Spiegel belebten als heutzutage, weil diese Art des Verkehrs noch die leichtere war, und der Blick reißt sich nur zögernd von diesem schönen Landschaftsbilde los.



Die Mahlzeiten der Domherren.

Von Dr. A. Quiquerez. †

Es gibt Wahrheiten, die man allgemein für Fabeln erachten würde, wären sie nicht durch Urkunden erwiesen. Was wir hier erzählen, gehört in diese Zahl und es kann das Erzählte unter die Legenden gerechnet werden, weil es alt und wenig bekannt ist. Im Allgemeinen galten die Chorherren nnd Domherren für gute Esser, was dazu beitrug, ihre Leiber runder zu machen, so daß sie oft in den ohnehin breiten Kirchenstühlen gar nicht Platz hatten.

Einer von ihnen, Grandidier, hat die fabelhaften Vorräthe eines Festtages der Domherren von Straßburg aufgezeichnet, ein anderer die ihrer Amtsbrüder in Basel. Ein Abt von Lützel hat ein Kochbuch hinterlassen zum Gebrauche der Küche des Klosters der Cister-

zienser-Mönche, nach welchen die Jünger des heiligen Bernhard in der Nona auf fünf Mahlzeiten per Tag beschränkt waren und der Abbé Grandidier schrieb konfidentiell an Dom Grappin in Betreff der gastronomischen Dispositionen der Elsäßer Klöster am Ende des vorigen Jahrhunderts folgendes: „Sie finden in den Abteien dieser Provinz wenig Wissen, keine Bibliotheken, aber Gutmüthigkeit und guten Wein. (Revue d'Alsace 1855). Der Chronist Wurstisen von Basel bringt in seinen Kollektaneen eine Charte des Bischofs von Basel, Heinrich von Horburg (1180 bis 1190), die die Regeln des Mahles ordnet, das der Propst jedes Jahr zwei Mal, an Ostern und zu Weihnachten, seinen 24 Domherren zu geben hat. Dieses Mahl dauerte jedes Mal vier Tage und war wahrscheinlich nicht nur dazu bestimmt, die zu diesem Zwecke angehäuften Lebensmittel zu vertilgen, sondern auch zu Anderm.

Wir lassen die Speisekarte folgen. Wir sehen, daß darin das Schwein nach dem Gebrauche der Zeit vorherrscht. Für das Festmahl, das in verschiedenen Abtheilungen gegeben wurde, wurde den 24 Gästen folgendes aufgetragen:

Im Ganzen waren es neun Gänge. 1) Schinken, Schweinsfüße und Schweinskopf, mit Salz oder Gallerte zu genießen. 2) Die Eingeweide des Thieres, Leber, Lunge, Herz 2c., auf neun Arten zubereitet; vier Sorten Würste: Magenwurst, Lungenwurst, Bratwurst und eine vierte Art Inductil (Schübling); ferner Zunge, Filets, Kinnbacken, alles gut gepfeffert. 3) Geräuchertes Rindfleisch auf einer Platte Kohl. 4) Fetter und magerer Speck, gut gepfeffert. 5) Schweinsbraten auf dem Rost zubereitet. 6) Ein Wildschweinkeiler. 7) Nochmals Speck mit starker Senfsauce. 8) Hirse mit Eiern, Milch oder Schweinsblut zubereitet. 9) Schweinskeulen (Schüfeli) mit Speck gespickt.

Die Festtage der Weihnachten konnten auch auf Fasttage fallen; für diesen Fall hatte der weise Bischof schon vorgesorgt und Fische statt der Schweinskost auf die Tafel verordnet. Salm in Gallerte oder Salzbrühe; mit Senf eingemachte Stockfische; Forellen in saurer Sauce, Hecht mit Pfeffer; gebackene Albelen; in Oel gesottene Salmen oder Salmen in Pfeffer; Waffeln oder Hippen, verschiedene Früchte; drei Pfund gewöhnliches Brod und ein Klosterwecken (panis claustralis). Des Abends aß man eine Brodsuppe, ein halbes Huhn, denn lange



Zeit galt das Huhn für eine Fastenspeise, endlich Backwerk und Früchte.

Um dies alles hinunter zu schwemmen, gewährte der Bischof jedem Chorherrn einen Stauf (staupus, großen Becher) rothen Schiltberger und ein Viertelmaß gewürzten Wein.

Zum Abendessen wurde den Domherren zwei Stauf alten Weines vorgesetzt und noch ein Viertel Klaretwein oder mit Ingwer gewürzten Wein. Nachdem so die Herren die Geburt Christi oder die Auferstehung des Herrn gefeiert hatten, gingen sie schlafen.

Es scheint, daß der kluge Bischof den Schlagfluß nicht vorgesehen hatte oder diese Fälle kamen seltener vor als jetzt, aber auch die Fähigkeit des Vertilgens und Verdauens war zu damaliger Zeit größer als in unsern Tagen. Das wußte der Bischof wohl, sonst hätte er nicht eine so große Menge Fleisch- und Fischwaaren zum Verspeisen vorgeschrieben.

Diese kanonialen Essen waren aber nicht das einzige Privilegium der Dom- und Chorherren von Basel und Straßburg. Ihre Amtsbrüder von Moutier-Grandval und St. Ursanne hatten auch ihre Festzeit, woran man noch einige Anhaltspunkte in ihren Archiven findet.

Der Propst von Grandval, wie diejenigen von Basel und Straßburg werden gehalten, jedem Domherrn am Ostertage im Chore der Kirche zwei Flaschen Wein und zwei Kuchen (Chavons) austheilen zu lassen, während die Kapitularen einen Kantus auf die Auferstehung anstimmten. Das Kapitel von St. Ursanne hatte in seinem Vermögen bedeutende Verluste erlitten, indem der Bischof von Basel ihm und Grandval eine Prärogative nach der andern entzog, sodaß sie die hohe Gerechtigkeit in ihrem Gebiete nicht mehr ausübten. Ueber die Geräthschaften, die zu diesen Zwecken dienten, wuchs Moos im Hofe des Klosters. Man bewilligte den Herren nur noch ihre umfangreichen Waldungen und das Recht, in ihnen jagen zu dürfen und zu fischen im Doubs, der unter ihren Mauern vorbeifloß.

Trotz diesen Verkürzungen und Benachtheiligungen von Seiten des Bischofs galt eine Präbende von St. Ursanne noch so viel, daß mancher Familienvater sich für seinen Jüngsten um sie bewarb. Man hatte die beste Küche, man war Jäger und Fischer zugleich; man war sein eigener Küfer und die fünf Mahlzeiten per Tag waren auch nicht

zu verachten. Man frühstückte um 8 Uhr, man speiste zu Mittag von 11 bis 1 Uhr, man nahm das Vesperbrod um 4 Uhr, aß zu Nacht zwischen 7 Uhr und 9 Uhr und den Nachttrunk nahm man um 10 Uhr. Es war dies Glühwein und leichtes Backwerk, um den Schlaf nicht zu stören und um den andern Tag wieder beginnen zu können. Das hieß man leben um zu essen.



Das Kadettenkorps von Aarau.

In seinem interessanten Buche „Unsere Kadetten, Beiträge zur Geschichte des Kadettenkorps von Aarau“, gibt G. Schmidt-Hagnauer (Verlag von Müller u. Komp. in Aarau) eine anziehende Geschichte des Kadettenkorps von Aarau, der wir Folgendes entnehmen:

Die Gründung des Korps geht bis in's Jahr 1789 zurück. Es ist zwar aus Chroniken und Aufzeichnungen des Stadtschreibers Saxer von Aarau erwiesen, daß die Stadt schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Spießen und Armbrusten bewaffnete Knaben hatte, welche von Zeit zu Zeit bei Jugendfesten und Besuchen der benachbarten befreundeten Städte ausrückten. Bekannt ist jenes Jugendfest vom Jahre 1551, an welchem die Knaben von Brugg und Bremgarten, sowie die Räthe und Burger von Aarburg, Olten, Zofingen, die Edeln von Hallwyl und die benachbarten Landvögte Theil nahmen. Noch ältere Nachrichten über bewaffnete Knabenschaaren bringt uns der Geschichtschreiber Tschudi beim Empfang des Kaisers Sigismund in Bern im Jahre 1414. Er sagt hierüber: „Und da er nun hereinkam, waren geordnet bei 500 Knaben unter 16 Jahre alt. Denen hat man zubereitet das Reichsbanner, das trug ein michler Knab, und die andern Knab hat jeglicher des Reichs Adler auf Papier in einem Schild gemalet und in einem Schäpeli auf seinem Haupt. Dieselben empfingen des ersten den König und knieeten für ihn nieder allzumal. Das gefiel dem König sehr wohl und er sprach zu den Herren, die mit ihm ritten: „Da wachst uns eine neue Welt!“

Wenn auch diese Nachrichten aus frühern Jahrhunderten, denen noch manche ähnliche Ueberlieferungen sich beifügen ließen, beweisen, wie die alten Eidgenossen schon, diese ruhmbedeckten, siegsgewohnten Krieger, den hohen Werth jugendlicher Waffenübungen und kriegerischer Spiele anerkannten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß von eigentlichen organisirten Jugendwehren keine Rede sein kann. Und wer möchte sich wundern, daß im 17. und 18. Jahrhundert, als Nationalgefühl und Volksfreiheit kaum mehr dem Namen nach bekannt waren, die spezifisch republikanische Einrichtung der Jugendwehr keinen Raum fand.

Es war den Bürgern der kleinen aber regsamen Munizipalstadt Aarau vorbehalten, den ersten Schritt zu thun und ihrer Zeit Jahrzehnte vorauseilend, ein militärisch organisirtes Kadettenkorps zu errichten, das mit der gedeihlichen Entwicklung und der zielbewußten Hebung unseres eidgenössischen Wehrwesens Schritt gehalten hat und heute noch, nach 100 Jahren, der Stolz und die Freude jedes Bürgers geworden ist.

Es war den 6. Februar 1789, als der Rath der Stadt Aarau für gut befand, etwa 12 leichte Gewehre aus dem Zeughaus für junge Knaben abnehmen und zurecht machen zu lassen, welches dem alt-Kleinweibel Rothpletz als Trüllmeister zu veranlassen aufgetragen wurde. Am 19. August gleichen Jahres wurde im Spital ein Platz zur Aufbewahrung der Flinten und des Lederzeuges angewiesen. Zur Anschaffung von 50 weitern neuen Gewehren schenkte Vater Meyer die nöthigen Fonds. *

Das Korps zählte von Anfang an 80 Knaben, wovon ungefähr die Hälfte mit wirklichen Gewehren bewaffnet war, die andere Hälfte mit hölzernen. Die Oberleitung wurde dem Oberlieutenant Benedikt Häffig, Wirth zum „Wildenmann" übertragen, dem sodann noch zwei Trüllmeister begegeben wurden. Im November 1790 wurden dann durch den Tambourmajor Häffig noch zwei Tambouren „abgerichtet".

Die Uniform bestand in einem langen, grünen, bis auf die

* Vater Johann Rudolf Meyer von Aarau, geb. 15. Februar 1739, gest. 12. September 1813, war überhaupt ein gemeinnütziger und wohlthätiger Mann. Durch seine Mitwirkung namentlich kam die Kantonsschule zu Stande. Durch ihn entstand der große Meyer'sche Schweizeratlas, entstanden die 136 Volkstrachten der Schweiz in Oel gemalt von Maler Reinhard in Luzern. Viele wohlthätige Anstalten zeugen von seinem Einwirken.

Waden gehenden Rock mit rothen Aufschlägen, kurzen Nankinghosen, weißen Strümpfen, schwarzen Kamaschen und einem dreieckigen Hut mit rothem Pompon.

Im Jahre 1790 versammelte sich in Aarau die helvetische Militärgesellschaft, bei welchem Anlasse das Korps zu deren Ehren unter die Waffen trat und vor deren Augen militärische Evolutionen ausführte, welche zur allgemeinen Befriedigung ausfielen. Die Gesellschaft schenkte dem Korps eine neue Fahne, welche heute noch wohl erhalten ist.

Die Revolutionsstürme scheinen nicht ohne Einwirkung auf das Korps geblieben zu sein, indem dasselbe zum Schutz der Stadt unter die Waffen trat, mit scharfen Patronen versehen wurde, und sogar einige Flintenschüsse mit dem Feinde gewechselt haben soll.

Im Jahre 1802 wurden die Schüler der neugegründeten Kantonsschule dem Korps einverleibt und sind bis heute bei demselben verblieben. Waffen und Munition lieferte die Stadt, die Bekleidung war dagegen Sache jedes Einzelnen.

Im Jahre 1814 fand der erste größere Kadettenzusammenzug in Aarau statt, an welchem die Korps von Brugg, Lenzburg, Zofingen und Zürich Theil nahmen. Am Maienzug-Manöver 1816 nahm eine Abtheilung Kanoniere mit 2 Vierpfünder-Kanonen Theil. Im Jahre 1817 fand wegen der Theuerung kein Maienzug statt, dagegen 1818 und 1819. Der Stadtrath ließ in diesem Jahre die Kanonen neu umgießen und lafettiren. Anno 1822 trennen sich die Kantonsschüler von den übrigen Kadetten und bilden ein eigenes Korps. An die Versammlung der Kulturgesellschaft in Schinznach am 12. September 1822 sandte der Stadtrath das Korps per Schiff auf der Aare ab und ließ die Kadetten dort einige Evolutionen ausführen. Am eidg. Schützenfest anno 1824 paradirte das Korps beim Anfange des Schießens und führte einige Manöver auf dem Schachen aus. Im Jahre 1832 wird eine andere Bekleidung angenommen, die Bärenmütze der Grenadiere wird abgeschafft und ein Tschakko eingeführt. Die Artillerie und die Voltigeure behalten die bisherige Bekleidung und Kopfbedeckung. Die Infanterie (blaue, grüne und gelbe) wird mit neuen Tschakko's versehen. Im Jahre 1833 wird aus den von den Töchtern der Stadt zusammengeschossenen Geldern eine neue Kadettenfahne angeschafft. Nach dem Bericht des Rathsherrn Oelhafen muß das Lager der Kadetten vom 17. bis 19. Juli 1833 recht anmuthig

gewesen sein. Zu dem Kadettenfeste von 1836 rückten die Korps von Brugg, Lenzburg und Zofingen ein und waren die Manöver sehr interessant. Im Jahre 1837 wurde ein neues Reglement für das Korps ausgearbeitet. Schon seit einigen Jahren wurden neben dem Jugendfest zwei Paraden ausgeführt, die jeweilen sehr gelungene Manöver darboten. Anno 1839 wurde das Kadettenfest in Zofingen besucht und war die Aufnahme daselbst sehr herzlich. Theilnahmen ferner die Kadetten von Lenzburg und Brugg. Die Zahl sämmtlicher Kadetten betrug 600. Am 19., 20. und 21. Juli 1842 war ein großes Kadettenfest in Brugg. Aarau, Aarburg, Lenzburg und Zofingen nahmen daran Theil und wurden die Tage festlich begangen. Im Jahre 1843 fand kein Jugendfest statt, weil die Stadt durch den Einsturz der Aarebrücke in schweren Schaden gekommen war. Das Jahr 1844 brachte der Grenadierkompagnie eine neue Kopfbedeckung. Der Bestand des Korps belief sich auf 253 Mann. Zu einer Exkursion am 10. September 1845 wurden die Kadetten von Olten und Aarburg eingeladen. Eine detaillirte Beschreibung des Festes von Lenzburg vom 24. Juli 1846 gibt der „Schweizerbote". An diesem Feste nahmen Theil die Korps von Rheinfelden, Zurzach, Baden, Brugg, Aarau, Reinach, Schöftland, Zofingen, Aarburg und Lenzburg, etwa 1000 Mann. Auf das Fest hin wurde die Anschaffung von Pistongewehren und die Umänderung der Steinschloßgewehre beschlossen. Im Jahre 1849 wurde das Korps dem General Düfour vorgeführt, der große Freude darüber bezeugte. Am 11., 12. und 13. August 1851 fand wieder ein großes Fest in Baden statt, an dem die Korps von Aarau, Baden und Winterthur Theil nahmen und anno 1856 im September ein solches in Zürich, an welchem Aarau mit 273 Kadetten beiwohnte, im Ganzen 2205 Mann mit 9 Geschützen. Im Jahre 1861 wurde das ganze Korps in eine einzige Kompagnie, bestehend aus 3 Pelotons verschmolzen. Die Epauletten wurden abgeschafft, das weiße Lederzeug und die Kopfbedeckung einstweilen noch beibehalten.

Von 1867 an sind keine Protokolle mehr geführt worden, obwohl während dieser Zeit bis 1889 erhebliche Neuerungen, sowohl in der Bewaffnung als Uniformirung durchgeführt wurden.



Das Geschlecht der Fäsch zu Basel.

Aus dem Fäsch'schen Familienbuch.

Von **F. A. Stocker.**

Das Geschlecht der Fäsch zu Basel ist von jeher zu den ältesten und berühmtesten gezählt worden. Laut den alten Kanzleiverzeichnissen wurden zuerst 1404 die Fäsch erwähnt und dann 1409 bei der Einnahme des Schlosses Istein wird das Geschlecht in's Bürgerrecht aufgenommen. Ihr erster Wohnsitz zu Basel war das alterthümliche Haus neben dem St. Antönier-Hof an der Rheingasse der kleinen Stadt. Am Schlußstein des Hausthürgestells befand sich das Wappen der Fäsch in Stein gehauen und ist nunmehr in der Wohnung des verstorbenen Hrn. E. Fäsch-Kaufmann, St. Leonhardsgraben Nr. 10, zum Neuhof eingemauert.

Die ersten Fäsch betrieben während des ganzen 15. Jahrhunderts den Steinmetzen- und Zieglerberuf; ein Fäsch war ein geschickter Arbeiter an dem viel bewunderten Kirchthurm zu Thann, ein anderer hat am hiesigen Münsterthurm gearbeitet.

Das eigentliche Ansehen des Geschlechts schreibt sich aber erst von dem Goldschmied Rudolf Fäsch her, der 1544 zum Rathsherrn ernannt, 1552 an den König von Frankreich abgesandt wurde und 1563 vom Kaiser Ferdinand I. bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Basel nebst mehreren andern hervorragenden Bürgern mit einem Adelsbriefe beschenkt worden.

Dieser Rathsherr Rudolf Fäsch ist der Stammhalter sämmtlicher jetzt noch existirenden Fäsch in Basel, die sich von ihm her in zwei Hauptlinien theilten. Von dem ältern Sohne Remigius stammt der Kardinal ab und der größere Theil der Fäsch. Remigius wurde ebenfalls Rathsherr, später Bürgermeister und versah 1586 eine Gesandtschaft an den König von Frankreich. Noch angesehener und als der wirkliche Glanzpunkt dieses Geschlechts erscheint dessen Sohn, Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch (geb. 1572, gest. 1659), einer der bedeutendsten schweizerischen Staatsmänner seiner Zeit, der mehr als

hundert Gesandtschaften und Konferenzen beigewohnt hat. Er starb als der reichste Mann von Basel und was noch mehr ist, mit dem Ruhme einer der gemeinnützigsten und freigebigsten ihrer Bürger zu sein, wie er dies durch verschiedene Stiftungen kund gegeben.

Vom dritten Sohne des Bürgermeisters Hans Rudolf stammen ab die heute noch lebenden Fäsch von Genf und Rendsburg.

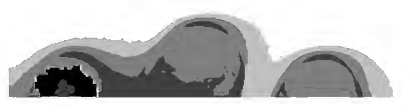
Das Geschlecht Fäsch zählt nach dem Familienbuch über 500 Namen.

Heinzmann und Burkhard Fäsch waren die Ersten dieses Geschlechts, welche 1404 in Basel vorkommen. Es scheint zwar nicht, daß sie Brüder gewesen sind, sondern weit eher nahe Anverwandte. Laut andern Nachrichten zwar waren sie Brüder und Söhne jenes Heinzmann Fäsch, der sich 1386 in der Schlacht bei Sempach ausgezeichnet hatte. Die beiden Fäsch waren bei der Gesellschaft zum Baum (nachher zum Greifen) im mindern Basel gesellschaftsgenössig gewesen.

Im Jahre 1419 wurde Hans Bäsch auf der Zunft zum „Bären" eingeschrieben; ob dies ein Abkömmling eines der beiden ersten Fäsch gewesen, ist nicht zu ermitteln. Ferner findet sich, daß im Jahr 1460 Jakob Bäsch das Zunftrecht zum „Bären" erneuert hat, er war wahrscheinlich des vorigen Hansen Sohn.

Im Jahr 1438 zeigt ein altes Zunftbuch zu Spinnwettern an, daß Claus oder Cleve Bäsch, ein Steinmetz allda, Zunftbruder gewesen sei. Er war derjenige, der am Kirchthurm zu Thann gearbeitet hat. Er hinterließ zwei Söhne, Romey (Remigius) und Merlin und eine Tochter. Romey war im Jahre 1488 als Steinmetz am Fünfergericht, ward 1491 Meister zu Spinnwettern und hat beim Bau des kleinen Münsterthurms mitgewirkt. Merlin war 1494 Sechser zu Spinnwettern, kam darauf in's Gericht und starb 1498.

Romey hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Von diesen ist nur der zweite Sohn, Paulus, bemerkenswerth; er hatte Anna Hoffmann zur Ehe, sie war des Rathsherrn Jakob Hoffmann zum „Tanz" Schwester; als Parlier (Meistergesell) war er 1503 beim Aufbau des kleinen Münsterthurms angestellt, wo sein Vater Romey Werkmeister war. Er erhielt von seiner Frau zwei Söhne und eine Tochter. Der eine Sohn, Hans Rudolf, schrieb sich von nun an Fäsch und war der schon erwähnte Goldschmied.



Hans Rudolf Fäsch war 1510 geboren, heirathete 1529 die Tochter des Stadtschultheißen Anton Glaser, Namens Anna, und zeugte mit ihr 12 Kinder. (Im Besitz des verstorbenen Herrn E. Fäsch-Kaufmann oder seiner Erben befindet sich noch ein Oelgemälde, welches den Goldschmied Fäsch, mit zehn Kindern am Tische sitzend, darstellt.) Im Jahre 1554 ward er Meister zum „Bären". Er hatte viele Fähigkeiten, war wohl beredt und mehrerer Sprachen kundig; 1552 sandte ihn der Rath mit einigen andern Standesgliedern zu Heinrich II. von Frankreich, der mit seiner Armee im untern Elsaß lag, um anzuhalten, daß er die dem Hause Oesterreich angehörende Markgrafschaft Ober-Elsaß nicht überfallen wolle, daran der Eidgenossenschaft viel gelegen war. Von 1553—1560 war er Landvogt zu Waldenburg, sodann kam er wieder in den Rath und auf seine Bitten erhielt sein Sohn Hans Rudolf die Landvogtei. Zu Anfang des Jahres 1563 sandte ihn der Rath mit noch einigen Abgeordneten zu Kaiser Ferdinand I., bei diesem Anlaß beschenkte ihn der Kaiser, wie schon früher erwähnt wurde, mit einem Adelsbrief. (Das Original des Briefes liegt im Staatsarchiv. Kopien besitzen die Fäsch in Genf und Rendsburg, das Fideikommiß und die Erben des Hrn. E. Fäsch-Kaufmann.)

Nach seines Sohnes Hans Rudolf's Tod wurde er zum Landvogt auf Waldenburg gewählt, er wurde aber bald daselbst krank; wieder nach Basel gebracht, starb er am 2. September 1564 in seinem Hause zum „Fuchs" auf dem Fischmarkt und liegt zu St. Peter begraben. Seine Wittwe lebte noch 15 Jahre und starb 1578 und liegt bei ihrem Eheherrn im Grab.

Von den 12 Kindern heirathete Elisabeth (geb. 1534) den Ezechiel Korger und übernahm mit ihm die Wirthschaft zum „Wildenmann". Sebastian (geb. 1543) war 1584 Fähnrich unter Hauptmann Balthasar Irmy und sodann 1589 unter Johann Spirer auf dem Zuge nach Frankreich, in welchem er gestorben ist. Paulus (geb. 1545) war Fähnrich in der königlichen Garde in Paris und starb daselbst. Ursula (geb. 1552) soll eine der schönsten Jungfrauen in Basel gewesen sein; sie heirathete einen Wittwer Ulrich Coccius, genannt Essig, Dr. und Professor der Theologie und Pfarrer zu St. Peter; da sie 20 Jahre alt war, als sie den 46jährigen Theologen heirathete, mußte sie allerhand Scherzreden über sich ergehen lassen.

Hans Rudolf war der zweite Sohn von Hans Rudolf und Anna Glaser (geb. 1532), ward 1560 Landvogt auf Waldenburg, starb daselbst 1564 und liegt in der Kirche zu Oberdorf begraben.

Von den vier Söhnen und vier Töchtern des Vorigen verdienen nur folgende hervorgehoben zu werden: Sebastian, geb. 1556, ein Goldschmied und Juwelier wie sein Großvater, zog mit seinem Bruder Hans Rudolf auf die Wanderschaft nach Breslau, wo sie 1579 Bürger wurden und sich lange Zeit bei einem Basler, Eucharius Rieher, des Rathsherrn Georg Rieher's Bruder, aufgehalten, der dem Sebastian auch seine Tochter Hedwig zur Frau gab. Er starb 1601.

Sebastian hatte 8 Kinder, der älteste Sohn Sebastian war Goldarbeiter, wie der Vater, der zweitälteste, Johannes, geb. 1582, war Doktor beider Rechte und starb ledig den 10. Januar 1645 als Advokat zu Breslau. Eine auf ihn geprägte Schaumünze beweist, daß er als Gelehrter in Breslau in großem Ansehen gestanden ist. (Haller, schweiz. Münz- und Medaillenkabinet I. S. 125.)

Jeremias, jüngster Sohn und 12. Kind von Landvogt Hans Rudolf und Anna Glaser (geb. 1554) trieb in jüngern Jahren den Goldschmiedeberuf, ward 1613 Meister zum „Bären", 1619 Landvogt auf Homburg und zeugte mit Anna Koch, des Stadtschreibers Tochter, 14 Kinder. Er besaß das Haus zum Effringen an der Schneidergasse.

Jeremias, Sohn von Hans Kaspar, Landvogt zu Homburg (geb. 1634), studirte die Jura, ward kaiserlich geschworner Notar und Sechser zu Rebleuten. Er ließ sich auch als Advokat zu verschiedenen Prozessen gebrauchen und hat sich den nicht sehr ehrenvollen Beinamen „Fluch-Fäsch" erworben.

Remigius, siebentes Kind oder dritter Sohn von Landvogt Hans Rudolf und Anna Glaser, ward geboren am 6. Februar 1541 und starb am 22. Dezember 1610. Er kam schon im 32. Jahre in den kleinen Rath, war 1573 und 1577 Gesandter über's Gebirg (in's Tessin), 1579 besuchte er die Tagsatzung zu Baden; 1585 wurde er mit dem Rathsherrn Jakob Hoffmann an die katholischen Kantone abgesandt, um den Borromäischen Bund zu hintertreiben, ihre Bemühungen waren aber bekanntlich fruchtlos. Im Jahre 1586 war er Mitgesandter zum König Heinrich III. in Frankreich; 1589 ging er mit dem Rathsherrn Jakob Oberriedt nach Bern, um Genf mit

dem Haus Savoyen zu vergleichen. Im Jahre 1594 wurde er Oberstzunftmeister und 1602 Bürgermeister. Als solcher bewohnte er den Reischacher-Hof auf dem Münsterplatz. Er hat sich drei Mal verheirathet. In erster Ehe heirathete er 1562 Anna Wachter von Mülhausen, die ihm das Wirthshaus zur „Krone" zubrachte. In zweiter Ehe nahm er die Wittwe Rosa Beck, die Tochter des Joh. Jakob Beck, Schaffner zu St. Alban, in dritter Ehe heirathete er 1576 Frau Rosa Irmy, Wittwe von Jakob Rüdin, des Oberstzunftmeisters Sohn und Tochter des Obersten Niklaus Irmy. Er hatte aus zwei Ehen 8 Kinder erzeugt.

Aus der zweiten Ehe mit Rosina Beck ging Johann Jakob, J. U. D. und Professor, geb. am 4. Oktober 1570, gest. am 17. Februar 1652, hervor. Er studirte die Rechte, reiste zum Besuch der Universitäten nach Italien und Frankreich, diente als Dolmetsch bei der durch Bürgermeister Hornlocher zu König Heinrich IV. von Frankreich nach Lyon ausgeführten Gesandtschaftsreise. Er ward bald darauf Doktor beider Rechte und Professor. Während seinen 50 Amtsjahren hat er 230 Doktoren und 35 Licentiaten promovirt. Er war sehr wohlthätig und hat dies durch verschiedene Stiftungen bekundet. Fäsch heirathete 1602 Anna Maria Bauhin, des berühmten Professors Kaspar Bauhin Tochter und zeugte mit ihr 6 Kinder. Er starb 81 Jahre und 4½ Monate alt und liegt im Münster begraben. Theodor Zwinger hielt ihm die Leichenrede.

Johann Jakob, Sohn des vorigen, geb. den 5. August 1610, ward 1634 J. U. D. und 1637 Professor. Er war ein geschickter junger Mann und feiner Jurist, hat sich aber bei der Führung eines Prozesses, den er für den ausgetretenen Storchenwirth Ringler führte, sehr vergangen. Er radirte in seinem Hauptaktenstück ein Wort so geschickt aus, daß der Richter nur aus Zufall darauf verfiel. Er wurde verhaftet, bekannte aber vor dem Gericht der Sieben nichts; wurde daher vom Spalenthurm in den Wasserthurm gelegt und mit Wasser und Brod bewirthet, was ihm nicht sehr gefiel. Fäsch gestand deßhalb seinen Fehler ein und wurde am 18. August 1647 aus Stadt und Land verwiesen. Er ging nach Mülhausen, erlangte aber im folgenden Jahre wieder die Gnade, nach Basel zurückzukehren. Als er von Mülhausen wegritt, wurde er unterwegs von seinem Pferde so übel geschlagen, daß er gleich nach seinem Eintritt in Basel den

19. September 1648 an der Verletzung starb. Er wurde im Münster neben seinem Großvater, dem Bürgermeister Remigius, begraben.

Hans Rudolf ist das dritte Kind von Bürgermeister Remigius Fäsch und Rosa Beck und wurde geboren am 18. Oktober 1572. Er widmete sich anfänglich der Kaufmannschaft und erwarb sich genugsam Kenntnisse der französischen und italienischen Sprache, ließ sich neben seinen besondern Faktoreien und Speditonsgeschäften mit Blasius Pollizari zum Salmen in ein Seidengewerbe ein. Da aber Pollizari 1602 in die niederländischen Kriege zog, führte er die Handlung für sich einzig fort. Indessen vermehrten sich die Condotta-Geschäfte bei ihm täglich mehr, er übertrug daher 1606 das Seidengewerbe dem Niklaus Bischoff und lieh ihm noch den Laden für 60 fl. jährlich; drei Jahre nachher verkaufte er ihm das Haus für 4500 fl. und zog in den Liechtenstein gegenüber der Brodlaube, welches Haus er an der Fallimentsgant von Hans Reyer um 2650 fl., obwohl es nicht ganz ausgebaut war, erkauft hatte. 1621 kaufte er noch Hof und Stallung gegen den Fischmarkt dazu und 1628 das Haus zum Steg um 1160 fl. Er kaufte das Haus zum Effringen an der Schneidergasse und ließ es umbauen; er kaufte das Haus zum schönen Keller, worin eine Buchdruckerei war und das er neu einrichten ließ. Auf dem St. Petersplatz ließ er das von seinen Eltern ererbte Gartenhaus neu aufbauen und zu einer Wohnung einrichten, welches seither zu einem Fideikommiß geworden ist. Er renovirte sein Haus zum Delphin hinter dem Münster und richtete die beiden Häuser zur Klayen auf dem Kornmarkt und das daneben gelegene zum schwarzen Stern am Rindermarkt zu Wohnungen ein. Das adelige Zunfthaus zum Seufzen war ihm ebenfalls an Zahlungsstatt zugefallen, er verkaufte es der Stadt zu einem Ehegerichtsgebände. So weit seine Liegenschaften.

Was seine Person betrifft, so war er 1606 Sechser zum Bären, 1609—1619 Gerichtsherr der größern Stadt, 1619 Rathsherr, 1621 Gesandter über's Gebirg, zum Herzog von Lothringen nach Nancy und zu den Tagleistungen nach Zürich und wurde auch Dreizehnerherr. Im Jahre 1622 reiste er mit Jakob Burkhardt zu einer Zusammenkunft nach Lindau, wegen Angelegenheiten der drei Bünde mit Oesterreich. Ungesucht erhielt er die höchsten Ehrenstellen. Er wurde 1630 Oberstzunftmeister und 1636 Bürgermeister. Als Oberst-



zunftmeister hatte er sich in der ganzen Schweiz Ehre und Achtung erworben, namentlich dadurch, daß er einen Span zwischen den katholischen Orten und Zürich durch ein Kraftwort löste, wofür ihm Zürich eine goldene Kette von 100 Dublonen an Gewicht schenkte.

Im September 1594 heirathete er die reiche Anna Gebweiler von der Burg Lörrach; diese Ehe war sehr fruchtbar, sie zeugten mit einander 16 Kinder, und seine Nachkommen bestunden bei seinem Absterben aus 131 Personen.

Bürgermeister Fäsch starb am 7. Mai 1659, 86½ Jahre alt und liegt im Münster begraben. Er vergabte 2280 fl. zu gemeinnützigen Zwecken, worunter 300 fl. auf das Haus zum Effringen zu Kleidung armer Schüler in der lateinischen Schule verlegt wurden.

Seine Verlassenschaft wird auf 242,400 fl. angesetzt, eine für die damalige Zeit fürstliche Summe. Darunter figuriren 20,000 fl. an Silber und Silbergeschirr; 5000 fl. an Kleinodien; 28,000 fl. an Häusern; 40,000 fl. an guten Gülten; 60,000 fl. an zweifelhaften Gülten, mehrentheils auf fremde Herren und Fürsten; 89,040 fl. an dem, was seine Kinder zum Voraus vor der Theilung bekommen haben.

Emanuel, das zweite Kind dritter Ehe von Bürgermeister Remigius, heirathete in zweiter Ehe Magdalena Securia Gebweiler, eine Tochter des Junkers Petermann Gebweiler und der Martha von Athenis in Lörrach. Diese Eheleute haben lange Zeit das Weiherhaus Klein-Gundoldingen (das mittlere Gundoldingen) besessen.

Das erste Kind von Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch hieß Remigius, geb. am 12. Mai 1595. Remigius studirte Jurisprudenz, machte viele Reisen durch Frankreich und Italien, ward 1630 Professor an der Universität, ferner herzogl. württembergischer und Baden-Durlachscher Rath und ward in verwickelten Sachen und Rechtshändeln von mehreren Fürsten und Herren zu Rath gezogen. Auch ist er der Stifter des Fäsch'schen Museums auf dem Petersplatz. Er unterhielt mit vielen Alterthumsforschern einen interessanten Briefwechsel. Der berühmte Carolus Patinus kam während seines Aufenthalts in Basel mit ihm in genaue Bekanntschaft und holte noch von Padua aus manchmal den Rath des Prof. Fäsch ein. Fäsch starb unverheirathet am 1. März 1667 im Alter von 71 Jahren und 9 Monaten.

Im Stiftungsbrief des Fäsch'schen Museums heißt es (24. Februar 1667): „Sonderbare Verordnung, wie es mit meinem obigen Museo oder Cabinet, darinnen meine Bibliotheca und andere kostbare Sachen, so ich mit großer Mühe, Sorgfalt und Unkosten in 30 und mehr Jahren zusammengelegt habe, gehalten werden solle."

In der ersten Bestimmung verordnete er, daß die gedachte Bibliothek und die übrigen Sachen, wie sie sich in verschiedenen Gemächern auf dem Petersplatz befinden, ungetrennt beisammen bleiben sollen sammt dem Haus, in dem sie aufbewahrt sind.

Für das andere war des Testators Wille, daß sein Bruder, Dr. Christoph dasselbe soll in Verwaltung haben und auf sein Absterben hin, sein Sohn Sebastian ihm in der Verwaltung folgen solle, falls er den Grad eines Dr. juris erlangen sollte. Es mußte immer ein Doktor beider Rechte der Verwalter des Hauses und der Sammlungen sein. Sollte dieser Fall eintreten, das kein Fäsch diesen Grad erhalten würde, so fallen Bibliothek und Kabinet der Universität anheim.

Nun waren Verwalter des Museums:

Dr. jur.	Christoph, des Stifters Bruder	von	1667—1683,
"	Sebastian, dessen Sohn	"	1683—1712,
"	Andreas, Sebastians Sohn	"	1712—1750,
"	Andreas, Andreas Sohn	"	1750—1772.

Letzterer starb 1772 ledigen Standes. Damals fand sich Keiner vom Fäsch'schen Namen, der einen Grad in der Rechtswissenschaft erlangt hatte, als Emanuel, des Lohnherrn Lukas Sohn, der Stadtschreiber in Liestal war, der aber dieses einträgliche Amt nicht niederlegen und in das Haus am Petersplatze ziehen wollte. Er schlug daher seinen Bruder Lukas als Stellvertreter vor. Dagegen erhob aber die Universität, der das Kabinet und die Bibliothek zufiel, im Falle kein Fäsch zur Verwaltung vorhanden war, Ansprüche. Während man sich darob zankte, benützte ein Dritter die Zwischenzeit, um sich als Prätendent für dieses Fideikommiß aufzuwerfen: Prof. Dr. jur. Andreas Weiß, dessen Mutter aus der Familie Fäsch stammte. In Folge der verschiedenen Ansprachen kam die Sache vor den Rath und nach langem Prozessiren lautete das Urtheil dahin, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, wo die Universität das Gut beanspruchen könne, somit verblieb die Besorgung in den Händen der Familie Fäsch.

Deputat Lukas Fäsch gelangte schließlich nach drei Jahren zur Verwaltung des Museums; er besaß dieselbe bis 1799. In den Zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts kam endlich die Fäsch'sche Stiftung an die Universität und das Museum, da nach dem Wortlaute des Testators damals kein Dr. juris in der Familie war. Die Basler Bildergallerie weist theilweise kostbare Gemälde und Handzeichnungen von Holbein auf, die aus dem Fäsch'schen Kabinette stammen: Hans Holbein der jüngere, Doppelbild des Bürgermeisters Meyer zum Hasen 2c. Das Kabinet enthielt ferner eine treffliche Sammlung von Kupferstichen und ein kostbares Medaillenkabinet.

Von den übrigen 16 Kindern des Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch erwähnen wir außer dem schon genannten Remigius noch folgende: Johann Jakob, geb. 1598, der sich in Metz und Frankfurt zum Kaufmann ausbildete und nachdem er noch zwei Jahre in Italien gewesen, 1619 in die väterliche Handlung eintrat. Er wurde 1630 Sechser zum Bären, 1637 Gerichtsherr der mindern Stadt. Im Jahr 1625 verehelichte er sich mit Magaretha Ryff, der Tochter des Besitzers von Groß-Gundoldingen. Aus der Ehe, welche nur drei Jahre dauerte, gingen zwei Töchter hervor. Im Jahre 1631 verehelichte er sich zum zweiten Male mit Marie Hagenbach, die ihm sieben Söhne und sechs Töchter gebar. Er starb den 1. Oktober 1677 im Alter von 79 Jahren und 5 Monaten und hinterließ außer den meistens an ihn s. Z. übergegangenen Häusern seines Vaters noch folgende Liegenschaften: das Haus „zum Berner“ an der untern Freien Straße, welches er bewohnt hatte; das Haus „zum schwarzen Stern“; eine Salmenwaage bei der Hardt, ferner eine Mahlmühle in Allschwyl nebst verschiedenen dazu gehörenden Matten und Aeckern, und die Kornschütte „zum kalten Keller“.

Hans Rudolf und Emanuel, Zwillinge, geb. 24. Mai 1602. Ersterer studirte Jura und reiste viel. Dann beschäftigte er sich einige Zeit mit dem Buchhandel und der Buchdruckerei. Im Jahr 1620 verheirathete er sich mit Katharina Liechtenhan, die Ehe blieb kinderlos. Er wurde Sechser zum Schlüssel und Gerichtsherr, 1652 Landvogt zu Mendrisio, 1654 Stadtgerichtsvogt, welche Stelle er bis zu seinem Tod, am 26. Januar 1672, behielt. Dieselbe wurde nachher aufgehoben, bezw. mit dem Stadtschultheißenamt vereinigt. Sein Zwillingsbruder Emanuel war übel gewachsen und hinkte, was ihn

aber nicht hinderte, ansehnliche Reisen durch Frankreich und Italien als Kaufmann zu unternehmen. Aus seiner 1628 mit Elisabeth Bischoff geschlossenen Ehe entsprossen ein Sohn und zwei Töchter, von welchen Kindern jedoch der Sohn im fünften Jahre und eine Tochter schon im ersten Jahre starb. Er selbst folgte diesen zwei Kindern bald nach, indem er nur 34 Jahre alt, am 17. Juni 1636 verschied. Alle drei liegen beisammen zu St. Peter begraben.

Wernhard, der Stammvater des Kardinals Jos. Fäsch, war geboren den 10. Februar 1605 und starb den 16. Januar 1670. Er war Schaffner zu St. Alban, und Zunftmeister zu Schmieden. Seine erste Ehefrau war Barbara Werenfels, die zweite Salomea Wirth, gewesene Wittwe des Josias Brodtbeck. Aus beiden Ehen gingen im Ganzen 10 Kinder, 5 Söhne und 5 Töchter, hervor.

Jeremias, geb. am 24. November 1606, bereiste in seiner Jugend als Handwerker Italien, Deutschland und die Niederlande und soll unter der sächsischen Leibgarde Lieutenant gewesen sein. Nach seiner Rückkehr heirathete er eine Tochter des Burgundischen Kaufmannes Passavant, der sich der Religion wegen hieher geflüchtet und das Bürgerrecht erworben hatte. Im Jahr 1647 wurde Jeremias Landvogt auf Ramstein, zog sich aber später das Mißtrauen seiner Amtsangehörigen zu, wurde bald nach dem Bauernaufstande 1653 eines Amtsfehlers beschuldigt; er mußte dafür vor dem Rathe Abbitte leisten, erhielt eine Strafe von drei Mark Silber und mußte den Bauern das zu viel abgenommene Soldatengeld wieder zurückgeben. Er starb 1672 im Alter von 66 Jahren.

Albrecht, geb. 1610, begab sich mit 20 Jahren in Kriegsdienste; 1632 war er als schwedischer Cornet vor Nürnberg. Im Jahre 1635 verehelichte er sich mit Margretha Merian. Albrecht Fäsch hatte einen scharfen Verstand, viel Muth und Erfahrenheit, er war Sechser zu Safran und Kriegskommissär im Bauernaufruhr anno 1653. Sodann wurde er an den französischen Hof gesandt, um die Aufrechthaltung der Privilegien, welche die Manufakturartikel der schweizerischen Kaufleute in Frankreich laut frühern Verträgen genossen hatten, zu bewirken, aber trotz seiner Bemühungen war das Resultat nicht so glücklich, wie man gehofft hatte. Er starb ohne Nachkommen am 5. August 1663.

Hans Rudolf, drittes Kind von Jeremias, Landvogt zu Ram-

stein, wurde geboren den 26. Dezember 1630, studirte anfänglich die Theologie, ward S. M. C., dankte aber wegen zu leiser Stimme vom Predigtamt ab, ward 1672 Rathsredner und Rathhausknecht. Kurz vor seinem Absterben ereigneten sich die bekannten burgerlichen Unruhen von 1691, bei welchen den 2. Mai die Bürger bei gesessenem Rath das Rathhaus sperrten und die Rathsherren nicht herausließen, so daß sie bis 2 Uhr im Rathhaus verbleiben mußten und sich vom Rathhausknecht mit Wein und Brod bedienen ließen.

Hans Rudolf, drittes Kind des Vorigen, studirte die Jura, ward 1680 J. U. L., trat im Jahre 1698 in Markgräflich Baden-Durlach'sche Dienste, erstlich als Rath und Agent, nachher als Hofrath. Im Jahre 1715 wurde er vom Markgrafen an den französischen Hof gesandt und gleichzeitig erhielt er Anträge vom Churfürst von Trier und vom Herzog von Württemberg; 1732 war er württembergischer Geheimer Rath und Vizepräsident der Regierung zu Mömpelgard bis 1735, während Mömpelgard noch im Besitz von Württemberg war. Im Jahre 1736 schickte ihn der Herzog von Württemberg wiederum als Minister an den französischen Hof, wo er Anlaß hatte, mit Ritter Schaub, den er von Basel her kannte, seiner Vaterstadt in Bezug auf den Kleinhüninger Lachshandel nützliche Dienste zu leisten. Er blieb bis 1750 am Hofe in Stuttgart. Seinen Lebensabend verbrachte er in Basel, wo er 83 Jahre alt am 21. August 1751 starb.

Johann Rudolf, fünftes Kind von Sensal Jeremias Fäsch, wurde geb. den 6. April 1680. Er zeichnete sich frühzeitig durch seine Talente im Ingenieurfach aus und kam nacheinander in köngl. polnische und churfürstlich sächsische Dienste, ward Oberst des Ingenieur-Korps und Ritter des Ordens pour le mérite. Er starb in Dresden den 1. November 1749 in seinem 69. Altersjahre und hat neun Schriften und Werke über das Ingenieur- und Kriegsfach hinterlassen.

Sein Sohn Georg Rudolf (den 7. September 1715 geboren), war sächsischer Generalmajor, Ritter des St. Heinrich-Ordens und Chef des Ingenieurkorps, er starb ohne Kinder und ist zu Possendorf, wohin Klein-Kardorf eingepfarrt ist, begraben. Dort war seine Gattin, die Wittwe Sulzbergerin Erblehen- und Gerichtsfrau. Er hat, gleich seinem Vater, sechs Werke hinterlassen, meist militärischen Inhalts.

Christoph, J. U. D., war geboren am 8. August 1611. Nachdem er bedeutende literarische Reisen gemacht und den Doktorhut erworben, wurde er an der Universität Basel zum Professor der Logik und Geschichte ernannt. Er bewohnte als Verwalter der Fäschischen Sammlung das Haus auf dem Petersplatz. Im Jahre 1643 verehlichte er sich mit Katharina Günzer, die schon zum zweiten Male Wittwe war. Sie gebar ihm drei Söhne und drei Töchter und starb im Jahr 1684, nachdem der Ehegatte ihr nicht ganz ein Jahr vorher im Tode vorausgegangen war.

Sebastian, viertes Kind von Professor Christoph Fäsch, geb. den 6. Juli 1647, studirte Jura und war, wie sein Oheim Remigius, ein großer Liebhaber und Kenner von Alterthümern und Münzen. Er reiste in dieser Absicht in's Ausland und gerieth dadurch mit Gelehrten und berühmten Männern in Bekanntschaft. So kam er mit Patin zusammen. Auf einem Besuche Patin's in Padua wurde Sebastian sofort einhellig zum Mitgliede der Academia Recuperatorium aufgenommen, bei welchem Anlasse er eine Rede in lateinischer und griechischer Sprache hielt und welche das Lob der Republik Venedig zum Gegenstand hatte.

Von da reiste Sebastian Fäsch nach Rom, wo er alte Münzen sammelte. Heimgekehrt nach Basel, nahm er den Doktortitel, ward 1681 Professor Instit. und 1695 Professor Cod. et Juris Feud., Stadt-Syndikus und 1706 Stadtschreiber. Er heirathete, nachdem er mit Juditha Stupanus ein aufgehobenes Eheversprechen mit 100 Reichsthaler Strafe bezahlt hatte, Anna Maria Winkelblech, zeugte mit ihr fünf Töchter und einen Sohn und starb am 27. Mai 1712.

Eine Tochter von ihm, Anna Maria, geb. 1691, heirathete den J. U. L. Emanuel Weiß, Oberschreiber im Spital. Einer ihrer Söhne, der Dr. jur. Andreas Weiß, ist eben der Prätendent zum Fäsch'schen Fideikommiß (s. S. 248).

Andreas, der einzige Sohn des Stadtschreibers Sebastian, geb. den 2. April 1695, studirte die Jura, wurde 1713 Registrator, 1723 Rathssubstitut, 1744 Landvogt auf Farnsburg. Von seinen fünf Kindern, von denen drei Andreas hießen, studirte der letzte Andreas die Rechtswissenschaft, war 1768 Landvogt auf Homburg, wo er 1772 starb. Er war ein geschickter Mann, großer Freund der Landwirtschaft, weßhalb er auf seinem Gute Dietichsperg im obern



Baselbiet viele ökonomische Versuche und Verbesserungen machte. Er war der letzte der Branche, so das Fideikommißhaus auf dem Petersplatz bewohnte. Nach dessen Absterben fiel dasselbe an die Universität.

Sebastian, geb. den 14. März 1613, lernte den Buchhandel und heirathete 1635 Margretha Beck, Tochter des Rathsherrn Beck an der Streitgasse, der in Folge des 30jährigen Krieges hieher gezogen und Bürger geworden war. Im Jahre 1640 verließ Sebastian den Buchhandel, wurde Schaffner im Karthaus und später Sechser zu Weinleuten. Er starb am 30. Juni 1655 und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, nachdem ihm schon vorher drei Kinder theils früh gestorben, theils todt geboren wurden.

Hans Rudolf, des vorigen Sohn, geb. den 5. Juli 1644, war St. Bläsischer Amtmann, Rathsherr zu Weinleuten, Dreizehner und später Dreierherr. Er wohnte zum „Silberberg" in Kleinbasel und war dreimal verehlicht. Im Jahr 1697 war er mit Zunftmeister Hans Balthasar Burckhardt, Gesandter nach Schaffhausen in Sachen des Mißvergnügens der dortigen Bürgerschaft gegen ihren Bürgermeister Holländer und dessen Korrespondenz, die er mit dem kaiserlichen Hof geführt haben soll, behufs Rücklosung einiger dem Kanton Schaffhausen auf Wiederlösung verkaufter Ortschaften. Er starb am 24. August 1709.

Johann Rudolf, geb. 1651, ward Wirth zum „Schwanen", lernte die Profession eines Secklers, reiste von 1670—1675 durch ganz Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Preußen, Schweden &c., heirathete nach beendigter Wanderschaft 1676 Ursula Falkeisen, die Tochter des infolge seines Bibelprozesses ungerechter Weise enthaupteten Buchhändlers Theodor Falkeisen.

Johann Ludwig, das jüngste Kind des Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch, geb. den 13. September 1619, in einer Frohnfastennacht, war also ein sog. Frohnfastenkind; ob es die Gaben besessen, welche solchen Kindern nach dem Volksglauben zugeschrieben werden, ist in der Familienchronik nicht erwähnt. Fäsch war Besitzer des Fäschischen Gartens auf dem Petersplatz, wo sein Vater eine Wohnung bauen ließ und stiftete dieselbe zu einem Familiensitz für seine Nachkommen. 1674 wurde er Meister zu Spinnwettern. Im Jahre 1641 verehelichte er sich mit Sara Burckhardt, die ihm 13 Kinder gebar. Er hatte verschiedene Deputationen Namens des hiesigen

Standes verrichtet, im Jahr 1676 war er Gesandter zum Ennetbürgischen Syndikat. Zur Errichtung eines Waisenhauses spendete er sowohl bei Lebzeiten als auch im Testament erhebliche Beiträge. Er starb den 28. Juli 1683 im Alter von 63½ Jahren und seine Wittwe folgte ihm am 23. Dezember 1686. Von den hinterlassenen Söhnen kamen drei in den Kleinen Rath.

Johann Ludwig, der jüngste Sohn von Rathsherr Wernhard Fäsch und Margaretha Battir, geb. 12. Februar 1739, ward Magister, hatte aber das besondere Talent, Personen, die er nur flüchtig gesehen, vollkommen ähnlich zu zeichnen, was ihn zur Karrikatur führte. Er ging nach Paris, konnte es aber, trotzdem er bei einem geschickten Maler war, in dieser Kunst nicht weit bringen. Er erwarb sich mehrere Jahre lang seinen Unterhalt durch mit Wasserfarben äußerst treffend gemalte Bildnisse berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen der Pariser Theater, wodurch er eine große Berühmtheit erlangte. Das Stück Portrait verkaufte er zu 6 Franken, in Folge dessen er von der Pariser Welt „Le peintre à six francs“ betitelt wurde.

Zwei Mal ging er nach London, wo er nicht weniger Beifall fand und den berühmten Schauspieler Garick viele hundert Male in allen seinen verschiedenen Rollen malte. Er war selbst ein großer Schauspielfreund und daher auch seine meisten Stücke Theaterhelden vorstellten. Er prägte sich die Personen, gleichviel ob sie in der Kirche oder an andern öffentlichen Orten waren, so fest in's Gedächtniß, daß er nach seiner Zurückkunft in seine Wohnung deren Bild mit größter Genauigkeit und Aehnlichkeit zeichnen und malen konnte. Er ward in seinem Zimmer im Jahre 1778 todt gefunden, der Schlag hatte ihn ohne Zweifel getroffen.

Johann Rudolf, geb. 20. Oktober 1758, studirte die Jurisprudenz und war zugleich ein geschickter und beredter Sachwalter in Prozessen; 1790 wurde er Rathschreiber, 1796 Stadtschreiber, 1798 Mitglied der provisorischen Nationalversammlung und im gleichen Jahr Mitglied der Verwaltungskammer des Kantons und bezog im Oktober das Fäsch'sche Fideikommiß auf dem Petersplatz. 1802 wurde er Professor an der Universität.

Von den vielen Frauen, die in dieser Aufzählung bemerkenswerth wären, wollen wir nur eine hervorheben, da sie die Großmutter von Peter Ochs ist: Sibilla, das achte Kind von Albrecht Fäsch,



Rathsherrn zu Schmieden, geb. 1654. Sibilla wurde den 30. Dezember 1696 geboren, heirathete Friedrich Ochs, den Kaufmann und starb den 10. Dezember 1780. Sie hatten zwei Kinder, einen Sohn, Albrecht, der die Tochter von Peter His, des berühmten Bankiers in Hamburg, geheirathet hatte. Von diesem sind zwei Kinder: Dr. Peter Ochs, Stadtschreiber, ferner Sibilla Luisa, Ehefrau von Baron de Dietrich, 1790 Maire von Straßburg, Mineninspektor, als Schriftsteller bekannt, den Jakobinern verdächtig gemacht und in Paris guillotinirt.

Johann Jakob, Großsohn von Gerichtsherrn Johann Jakob und Margaretha Ryff, geb. den 30. August 1638, studirte die Jura, machte verschiedene literarische Reisen, hielt sich bei 8 Monaten in Bologna auf, ging das Jahr darauf nach Speyer, um sich beim kaiserlichen Kammergericht in der juristischen Praxis zu üben, studirte darauf in Heidelberg, kam 1666 nach Basel zurück, wo ihm die Rathschreiberstelle angetragen wurde. Im Jahr 1669 wurde er Stadtschreiber und zu verschiedenen Gesandtschaften verwendet. Er bewohnte von 1668 bis 1678 das Haus zum „Lichtenstein". Von seiner Frau Ursula, Tochter des Bürgermeisters Andreas Burkhardt, hatte er 12 Kinder.

Johann Rudolf, fünftes Kind von Wagmeister Emanuel und Kleopha Hummel, geb. den 11. Juni 1715, erlernte die Kaufmannschaft in Mülhausen, reiste 1733 zu seinem Oheim Isak, dem nachherigen Gouverneur von Curaçao, nach Amsterdam, ging 1734 nach Turin zu seinem Bruder Emanuel, reiste durch Frankreich und England und ließ sich schließlich in Amsterdam nieder, wo er vom König von Preußen zu seinem Agenten ernannt wurde, welchen Posten er bei 11 Jahre bekleidete. Er ging 1749 nach Berlin, wo ihm das Departement über die Kommerz- und Fabriksachen bei dem Generaldirektorium der Finanzverwaltung aufgetragen wurde, welches Departement er 27 Jahre führte. Nach Basel zurückgekehrt, verlebte er 10 Jahre hier und starb den 24. April 1785.

Sein einziger Sohn Johann David, geb. 1747, war preußischer geh. Kriegs- und Domainenrath und lebte in Berlin.

Das sechste Kind von Wagmeister Emanuel, Isak, machte Reisen als Kaufmann in der Türkei und in Griechenland, reiste dann, nach etwelchem Aufenthalte in Asterdam, zu seinem Onkel Isak nach Curaçao, etablirte sich dort und heirathete 1743 eine Kreolin, Namens

Eleonora Martin; die sämmtlichen Kinder starben frühzeitig, wie auch ihre Mutter. Er betrieb eine große Handelschaft, bereiste Santa Fé, Porto Bello, Carthagena und viele amerikanische Inseln und erwarb sich großen Reichthum, den er aber in Folge verschwenderischer Freigebigkeit wieder verlor; endlich kam er nach Europa zurück und starb 1785 in Kolmar.

Der sechste Sohn von Wagmeister Emanuel, Johannes, wurde 1725 geboren, etablirte sich als Kaufmann in Amsterdam und zog sich dann nach Basel zurück, um den erworbenen Reichthum zu genießen. Er bewohnte den Seidenhof.

Sein Sohn Emanuel, geb. 1753, war Kaufmann und ein äußerst liebenswürdiger und sehr wohl unterrichteter Mann, der 1835 starb. Er war ein Kunst- und Antiquitätenfreund. Namentlich hielt er alles an sich, was von Fäsch'schen Geschlechtern stammte, insbesondere besaß er eine schöne Sammlung Pretiosen, Silbersachen und Fäsch'sche Alterthümer, Portraits und Familienbilder.

Johann Jakob, das zehnte Kind von Wagmeister Emanuel, geb. den 18. Mai 1732, widmete sich anfänglich der Handelschaft, versuchte es einige Zeit mit dem Kriegsdienste, erhielt eine Lieutenantsstelle in seines Bruders Emanuel Kompagnie. Nachdem 1751 das Regiment Hirzel abgedankt und die Offiziere pensionirt worden, ergriff er neuerdings den kaufmännischen Stand und ließ sich in Amsterdam nieder. Im Jahr 1771 kehrte er nach Basel zurück, ward 1780 Rathsherr und stürzte sich in einem Anfall von Schwermuth am 3. August 1796, Morgens zwischen 10 und 11 Uhr vom Seidenhof aus in den Rhein. Sein Körper wurde erst am 23. August bei Klein-Kembs aufgefunden und begraben.

Von den zehn Kindern des Wagmeisters Emanuel und der Kleopha Hummel starben zwei in der Jugend; ein Sohn ertrank im Rhein, die übrigen Söhne wurden alles tüchtige Kaufleute oder Soldaten.

Isak, das zwölfte Kind von Stadtschreiber Johann Jakob und Ursula Burkhardt, geb. den 6. September 1687, lernte die Handelschaft, nahm französischen Sold und wurde Aide-Major unter Marschall de Bouffleur in Lille, als diese Stadt durch Prinz Eugen hart belagert und erobert wurde. Prinz Eugen ernannte ihn zu seinem Generaladjutanten. Darauf wurde er Major in einem

holländischen Regiment, das nach dem Utrechter Frieden 1713 wieder abgedankt wurde. Fäsch ging nach Amsterdam zu seinem Bruder Johann Rudolf. In dem 1720 vorgefallenen Mississippi-Geschäft verlor er beinahe sein ganzes Vermögen. Im Jahre 1736 wurde er von den Generalstaaten zum Gouverneur der Insel St. Eustache ernannt, wohin er sich am 17. Dezember mit seinem Sekretär J. G. Hoffmann von Basel verfügte. Auf der Reise dahin geriethen sie unter spanische Freibeuter, welche sie ganz ausplünderten und 14 Tage irreführten. In der neuen Stellung blieb er bis an sein Lebensende (13. Oktober 1758), allgemein beliebt.

Noch zweier Männer wollen wir gedenken, des Johann Jakob Fäsch, Notarius und Dr. juris, geb. den 8. Januar 1778, gest. den 5. April 1852 im 74. Altersjahre. Er wurde im Jahre 1798 zum Kanzlisten auf dem Rathhaus ernannt. Später trat er in das Büreau des Regierungsstatthalters Dr. J. J. Schmid als dritter Schreiber ein. In Folge der französischen Revolution und der Säkularisation des Klosters St. Blasien verlor er die Anwartschaft auf die vom Fürstabt von St. Blasien ihm bereits zugesagte Amtmannsstelle, welche mit der Wohnung im St. Blasierhof in Klein-Basel bei 200 Jahre auf der Fäsch'schen Familie beruht hatte. Im August 1799 wurde er zum Herbergsmeister gewählt, welche Stelle er bis zu seinem Tode, während 53 Jahren bekleidete, wo dann unter Aufhebung der Stelle die Armenherberge aus den viele Jahrhunderte alten Lokalitäten an der Herbergsgasse in die Liegenschaft des Spitals verlegt wurde. Im September 1821 erlangte Fäsch auf der Universität Freiburg den juridischen Doktorgrad und war von 1836 an bis zu seinem Tode Kassier des Fäsch'schen Familienlegates. Aus seinen zwei Ehen gingen 9 Kinder hervor.

Der zweite Mann, dessen wir gedenken wollen, der durch seinen Bienenfleiß es ermöglicht hat, ein so vollständiges Familienbuch, wie es mir vorliegt, zu erstellen, ist Ludwig Eduard Fäsch, geb. den 9. Oktober 1837, Sohn des letzten Herbergmeisters; er widmete sich, wie viele seiner Vorfahren, dem Kaufmannsstande, ging nach vollendeter Lehre nach Frankreich (Roquemaure und Marseille) und übernahm 1862 ein Weingeschäft unter der Firma Dietschy, Fäsch u. Komp. zum Neuhof (St. Leonhardsgraben 10).

Er verehelichte sich 1866 mit Elisabeth Kaufmann, aus welcher Ehe drei Kinder hervorgingen. Ein Hirnschlag machte seinem Leben frühzeitig ein Ende. Er war ein fleißiger und reeller Kaufmann und ein politisch und religiös freisinniger Mann. Seine Erbschaft ist im Besitze vieler Portraits ihrer Ahnen.

Das erwähnte Buch enthält dann noch die Familienbeziehungen der Basler Fäsch zu denen in Genf, Turin, Amsterdam, Kiel, Rendsburg, Dresden, deren Mitglieder sich mit wenigen Ausnahmen dem Handelsstande gewidmet haben. Eine Anzahl widmete sich dem Kriegsdienste, zu dem ein mächtiger Hang in der Familie Fäsch existirte. Die meisten dieser Tapfern, von denen wir nur einige wenige anführen, kamen wieder nach Basel zurück, um hier ihre Pensionen in Ruhe zu genießen.

Der erste derselben war ein tüchtiger und energischer Kriegsmann, Emanuel, Sohn des Gerichtsherrn Johann Jakob Fäsch und der Maria Hagenbach. Er wurde geboren am 21. Oktober 1646, kam 1667 in französische Kriegsdienste, hielt sich tapfer bei den Belagerungen von Douai, Lille, Cambray und Valenciennes und bekam eine Fahne in der Schweizergarde, 1670 kommandirte er eine Kompagnie in dem Birkenfeld'schen Regiment, 1671, als die eidg. Kantone wieder eine Anzahl Truppen an Frankreich bewilligten, erhielt er wieder eine Kompagnie. Bei Seneffe wurde er 1674 schwer verwundet, 1677 kommandirte er in der Schlacht bei Montcassel ein Infanterie-Regiment und verließ 1683 den französischen Kriegsdienst. Im Jahr 1684 wurde ihm vom Kurfürsten von Köln das Hildenheimische Infanterieregiment übergeben, welches er nach Ungarn führte; 1685 war er als Chur-Kölnischer Brigadier bei der Belagerung der Festung Neuhäusel. Nach beendigtem Feldzug kam er wieder in's Vaterland und wurde Sechser zu Schmieden. Im Jahre 1689 deckte er mit den ihm anvertrauten Schweizertruppen die österreichischen Waldstätte gegen die Franzosen und erhielt vom Kaiser Leopold für seine vorsorglichen Anstalten eine goldene Kette zum Geschenk. Während der bürgerlichen Mißhelligkeiten von 1691 in der Stadt hat er die bewaffnete Bürgerschaar, welche sich allerorts gesammelt hatte und die Hutgasse hinunter dem Rathhaus zuzog, durch Abfeuern einer beim Rathhaus postirten Kanone erschreckt und theilweise nach Hause gejagt. Noch lange nachher konnte man das Merkmal dieses Schusses in dem Laden von Daniel Merian,

am Eckhaus zum „Hund", wahrnehmen. Fäsch wurde beerdigt den 20. Januar 1693, erst 46 Jahre alt.

Emanuel, viertes Kind von Wagmeister Emanuel Fäsch, wurde den 21. September 1713 geboren, erlernte in Straßburg die Kaufmannschaft, kam nach Genf und Turin, an welch' letzterem Orte er 1739 Quartiermeister des Schweizerregiments von Diesbach wurde. Im Jahre 1741 trat er als Kapitän-Lieutenant der Kompagnie Linder im Schweizerregiment Hirzel in holländische Dienste und war bei der Belagerung von Tournay. Er zog mit den 6000 Mann Hilfsvölkern, welche Holland nach England sandte, um die schottischen Unruhen zu dämpfen; empfing 1747 eine eigene Kompagnie und hielt mit ihr die scharfe Belagerung von Berg op Zoom aus, ward 1748 Großmajor und zwei Jahre später Oberstlieutenant. 1751 wurde er mit einer lebenslänglichen Pension und dem Titel eines Obersten des Dienstes entlassen. Er starb den 12. April 1780 in dem Fäsch'schen Hause an der Lottergasse.

Johann Jakob, geb. den 15. April 1752, Sohn des Stadtmajors und Deutsch-Ordensschaffners Rudolf Fäsch und der Maria Hagenbach, studirte die Theologie, ward S. C. M., ging dann der französischen Sprache und der Studien wegen nach Lausanne und Genf, wurde darauf Feldprediger bei dem in französischen Diensten stehenden Regiment D'Aubonne; später zum Pfarrer in Gelterkinden gewählt, kehrte er in's Vaterland zurück und widmete sich mit Vorliebe dem Studium der orientalischen Sprachen und Literatur. Er verehelichte sich 1778 mit Katharina Schnell und errichtete eine Pension für junge Knaben, welches kleine Institut guten Fortgang nahm, so daß er beabsichtigte, dasselbe in größerem Maßstabe in Basel fortzuführen. Er nahm die Diakonarstelle zu St. Theodor an, wo er später Pfarrer wurde und starb den 18. Mai 1802.

Emanuels Bruder, Lukas, geb. 8. September 1649, der anfänglich die Rechte studirte, huldigte ebenfalls lieber dem Kriegsgotte. Wir treffen ihn 1674 als Hauptmann des in französischen Diensten stehenden Schweizerregimentes Stuppa, wo er bis 1690 verblieb. Hierauf nach Basel zurückgekehrt, verheirathete er sich mit Elisabetha Schmiedmann, wurde 1691 Sechser zu Webern, 1693 Landvogt und 1712 Oberst eines Regimentes der Landmiliz. Er hatte fünf Söhne und eben so viele Töchter, starb den 3. Februar 1729 und wurde zu St. Peter begraben.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts und gegen Ende desselben treffen wir aber außer diesen genannten Fäsch noch mehrere Glieder dieser Familie in fremden Diensten, so z. B. einen Albrecht, erst Hutmacher, dann Kadett in der Schweizergarde in Paris bei der Kompagnie Stuppa, wo er mehrere Jahre diente. Ferner Felix, geb. 1695, Hauptmann im französischen Schweizerregiment Seedor, welcher 1739 in einem Duell bei St. Quentin fiel. Lukas, geb. 1723, der mit Erfolg den Studien obgelegen und eine schöne wissenschaftliche Laufbahn vor sich hatte, huldigte ebenfalls dem Mars, diente in Spanien und Holland, später zurückgekehrt, widmete er sich den politischen Angelegenheiten des Standes Basel und der Eidgenossenschaft. Er starb 1792 am 2. Mai als Landvogt von Riehen am Schlagfluß und ist dortselbst begraben.

Johann Rudolf, geb. 1711, widmete sich von Jugend auf dem Kriegsdienste, liebte sehr den Zweikampf auf Pistolen, wobei er stets den Platz behauptete; er stand fast in allen Ländern im Kriegsdienste und fiel 1760 bei der Belagerung von Quebek. Sein gleichnamiger Sohn, von Kindsbeinen an als ein wilder Bube geschildert, diente in einer Kompagnie seines Vaters, bis er durch einen unvorsichtigen Flintenschuß eine schwere Verwundung am Arme erlitt, die ihn dienstunfähig machte. Nachher lebte er auf einer Faktorei in Süd-Carolina, sein Todesjahr ist nicht gemeldet.

Johann Rudolf, sechstes Kind des Kaufhausbedienten Andreas, geb. 1718, lernte in Genf die Handlung, kam nach Turin zu seinem Vetter Emanuel Fäsch, der ihm 1741 seine Stelle des Quartiermeisters eines Schweizerregimentes abtrat, trat 1747 als Kapitän-Lieutenant in holländische Dienste, erhielt 1756 eine englische Kompagnie im Regiment Royal America unter Oberst Jacques Prevost, welches Regiment in dem damals zwischen England und Frankreich obwaltenden Kriege nach Amerika eingeschifft wurde. Johann Rudolf Fäsch wohnte den Belagerungen von Cap Breton, Luisbourg, Quebek, Montreal, Martinique und Havanna bei, kam nach hergestelltem Frieden wieder nach England zurück, wo ihm eine lebenslängliche Pension zugesichert wurde. Er begab sich in's Vaterland zurück, heirathete und ließ sich in Mümpelgard nieder, wo er geschätzt und geachtet, namentlich vom dortigen Hofe, den 2. November 1787 starb.

Der Stolz der Familie aber ist der Kardinal Fäsch. Ihm widmet das Fäsch'sche Familienbuch 9 volle, große Folioseiten, wir wollen uns mit einem Auszuge aus seinem Leben und einer Episode aus dem Familienbuche begnügen.

Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch's zweiter Sohn war Rathsherr Werner Fäsch, dessen Sohn Albrecht dem Wollwebergewerbe zugethan war. Albrechts Sohn, Namens Werner, sah sich genöthigt, im Auslande seinen Erwerb zu suchen; zuletzt ließ er sich als Weinschenk in seiner Vaterstadt nieder, woselbst er 1751 verstorben ist. Von dessen Kindern waren: 1. Eine Tochter Katharina, an Leonhard Bürgi verheirathet, dessen Nachkommen nun theils ausgestorben, theils nach Amerika ausgewandert sind. 2. Der jüngere Sohn Werner, geb. 1717, gest. 1800, ein Pastetenbäcker, wohnte in einem kleinen Hause an der Streitgasse (zum alten Brunnen, alte Hausnummer 1102, neue 12), in welchem er den Kardinal beherbergt hat. 3. Der ältere Sohn endlich, Franz Fäsch, der Vater des Kardinals, geb. den 2. August 1711 in London. Er mußte, nachdem er sein Glück auf verschiedene Weise versucht, endlich eine Lieutenantsstelle in französischen Diensten nachsuchen, welche ihm auch 1748 im Regiment Boccard zu Theil wurde, in welchem schon viele Fäsch früher eingetreten waren. Dieses Regiment erhielt 1756 mit mehreren andern unter General Castries die Bestimmung, der Republik Genua behilflich zu sein, ihr seit 1729 immer aufrührerisches sog. „Königreich" Korsika wieder zu erobern, welche Unterstützung, da die Genuesen auf die Länge nicht im Stande waren, die französischen Hilfsvölker zu bezahlen, im Jahre 1768 zu einer Abtretung der Insel an Frankreich geführt hat. Auf diesem Feldzuge kam Franz Fäsch, der unterdessen zum Kapitän-Lieutenant vorgerückt war, im folgenden Jahre auch nach der Küstenstadt Ajaccio. Hier fesselten ihn die Reize der geistreichen, schönen Wittwe Ramolini, die aus ihrer erster Ehe eine Tochter Lätitia hatte, die später die Mutter mehrerer gekrönter Häupter geworden ist. Die Wittwe selbst hieß Donna Angela Maria Pietra Santa und stammte aus einer uralten Grafenfamilie. Franz Fäsch legte seine Stelle nieder und ging zum Katholizismus über, um die Wittwe Ramolini heirathen zu können. Aus ihrer Ehe entsproß ein Sohn, geb. den 3. Januar 1763, Namens Josef. Dies war der nachmalige Kardinal, Stiefbruder der Lätitia (geb. 24. August 1750), die mit dem Advokaten Carlo Bonaparte sich verheirathete

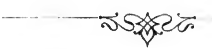


und demselben Louis Napoleon Bonaparte gebar. Josef besuchte das Seminar in Aix (Provence) und wurde Priester an der Domkirche zu Ajaccio, an der er bald die reichste Stelle nach Absterben seines Gönners (des Archidiakons Lucian Bonaparte) erhielt. Fäsch verließ aber den geistlichen Stand beim Ausbruch der französischen Revolution, wurde 1795 bei der Alpenarmee unter General Montesquieu Kriegskommissär und bekleidete dieses Amt auch 1796 in Italien. Nachdem sein Neffe Bonaparte 1801 das Konkordat mit Papst Pius VII. geschlossen, kehrte Fäsch zum geistlichen Stande zurück und wurde 1802 zum Erzbischof von Lyon, im folgenden Jahre zum Kardinal, dann zum Großalmosenier des Kaiserreichs, Grafen und Senator erhoben und 1806 vom Fürst-Primas des Rheinbundes, Freiherr von Dalberg, zum Koadjutor und Nachfolger ernannt. Im Jahr 1810 präsidirte er den in Paris zu einem Nationalkonzil versammelten Klerus; die klerikalen Ansichten, die er dabei mit großer Kühnheit festhielt, brachten ihn in Ungnade bei dem Kaiser. Er verlor seine Reichswürde, auch wurde ihm durch die Ernennung des Prinzen Eugen zum Großherzog von Frankfurt die Aussicht auf das Primat genommen. Seitdem lebte Fäsch sehr glänzend in einer Art Verbannung auf seinem Bischofssitze zu Lyon. Bei Annäherung der Oesterreicher 1814 floh er von da mit seiner Schwester Lätitia, der Mutter des Kaisers, nach Rom, wo er vom Papste mit offenen Armen empfangen wurde. Die Rückkehr Napoleons brachte ihn zwar nach Frankreich zurück, und während der Hundert Tage wurde er Pair; allein nach der Schlacht von Waterloo mußte er wieder nach Italien wandern. Der Aufforderung von Seiten der Bourbons, seine bischöflichen Rechte niederzulegen, widerstand er hartnäckig; erst 1825, nachdem ihm ein päpstliches Breve die Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit untersagt, verzichtete er auf das Amt, nicht aber auf die Würde selbst. Im Jahr 1837 wurde zwar ein Versuch zu seiner Wiedereinsetzung gemacht, derselbe aber von der französischen Regierung verweigert. Mit seiner Schwester lebte er bis zu deren Tode in enger Freundschaft. Er starb den 13. Mai 1839. Seine weltberühmte Gemäldesammlung wurde nach seinem Tode in Rom versteigert. Sein Haupterbe war sein Neffe Josef. Von seinem großen Vermögen kamen 20,000 Fr. (1846) nach Basel in's Fäsch'sche Fideikommiß.

Eine Episode aus dem Leben des Kardinals verdient hier ange-

hängt zu werden. Als in Folge der französischen Revolution Fäsch aus seinen Stellungen verdrängt worden war, erinnerte er sich in seiner verzweiflungsvollen Lage, von seinem verstorbenen Vater gehört zu haben, daß er von Basel stamme, dort wohlhabende Verwandte habe und daß in jener Stadt ein Fond für Arme und Kranke seines Geschlechts existire. Fäsch kam deßhalb im Sommer 1795 nach Basel. Seine ganze Baarschaft belief sich auf kaum zwei Louisd'ors. Er suchte nun sofort den 78jährigen Pastetenbäcker Werner Fäsch an der Streitgasse auf, kam aber bei demselben böse an. Der alte Mann hatte einen Widerwillen gegen seinen Bruder, den verstorbenen Franz Fäsch, gefaßt, daß er den Neffen, der kein Wort deutsch verstund, auf der Stelle abwies. Da nahm sich der junge Kupferschmied Fäsch seiner an, versorgte ihn mit Speis und Trank und gab ihm ein Nachtlager. Josef Fäsch wandte sich nun an die übrige Verwandtschaft, welche ihn wöchentlich ein bis zwei Male bei sich speisen ließ oder ihn auf seinen Spaziergängen frei hielt, ihm auch wohl Geldgeschenke machte. Auf diese Art hatte Josef Fäsch mehrere sehr traurige Monate zugebracht, als er plötzlich von Napoleon im März 1796 die Weisung erhielt, sich nach Paris zu begeben, da ihm das Direktorium die Ambulancen seiner Armee zugetheilt habe. Nun war die Noth zu Ende.

Fäsch war im Ganzen genommen nicht als ein hervorragendes Genie zu betrachten, sondern bloß als ein Mann von Klugheit, von reichem Talent, von einem starken nüchternen Geiste, ein Mann, der seine einflußreiche Stellung in einer der schwierigsten Zeiten, welche die Weltgeschichte kennt, würdig auszufüllen im Stande gewesen ist.



Die Korallenriffe im schweiz. Jura.

Von Prof. F. Zschokke in Basel.

Wenn wir den Jurazug von Genf bis Schaffhausen durchwandern, seine aussichtsreichen Gipfel ersteigen und seine schattigen Felsthäler durchstreifen, stoßen wir an zahlreichen Stellen, wo die Pflanzenwelt das nackte Gestein nicht, oder nur dürftig überkleidet, auf die fossilen Ueberreste thierischer Wesen. Bald sind es Muschel- und Schneckengehäuse der mannigfaltigsten Art, bald zierlich aufgewundene Ammonshörner, oder die seltsamen Belemniten, die „Teufelsfinger" des Volksmundes, die unsern Blick fesseln; bald überraschen uns die schönen Stacheln und Schalenbestandtheile von Seeigeln, oder die Trümmer zarter Korallen und Seelilien. Alle diese todten und stummen Steine aber sind für uns beredte Zeugen längst vergangener Zeiten. Sie lehren uns, daß in jenen entlegenen Epochen das Meer fluthete, wo heute festes Land sich erhebt und daß das Material, das die heutigen Juraketten aufbaut, ursprünglich als feiner, schlammiger Niederschlag im Laufe ungemessener Zeiträume im Schoße jenes Ozeans sich aufschichtete. Sie zeigen uns auch, daß reiches thierisches Leben im Jurameer sich entfaltete. Weit über zweitausend Arten von Thieren sind uns allein aus dem schweiz. Jura fossil überliefert worden, wohl nur ein Bruchtheil von dem, was überhaupt die salzige Fluth damals belebte. Aber nicht nur reich an den mannigfaltigsten Thierformen war jenes Meer, einzelne Arten waren auch durch ungeheure Zahlen von Individuen vertreten. Dafür zeugen noch heute die ausgedehnten Bänke von Austern und Kammmuscheln, die Lager von Schneckengehäusen und die Bruchstücke von Seelilien, die an manchen Stellen ganze Gebirgsschichten erfüllen. Die harten Ueberreste von Thieren treten im Jura geradezu gebirgsbildend auf. Im thierischen Körper wird auf wunderbare Weise die im Wasser gelöste mineralische Substanz, die ursprünglich dem Festland entrissen wurde, ausgeschieden. Dauerhafte Gehäuse, Schalen, Skelette werden aus ihr gebildet, und all' diese Hartbestandtheile häufen sich nach dem Tode ihrer Träger auf dem Meeresgrund an,



J. BRUNNER, Winterthur.

KORALLENBILDUNG OB GRINDEL.

so am Aufbau der festen Erdrinde thätigen Antheil nehmend. Ewiger Wechsel herrscht und ewiger unentschiedener Kampf; was der festen Erde durch tausende von Flüssen entführt wird, fällt ihr wieder zu durch die unermüdliche Arbeit der gebirgsbildenden Organismen.

Und in diesem unermüdlichen Schaffen sind meist die kleinsten und zartesten Baumeister am erfolgreichsten. So haben in der Juraepoche die schwachen Korallenthierchen gerade in unserer Gegend gewaltige Bauten aufgeführt. Das alte Meerbecken, das wir bewohnen, bot ihrem Gedeihen damals ebenso günstige Bedingungen, wie die heutigen tropischen Ozeane. Wo sich heute die waldbekränzten Gebirgsketten des Berner und Solothurner Juras erheben, und wo sich duftige Bergmatten ausdehnen, wogte vor ungezählten Jahrtausenden die Fluth und schlug brandend an die bunten und lebensreichen Korallenriffe, die heute als mächtige, graue Felsbänder die Höhenzüge krönen. Schon viel früher treten übrigens Korallen gebirgsbildend auf. Sie gehören zu den ältesten thierischen Organismen, die uns in den Sedimenten der frühern Ozeane überliefert worden sind. Aus jeder großen geologischen Epoche sind uns Korallenbauten erhalten. Die Geschichte jener Wesen ist deutlich eingeschrieben in die Felsen der Gebirge. In der zweiten Hälfte der Juraperiode aber entfaltet sich das Leben der Riffkorallen zu höchster Blüthe. Europa, damals ein weit zerstreuter Inselkomplex, bot für die Korallenentwicklung die günstigsten Bedingungen. Zahlreiche Riffe Englands, des nördlichen und südöstlichen Frankreichs, der Schweiz, von Süddeutschland und Galizien, der Alpen und der Karpathen stammen aus jener Epoche. Auch die nun folgende Kreidezeit sah noch gewaltige Korallenbauten entstehen. Später ziehen sich die Riffbildner in dem Maße aus unsern Gegenden zurück, als der Erdball sich abkühlt und die gemäßigten Zonen sich bilden. Heute gedeihen Korallenriffe nur noch in einem Gürtel, der sich vom Aequator kaum 30° nach Norden und Süden erstreckt, während geologisch alte Riffe sogar in Spitzbergen und Nowaja Semlja aufgefunden worden sind. Die in unsern kühlern Meeren heute herrschenden Bedingungen gestatten wohl noch das Gedeihen einzelner Korallenstöcke, nicht aber das ganzer Riffe und Bänke.

Zur Zeit der Ablagerung der Schichten, die unser heutiges Juragebirge bilden, bedeckte das Meer einen großen Theil von Europa.

überall Sedimente ablagernd. So darf denn der geographische Begriff des Juras, jenes langen, von Genf bis nach Schaffhausen die Schweiz berührenden Gebirgszuges mit dem geologischen nicht verwechselt werden. Geologisch gehören zur Jurabildung alle Gesteinsschichten, die überhaupt aus jenem alten Ozean abgelagert wurden. So in der Schweiz außer dem geographischen Jura ein großer Theil der Kalkberge, die am Nordrand der Alpen vom Genfersee bis zum Wallensee sich hinziehen. Aus dem Jurameer ragte als Festland, als umfangreiche, durch Buchten und Golfe gegliederte Insel die Centralmasse der Alpen empor. An ihrem Nordrande brach sich das Meer, das bis zum Südrande von Schwarzwald und Vogesen wogte und in dessen Tiefen die Jurasedimente sich bildeten. Die mittlere Schweiz blieb noch lange vom Ozean überdeckt; dort liegen die Jurabildungen tief unter jüngeren Schichten; nur im Jurazug und am Nordrande der Alpen treten sie zu Tage. Festes Land war auch der Schwarzwald. Er griff auf der Strecke von Baselaugst bis gegen Klingnau in die heutige Schweiz hinüber. Die Stelle, wo Basel liegt, war Meeresgrund. Dem Meere entstiegen waren bereits die Vogesen. Doch blieben das Vogesenland und der Kontinent des Schwarzwaldes durch einen breiten, weit über die Niederungen des Elsaß sich erstreckenden Golf getrennt, der sich in der Nähe des heutigen Basels in das helvetische Jurameer öffnete. Es reichte dieser alsatische Busen zur obern Jurazeit noch nördlich bis nach Karlsruhe hinauf. Später allmählig dem Meere entrückt, wurde er lange Zeit von einem niedrigen, Schwarzwald und Vogesen verbindenden Festland eingenommen, das die Wogen der Tertiärmeere später von Neuem überflutheten. Im Westen stand das helvetische Jurameer in unmittelbarem Zusammenhang mit dem großen französischen Ozean; im Osten setzte es sich fort in die Meerestheile, die über Bayern und das südliche und östliche Schwaben sich ausdehnten. Doch zerfiel das schweizerische Meer in zwei topographisch und zoologisch ziemlich scharf geschiedene Theile, indem in der Gegend von Laufenburg eine Meerenge existirte. Dort schob sich der Kontinent des Schwarzwaldes am weitesten nach Süden vor; ihm strebte vom Nordrande der Alpen eine Halbinsel entgegen, die sich vom Wetterhorn bis gegen die Reuß hin verfolgen läßt. Die Laufenburger Meerenge, zur Zeit der jurassischen Korallenbildung sich mehr und mehr

schließend, stellte so nicht nur eine geographische Marke dar, sondern schied den helvetischen Ozean auch in zwei durch eine verschiedene Entwicklung der Lebewelt charakterisirte Theile. Während nun in unseren Gegenden im Schoße des Meeres die Korallen üppig gediehen, und Völker verschollener Schalthiere sich tummelten, wurde das östliche Jurameerbecken durch Hebung mehr und mehr den Fluthen entrückt. Das schwäbisch-osthelvetische Meer wurde kleiner und kleiner; in demselben Maße wuchs der Schwarzwaldkontinent an. Später setzte sich die Hebung von Osten nach Westen fort, langsam und steten Schwankungen unterworfen; endlich entstieg aber auch unser Korallenland bleibend den Meereswogen. Die versteinerten Ueberreste jener untergegangenen Welt gestatten es, uns ein Bild der im jurassischen Ozean zerstreuten Inseln und Festländer vor den Geist zu führen, das im Wesentlichen an die heutigen Eilande der Südsee erinnert. Wie dort entragten zahlreiche Inseln der blauen Fluth, bedeckt von einer an Individuen reichen Pflanzenwelt, die aber aus nur wenigen Arten zusammengesetzt war. Reste von Sagopalmen, von immergrünen Nadelhölzern, von baumartigen Farrenkräutern sind uns hauptsächlich aus jener Juraflora überliefert. Ein Steinkohlenlager, das seinen Ursprung offenbar Landpflanzen verdankt, läßt sich in den jurassischen Schichten von Aigle bis nach Wimmis am Thunersee verfolgen. Es umschließt die angedeuteten Ueberreste. Eine reiche Insektenwelt entfaltete sich auf den Inseln. Große Heuschrecken und mannigfaltige Formen von Käfern tummelten sich auf der Erde; leichtbeschwingte Libellen und die ältesten Schmetterlinge, die wir überhaupt kennen, wiegten sich in der Luft; es fehlten weder Spinnen noch Tausendfüßer. Aus jener Zeit stammen auch die Flugeidechsen, die Pterodactylen; die Vögel sind angekündigt durch den Archaeopteryx, die Säugethiere finden eine schwache Vertretung in einer Anzahl von Beutelratten. An der Küste stellten sich Schwärme von Schildkröten und stark gepanzerte Krokodile ein, um ihre Eier abzulegen, oder um auf Beute zu lauern.

Im Meer aber entfalteten die Korallen ihren Glanz. Alle zu ihrer Entwicklung und Blüthe nöthigen Bedingungen fanden sie vorzüglich in unserer Gegend vereinigt, da wo der alsatische Busen sich öffnete in das helvetische Meer. Hier erstanden die Polypenbauten in all' jener Mannigfaltigkeit und märchenhaften Pracht, die wir





heute noch im stillen und indischen Ozean bewundern. Die so heiklen Riffkorallen fanden offenbar hier im Schoße der warmen jurassischen Fluth den nöthigen festen Untergrund, um sich ansiedeln zu können; das Wasser war rein und klar, frei von Detritus und reich an organischer Nahrung; die Tiefenverhältnisse begünstigten das üppige Wachsthum der Korallenstöcke.

Noch heute können wir in unserer nächsten Umgebung die Bauten verfolgen, die in jenen entlegenen Zeiten von den, durch all' diese trefflichen Lebensbedingungen begünstigten Korallen aufgeführt worden sind. Das Verdienst, uns für diese Verhältnisse die Augen geöffnet und durch unermüdliches Studium den Schleier der Vorzeit gelüftet zu haben, gebührt dem Geologen A. Greßly.

Die Westküste des Schwarzwaldkontinents war umsäumt von einem Küstenriff, genau wie manche tropische Küste noch heute von wenig tiefen, flachen Korallenterrassen umkränzt wird. Draußen aber im freien Ozean wurde aus dem Saumriff ein Wallriff, dessen Spuren uns von Dornach über Gempen und Seewen bis nach Meltigen führen. Weiter westlich treten eigentliche Ringriffe, typische Atolle auf, wie sie die weite Wasserwüste des stillen und indischen Ozeans unterbrechen. So wird der Blauen von drei Riffen umfaßt, die wohl eine Lagune umschlossen. Ein großartiges Atoll erstreckt sich von Grindel und Bärschwil über Delsberg bis zum Mont terrible; im Süden ist es gebildet von den Riffen von Envelier, Moutier, Grandval und Unterdevelier. Es barg eine lange, von Osten nach Westen gestreckte, elliptische Lagune. Ueber acht Stunden lang ist dieser Bau jurassischer Korallen, an Breite von zwei bis vier Stunden schwankend. Von Weitem schon sind die kompakten, grauweißen Felsbänke sichtbar, die seinen Nordrand bilden. Man verläßt Bärschwil, das in lieblichem Thalkessel liegt, steigt über die fruchtbaren, hügeligen Halden des untersten, schwarzen Juras hinan, klettert über die steilen mittlern Juraschichten und gelangt so an den Fuß des eigentlichen Riffes, das in grauen Felszügen den Berg krönt, beim Fringeli, einer Lokalität, die in reicher Fülle die versteinerten Reste der einstigen Bewohner des jurassischen Ozeans birgt. An dieses große Delsberger Ringriff schließt sich im Norden das kleinere Atoll vom Höggerwald, dessen südliche Begrenzung mit der nördlichen des Delsberger Riffs zusammenfällt. Die beiden Lagunen waren durch einen Kanal in

der Nähe von Liesberg verbunden. Gewaltig ist die Entwicklung der Korallenriffe am Mont terrible bei St. Ursanne; sie setzen sich fort bis gegen Pruntrut, um dort am Pont d'Abel in großer Mächtigkeit aufzutreten. Das große Riff von Delsberg hatte eine sehr lange Lebensdauer, beginnt es doch in seinen ersten Vorläufern schon am Anfang der weißen Juraperiode, um sich bis zum Ende der Jurazeit zu erhalten. Ein kleines, aber vollständiges Atoll liegt bei Günzberg in der Nähe von Solothurn. An dasselbe schließt sich unmittelbar die berühmte Solothurner Schildkrötenbank an, wo in einem beschränkten Raum hunderte von Schildkrötenschalen gefunden wurden. Viele sind sehr wohl erhalten. Sie gehören nicht weniger als vierzehn verschiedenen Arten an. Die Untiefen in der Nähe der Günzberger Koralleninsel wurden wohl mit Vorliebe zur Eiablage benutzt und an diesen Brutplätzen wurden zahlreiche alte Exemplare vom feinen Meerschlamm begraben und so der Nachwelt überliefert.

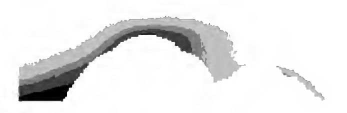
Wenden wir uns vom großen Delsberger Riff gegen Norden, so gelangen wir auf schlammigen Meeresgrund. Dort bildeten sich in den Tiefen von Largue, von Winkel, von Liegsdorf ganze Bänke von Muscheln und Schnecken, heute reiche Fundplätze für den sammelnden Paläontologen. Weiterhin folgen von Neuem Korallenriffe. Von demjenigen von Rädersdorf sagt Greßly selbst, es sei eine der schönsten ihm bekannten Korallenbauten des Juras. Anderthalb Stunden von der Schweizergrenze entfernt, nimmt es zwischen den Dörfern Rädersdorf, Oltigen und Sondersdorf ungefähr eine halbe Quadratstunde Oberfläche ein. Eine mannigfaltige und zarte Thierwelt suchte dort im Korallenwald Schutz und Zuflucht. Dort finden sich Versteinerungen, die man im ganzen Schweizer-Jura umsonst suchen würde. Kolonien zierlicher Seelilien umsäumten das Riff, stachelgeschmückte Seeigel belebten es, dickschalige Austern bildeten starke Bänke vor ihm. Alle diese Wesen einer entschwundenen Zeit sind der Nachwelt in wunderbarer Erhaltung überliefert worden. Jede jurassische Korallenbank weist übrigens in der Regel neben allgemein verbreiteten, gewisse, nur speziell ihr angehörende, typische Thierformen auf, ein Verhältniß, das sich noch heute an den Koralleninseln Polynesiens wiederholt.

Westlich von Pruntrut treten die Riffe mehr und mehr in den Hintergrund. Noch finden wir Korallenbauten am Lac des Brenets,



im Jouxthal, am Mont Risoux, in der Gegend der Perte du Rhône, doch können sie sich in keiner Hinsicht messen mit der gewaltigen Riffbildung im Süden des Elsässergolfs. Umsonst würden wir auch eigentliche Riffe im Jura des Aargaus und von Schaffhausen suchen, d. h. im Süden und Osten des alten Schwarzwaldlandes. Frei von ihnen ist auch der Südwesten Schwabens; erst bei Ulm, Blaubeuren und Urach bilden die Korallen wieder Felsmassen. Daß Frankreich und England jurassische Koralleninseln von großer Ausdehnung aufweisen, haben wir bereits erwähnt. Haben wir übrigens das Recht, von eigentlichen Koralleninseln des Juras zu sprechen? Entstanden schon damals niedrige, ringförmige Eilande auf den vom Meer überströmten Korallenterrassen, oder blieb es bei der Bildung bloßer, den Meeresspiegel nicht überragender Riffe? Wir dürfen mit Grund annehmen, daß wirkliche Inselbildung eintrat. Wie heute der Ozean in blindem Wüthen Bruchstücke aller Art auf den die Meeresoberfläche fast berührenden Korallenbau wirft, bis zuletzt jungfräuliches Land den Fluthen entsteigt, so bildete sich schon damals festes Erdreich. Wellen und Winde trugen Samen und Keime herbei und eine einfache Flora überzog das neugewonnene Festland. So schließt der Korallenkalk des Pfeffingerschlosses und von Schloß Neuenstein ein allerdings schwaches Kohlenlager in sich, das nur aus den Ueberresten von Landpflanzen sich gebildet haben kann. Bei Olten und auf den Riffen von Mont Risoux und von Dorche wurden die eleganten Fiederblätter der Sagopalme gefunden. Es überzog jener Baum wohl die Koralleninseln des Juras, wie die Kokospalme heute noch die Eilande der Südsee bekränzt. Bei Lyon scheint sich ebenfalls eine größere, mit Sagobäumen bewachsene Insel aus den Fluthen erhoben zu haben. Die Fiederblätter werden dort häufig fossil gefunden.

Die Thatsache, daß zur Jurazeit in unserer Gegend die Korallenriffe üppig gediehen, läßt uns manchen Schluß ziehen über die Beschaffenheit des Meeres, das vor Jahrtausenden hier fluthete; denn wie jedes Geschöpf, so sind auch die Korallen an gewisse äußere Verhältnisse gebunden. Erst wenn eine ganze Reihe von Bedingungen zutrifft, können sie riffbildend auftreten. Es muß jener Ozean sehr warm gewesen sein, denn nur wenn die Wassertemperatur nie unter 20 ° herabsinkt, ist Riffbildung möglich. Das Wasser war klar und salzig, denn suspendirte Schlammtheilchen und Süßwasser tödten die



Korallen. Die Lebewelt war offenbar so reich entwickelt, daß die zum üppigen Wachsthum der Korallen nöthige Nahrung nicht fehlte. Die Mächtigkeit der Riffe, die dieselben begleitenden Versteinerungen sowie die Beschaffenheit des Grundes gestatten uns endlich den Schluß, daß der Ozean bei Basel, St. Ursanne, Delle wenig tief war. Sein Grund war eben; flache unterseeische Terrassen folgten dem Festland.

Diesen letzten Schluß können wir noch erweitern und gestützt auf die überall von Genf bis Schaffhausen auftretenden Versteinerungen behaupten, daß jene ganze Meeresstrecke wenig tief war. Miesmuscheln finden sich da fossil, wie sie heute noch im Küstenwasser unserer Meere in ganzen Bänken und Stöcken sich ansiedeln, Napfschnecken, die an den Felsen des Ufers ihre Nahrung und Wohnung finden, ein buntes Gemenge der verschiedensten Thiere, alle der Seichtwasserzone entstammend. Weiter vom damaligen Festland entfernt stellen sich Ueberreste von Bewohnern größerer Tiefen ein, doch waren auch die heutigen Kantone Schaffhausen, Aargau, Basel offenbar von einem nicht sehr tiefen Meer bedeckt. Ganz anders am Nordrand der Alpeninsel, da verkündet uns alles ein tiefes Meer: die bedeutende Mächtigkeit der dortigen jurassischen Schichten und ihre Armuth an Versteinerungen. Ueber die Natur des die ebene Schweiz zur Jurazeit bedeckenden Meerestheiles sind wir nicht aufgeklärt, da die ihm entstammenden Sedimente tief unter jüngern Ablagerungen liegen.

Auch die Bildung von Muschelbänken wurde von den in unserer Umgebung damals herrschenden Meeresverhältnissen begünstigt. Hartschalige Austern, zierliche Exogyren und Astarten bildeten auf seichtem und schlammigem Grund ganze Kolonien. Bereits sind die Ansammlungen von Liegsdorf, Winkel und Largue im Elsaß erwähnt worden. Reich an Formen und in wunderbarer Erhaltung treten uns besonders die ehemaligen Bewohner der Muschelbank von Liesberg entgegen.

An andern Orten trugen die Strömungen die Hartgebilde der zu Grunde gegangenen Bewohner des Meeres oft aus weiten Entfernungen zusammen. Gerollte und abgeschwemmte Schalen von Muscheln und Schnecken, Bruchstücke von Korallen und Echinodermengehäusen wurden da zusammengespült und durch den bindenden Kalkcement des Meerwassers allmälig zu festen Bänken verkittet, die heute noch sprechen von den Strömungsverhältnissen des Jurameers.

Eine nähere und eingehendere Prüfung der jurassischen Korallen-



riffe erlaubt uns, ein Bild zu entwerfen über ihre Zusammensetzung und das Leben, das sich in jenen entlegenen Epochen auf ihnen entfaltete. Was kein leibliches Auge je erblickt, ersteht so in wunderbarer Farben- und Formenpracht und in mannigfaltigster Bewegung vor unserm geistigen Auge. Gegen das Ende der Jurazeit entfalteten sich die Korallenriffe am üppigsten; da entstanden jene gewaltigen Bauten, die uns heute bei jeder Wanderung durch den Berner-Jura als mächtige, stundenweit sich hinziehende, weißgraue Felswände begleiten. Die innere Struktur des Korallenstocks ist zwar meist zerstört, oft hat sich sogar die ganze Masse zu kompaktem, grauem Fels verwandelt, oft aber auch tritt uns wenigstens das äußere Bild der Koralle noch vollkommen erhalten entgegen. Jeden Kelch, der ein Polypenthierchen barg, können wir noch unterscheiden, ganze Zweige mit ihren Streifen und Rinnen, mit ihren mannigfachen Aestchen und Verzierungen lesen wir am Grunde des fossilen Riffs auf.

Die Farbe dieser versteinerten Korallen ist meist ein reines Weiß, oft wird sie aber röthlich oder grau. Die Vorläufer der Riffe waren in den meisten Fällen schlammbewohnende Muscheln, deren Schalen mit der sie umschließenden Sandmasse später eine feste Unterlage für die auf ihnen kräftig emporwachsenden Polypenstöcke bildeten. Nicht selten liegen — wie in der Umgebung von Pruntrut — die Riffe in mehreren Schichten übereinander, von einander getrennt durch korallenleere Kalkbänder. Offenbar haben öftere Wechsel der Lebensbedingungen im Jurameer stattgefunden; bald blühten die Korallen auf, bald beeinträchtigten ungünstige Verhältnisse ihre Entwicklung.

Doch denken wir uns nun auf die Höhen des Juras selbst versetzt. Wir stehen auf der lieblichen Berghalde des Fringeli ob Bärschwil, oder ziehen mit der fröhlichen Schaar von Basler Studenten, die alljährlich im Maien jene Stelle besucht, längs des grauen und todten Riffs gegen Delsberg hin. Jede Windung des Weges bietet uns einen neuen Blick in das blühende Thal; wir wandern bald im Schatten stattlicher Buchen, bald über sonnenbeschienene Bergweiden, die im vollen Schmucke der Frühlingsblumen liegen, tausendfach umschwärmt und durchtönt vom Heer der Insekten. Da mahnt die die graue, zerklüftete Felswand an längst verflossene Tage; hinter dem lebensvollen Bild des keimenden und sprossenden Frühlings taucht ein anderes, ernsteres vor unserm geistigen Auge auf. Es verschwinden

die duftenden Bergmatten und Jurawälder, die aus dem Thale klingenden Kirchenglocken verstummen, wo stille Dörfchen an die Halden sich schmiegen, wogt wieder die blaue Fluth; sie stürmt in brandendem Gischt heran, um sich am Rande des Korallenriffs zu zerschellen, das heute als graue Felsmauer in unserm Rücken sich erhebt. Mächtig tönt der Schall der Brandung über das weite Meer hin, ein gewaltiger, nie verstummender Akkord.

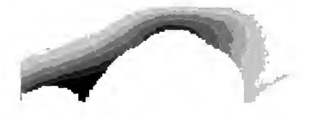
Am Riff aber erblüht neues Leben, fremdartig, farben- und formenprächtig, wie noch heute an den Atollen der fernen, tropischen Südsee. Tausende von Korallenthierchen entfalten ihre bunten Kelche; wo die Wogen am stärksten anprallen, gedeihen auch jene zarten Wesen am besten. Sternkorallen dehnen ihre belebten Rasen aus, Mäandrinen bilden wunderbar geschlungene Massive, weitverzweigte Madreporen und Oculinen schlingen ein phantastisches Astwerk. Alles strahlt und glänzt in buntester Zauberpracht. Wie ein unterseeischer Wundergarten blüht das Riff, durchwirkt von grünen Rasenplätzen, durchzogen von sandigen Wegen, bald zu lauschigen Grotten hinführend, bald in hohem Buschwerk sich verlierend.

Daß am Außenrand des Riffes vom Fringeli die Brandung sich mächtig brach, beweist der Wall von Trümmern, von Muscheln- und Schneckenschalen, die oft von fernher hergerollt wurden, von abgerissenen Aesten des Korallengebäudes, zertrümmerten Ammoniten, kurz von mannigfachem Detritus, der sich an seinem Fuß anhäufte. Hier, wie überhaupt an der dem freien Meer zugekehrten Fläche des Riffes, setzte sich ein buntes Volk von thierischen Wesen fest, die, wie die Korallen selbst, bewegtes Wasser und fortwährenden Wogenprall liebten. Ganze Wälder zierlicher, gestielter Seelilien umsäumten den Korallenbau und ließen sich von den brandenden Wellen wiegen. Ihre Wurzelstöcke, ihre Stielglieder und geschlossenen Kelche sind jetzt noch am Fuße des Riffes zerstreut. In den Lücken der Korallenstöcke setzten sich röhrenbauende Würmer fest, der anprallenden Fluth Widerstand bietend. Eine ganze Welt von stachelgeschmückten Seeigeln, mit solidem Gehäuse der Zertrümmerung trotzend, belebte das buntfarbige Riff. Festschalige Austern wagten sich bis zum Außenrand, während zartere Formen die natürlichen Höhlungen der Korallenbank aufsuchten, oder sich künstliche Gänge in derselben bohrten. Andere suchten Schutz hinter Korallenzweigen oder mächtigen Seelilienstöcken, oder

senkten sich ein in den Sand und Schlamm des Grundes. Gestielte Terebrateln, Kamm- und Feilenmuscheln mit biegsamen Schalen bevölkerten das bunte Riff; dazwischen krochen farbenprächtige Meerschnecken mit hartem, reich verziertem Gehäuse, vom angeschwemmten Tang sich nährend, oder räuberisch schwächere Wesen überfallend. Krebse stellten sich ein, die immer kampfbereiten Strauchritter der Riffe. Seltener wurden die mehr auf offener See schwimmenden, tintenfischartigen Wesen, die Ammoniten, die Nautiliden und Schwärme von Belemniten an's Riff's getrieben, um dort zu stranden. Auch Ueberreste von Fischen kommen nicht häufig vor.

Da draußen am Riffrand lebte eine kräftige Thierwelt, versehen mit dicken, widerstandsfähigen Schalen, geschmückt mit Stacheln und Höckern und mit allerlei Streifen. Von dem einstigen Dasein dieser reichen und lebenskräftigen Fauna sprechen die versteinerten Ueberreste, die wir am Fuße des längst den Fluthen entrückten Riffes sammeln. Tobte am Außenrand des Jurariffs ein nie rastender Kampf mit den Wogen, an dem nur die stärksten und kräftigsten Thiere sich betheiligen konnten, so bot dagegen die eingeschlossene, friedliche Lagune, wie heute noch auf den Koralleninseln der Südsee, den zartesten und schwächsten Thierformen Schutz und günstige Entwicklungsbedingungen. Da finden sich heute noch die am besten erhaltenen Reste jener mannigfaltigen Lebewelt. Viele Exemplare sind fast unverändert, wie wenn der Ozean erst vor wenigen Stunden, nicht aber vor ungemessenen Jahrtausenden sie beherbergt hätte. Die Muschelschalen haben ihre Verzierungen, die Seeigel ihre Stachelbekleidung bewahrt; die kleinsten Einzelheiten der Struktur sind noch erkennbar. Vollkommene, an ihrem ursprünglichen Wohnort noch festsitzende Korallenstöcke überraschen dort den Forscher. Die zerbrechlichsten Seelilien, die zartesten Würmer, die durchsichtigsten und elegantesten Schnecken und Muscheln fanden dort ihre Heimath und wurden im feinen Schlamme der Lagune fast unverändert der Nachwelt überliefert, während am freien Außenrande des Riffes alles zerschlagen, abgeschliffen, zertrümmert, zerkleinert wurde.

So verrathen uns die Ueberreste einer längst begrabenen Schöpfung die Lebensverhältnisse weit zurückliegender Erdperioden. Sie führen eine gewaltige Sprache. Sie sprechen von einer entschwundenen Welt, von ihrer Blüthe, ihrem Kampf, ihrem Untergang. Laut und

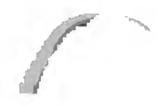


vernehmlich ist ihre Stimme; die stummen Steine werden zu beredten Zeugen vergangener Tage. Und wir träumen uns zurück, die grüne Berghalde des Fringeli entschwindet unserm Blick und die Vorwelt enthüllt sich vor unsern staunenden Augen. Die blauende Salzfluth umspielt uns wieder. Drüben erhebt sich aus dem weißen Wellensaum das Festland des Schwarzwaldes und der Vogesen, von Palmen und immergrünen Nadelhölzern bekränzt. Aus ferner Weite grüßen die verschwimmenden Umrisse der Alpeninsel. Weit öffnet sich vor uns der elsässische Golf, an seinem Eingang von der Riffreihe, dem Werke der rastlosen Korallen durchsetzt. An ihnen brechen sich die Wellenkämme, zu weißem Gischt zerschellend. Mächtige Dammriffe bauen sich auf, und Atoll reiht sich an Atoll. Tausende von farbigen Kelchen entfalten sich, im bunten Geäst kriechen stachelbewehrte Seeigel umher, und im tiefern, sanfter bewegten Wasser wiegen sich auf schlanken Stielen zierliche Seelilien; das Heer der farbigen Muscheln und Schnecken ersteht aus vieltausendjährigem Grabe. Drinnen aber in der stillen Lagune wachsen die Fächer der zartesten Korallen, an ihnen klettern langarmige Seesterne empor und zerbrechliche Terebrateln öffnen die glashelle Schale. Alles lebt und bewegt sich im warmen Meer, alles prangt von bunten Farben und der Ozean schlägt an den Fels und singt sein altes Lied, wie wenn die blaue Fluth hier ewig geherrscht und als ob sie ewig hier herrschen sollte.

Doch unser Traum zerrinnt; aus der Tiefe des Thales grüßen die Abendglocken, wir liegen auf duftiger Bergmatte, lang dehnen sich vor uns des Jura's Züge von ihren Wäldern umkränzt. Kalt und grau liegt hinter uns das todte Riff. Aus der Tiefe dringt das Geräusch des bewegten menschlichen Lebens und die scheidende Sonne vergoldet die Thürme der Stadt.

Und könnte unser Blick vorwärts dringen in die Räume der Zukunft, so würden andere Bilder vor uns auftauchen, die friedliche Berghalde würde von neuem vergehen und der Menschen Geräusch verklingen; denn mit gewaltiger Stimme rufen uns jene einfachen Wesen, jene Korallenthierchen zu: daß alles ist wandelnd und wechselnd, daß auch das scheinbar Ruhende sich bewegt.





Der Untergang des Bisthums Basel.

Von Reinhold Günther.

Uebereinstimmend lauten die Berichte dahin, daß die Trennung der amerikanischen Kolonien vom englischen Mutterlande gar keinen, die holländischen und brabanter Unruhen nur geringen Eindruck auf die öffentliche Meinung in der schweizerischen Eidgenossenschaft der XIII Orte und ihrer zugewandten Länder hervorgebracht hätten.

Diese Verhältnisse ändern sich jedoch mit der Mitte des Jahres 1789. Kaum waren die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Paris bekannt geworden, so machte sich auch schon eine scharfe, bis dahin gänzlich unbekannte Parteigruppirung in der, Jahrzente hindurch von größeren politischen Strömungen unberührten Schweiz geltend.

Zwischen den, extremen Anschauungen huldigenden Richtungen der demokratisch-revolutionären „Patrioten" und den aristokratisch-konservativen „Oligarchen", stand zwar vorläufig noch eine Mittelpartei, die „Neutralen", deren Grundsätze Mäßigung und Versöhnlichkeit athmeten. Gegen das Ende der die helvetische Republik einleitenden Zeitperiode ward sie jedoch als zu unentschlossen und schwächlich von dem rollenden Stein der Revolution zur Seite gedrängt, fast völlig vernichtet.

Die ersten Erfolge der neuen Staatsordnung in Frankreich fanden auch bei den jüngeren Aristokraten einen sympathischen Anklang. Müller von Friedberg in St. Gallen, der spätere Restaurator Haller in Bern, sowie z. B. auch Escher in Zürich begrüßten in Wort und Schrift das Vorgehen der Franzosen, deren Encyklopädisten ihnen schon lange auf das Genaueste bekannt waren. Immerhin machen sich in dieser Beziehung doch nur einige wenige der theilweise hoch gebildeten Städtebewohner bekannt, der weitaus größere Theil der Schweizer, vor Allem aber die sogenannten demokratischen Länder-Kantone, neben Freiburg, Bern, Luzern und Solothurn konnten sich nie mit einer etwaigen Aenderung der Dinge befreunden. — Mit

dem königlichen Frankreich hatten sie seit Jahrhunderten in den innigsten Beziehungen gestanden; das modern konstitutionelle Frankreich, wie die nachfolgende Republik, existirten in gewisser Hinsicht niemals für sie.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Zugewandten, von denen der Bischof von Basel, die Städte Biel und Genf — gleichsam zur Warnung der unvorbereitenden Eidgenossenschaft — die ersten schweizerischen Opfer der fränkischen Eroberungspolitik werden sollten.

I.

1790—1793.

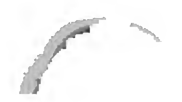
Seit 1782 regierte als Bischof von Basel in Pruntrut Herr Joseph von Roggenbach, ein breisgauischer Edelmann. Gänzlich in den Händen seiner Hofkamarilla, ward er von einer volksfeindlichen That zur andern gedrängt und lud also gründlichen Haß auf seine Person.

Das Land litt unter einer überaus schlechten Finanzwirthschaft, der Wildschaden ruhte schwer auf dem Bauer. Dazu kam, daß das Straßenwesen völlig vernachlässigt und die Salzpreise zu hohe Beträge erreichten.

Schon 1785 hatte man den Fürsten um einen Ständetag gebeten, zwei Jahre später das Gesuch vergebens erneuert. Persönlich mochte es der Bischof mit seinen geplagten Unterthanen gut meinen, seine Schwäche gegenüber den Höflingen ließ ihn nicht die Ausübung der verbrieften Volksrechte erlauben.

Nun brach die Revolution mit voller Kraft in dem Nachbarlande aus, das schon längst begehrliche Blicke aus das Bisthum geworfen hatte. In Paris entstand im Sommer 1790 aus den vertriebenen Welschschweizern der Club helvétique, welcher es von der Geburtsstunde an als seine wichtigste Aufgabe erachtete, die Regierungen des Vaterlandes zu stürzen. Flugschriften tauchten überall auf und gerade in den Jurabergen fanden sie am meisten Anklang, eben deßhalb, weil hier jenes materielle Glück fehlte, dessen sich z. B. die bernischen Landschaften erfreuten.

Die „Patrioten" fühlten sich bald so sicher in Pruntrut, daß hier im August 1790 eine revolutionär gesinnte Vereinigung sich aufthat. — Schon vorher aber, am 20. Juli, war die Bürgerschaft der Residenz zusammengetreten, um ein Deputirtenkomite zu ernennen,



das alsbald die Beschwerdehefte (Cahiers des doléances) nach fränkischem Muster zusammenstellte.

Aber nicht nur von dieser Seite erlitt das Ansehen des Fürstbischofs einen schweren Stoß; seine Freunde, voran der in Basel wohnende Vicomte de Mirabeau — ein Bruder des berühmten Parlamentariers — unternahmen es im Sinne der beginnenden Emigration, größere Unruhen in den französisch sprechenden Thalschaften hervorzurufen, um derart sich einen Mittelpunkt für die Gegenrevolution zu schaffen.

Am 20. September wendete sich Roggenbach an die Geheimen Räthe von Basel, um ihnen die „bewegliche Thatsache" der Bürgerversammlung mitzutheilen und ihre Unterstützung zu erbitten. Basel ermahnte ihn unter dem 28. zur Milde und bat, sich im Weitern an den Kaiser und den Stand Bern zu Handen der Eidgenossenschaft wenden zu wollen.

So gelangte der Bischof an seinen Oberherrn, den Kaiser Leopold II., der ihm zur Unterdrückung aller Aufstandsversuche militärische Hülfe zusagte. Schon am 31. Januar 1791 bat der bedrängte Fürst um Erlaubniß, die Kriegsvölker über Basler Gebiet passiren lassen zu dürfen. Den Bünden gemäß verwies ihn der Ort an die Tagsatzung, aber nun mischte sich der kaiserliche Resident von Tassara in die Angelegenheit. Am 6. Hornung theilte er den Geheimen Räthen kurz mit, daß die Truppen von Freiburg i. B. her schon auf dem Marsche seien und daß er für 1—2 Kompagnien den Durchzug nach Pruntrut verlangen müsse. Der Rath schrieb schnell in seiner sichtlichen Verlegenheit an Zürich, Bern, Luzern und Solothurn: „Wie unangenehm ein solches Ansuchen in unserer gegenwärtigen, ohnedies verdrießlichen Lage für uns sein mußte, kann Euer tit. Einsicht unmöglich entgehen," und bat um Mittheilung dessen, was zu thun für nothwendig erachtet würde. Während man diese Anfrage dem Residenten ebenfalls zukommen ließ, schrieb der Bischof in „äußerster Bestürzung": „Die Sache ist würklich so weit gekommen, daß in Ermangelung dieser schlennigen Hülf, uns kein anderer Ausweg zu ergreifen übrig bleibt, als Land und Leut zu verlassen."

Trotz dieses Verzweiflungsrufes ging die interkantonale Korrespondenz ihren langsamen Schritt weiter, während sich Basel zugleich an den Kaiser und Ludwig XVI. wendete. Beiden vermittelte man

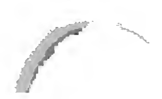
das bisher Geschehene und erklärte, daß man jedweden Durchmarsch fremder Völker verwehren müsse, könne doch sonst König Friedrich Wilhelm II. von Preußen das Gleiche für Neuchatel fordern. Der Stand ging in seinen Vorsichtsmaßregeln noch weiter. Als man erfuhr, daß Mirabeau mit 300 Kavalleristen zu den Kaiserlichen habe stoßen wollen, wurde durch Stichentscheid vom 12. Hornung — mit der Stimme des damaligen Stadtschreibers Peter Ochs! — die Entfernung der Emigrirten aus Stadt und Land beschlossen.

Der Graf von Affry, Oberst der Schweizergarde, Kommandant am Oberrhein, verdankte alle diese Maßnahmen auf das Wärmste und warnte zugleich, zu große Gastfreundschaft den Emigrirten zuzugestehen. — Unterdessen langte auch die Antwort Ludwigs durch die Vermittlung des Ambassadors Verac an Basel, worin die Hoffnung ausgesprochen ward, daß der Kaiser günstige Entschlüsse treffen werde.

Dagegen hatte dieser, wohl unter dem Einflusse des außerordentlichen bischöflichen Gesandten, des Domherrn Glairens von Arlesheim erklärt, er könne eine Neutralitätsverletzung darin nicht erblicken, wenn seine Völker einen Marsch von etwa zwei Stunden über das Standesgebiet ausführten. Ja, nach dem Wortlaute des westphälischen Friedens sei Basel sogar verpflichtet, eine Intervention zu Gunsten des Fürsten nicht zu hintertreiben.

Der stets nachgiebige Vorort Zürich rieth ebenfalls an, jetzt den Durchzug zu gestatten und demgemäß willigte der Große Rath am 15. März ein, weil auch Affry sich mit einem derartigen Entschlusse zufrieden gab. — Am 18. März, kamen 3 Kompagnien Kaiserliche vom Gemminger-Regiment mit einem Zuge Kavallerie, sowie 1 Geschütz (7 Offiziere und 415 Mann, denen einen Monat später noch 100 Mann folgten) von Rheinfelden und Augst heran und zogen bei den Mauern vorbei auf Reinach. — Damit aber war der erste Schlag gegen eine strenge Neutralitätswahrung geschehen und ein gefährliches Präjudiz geschaffen.

Blicken wir unterdessen uns nach den Vorgängen in Pruntrut um. An der Spitze der dortigen revolutionären Bewegung stand der Hofrath Rengger von der Leime, ein Neffe des berüchtigten Bischofs Gobel von Paris, der einst Kanzler des Ländchens gewesen war und im Augenblicke den letzten Ausgangspunkt aller Umsturzversuche in demselben bildete.



Rengger war natürlich heftig gegen eine Berufung der Oesterreicher aufgetreten und war dann, als dies zur Thatsache wurde, unter Protest in Begleit seiner hauptsächlichsten Anhänger zu Custine geflohen. Dort soll er kühl empfangen worden sein und wirklich verließ er bald das Lager. Am 19. April schon sehen wir ihn in der Nationalversammlung, die Besetzung des strategisch wichtigen Landes von ihr fordernd. Vorläufig erreichte er jedoch Nichts in Paris, während in Pruntrut Massenverhaftungen vorgenommen wurden und unter dem Drucke einer scharfen Militärpolizei die Landstände für die Erledigung unwichtiger Traktanden eine Einladung erhielten.

Rengger blieb nicht müßig. In Verbindung mit dem Schweizerklub organisirte er zwei kleinere Putsche, die in Pruntrut am 30. Mai und in Saint Légier am 11. Juni zum Ausbruch kamen — aber von dem Landvolk selbst unterdrückt wurden. Zugleich entschloß sich Frankreich für eine Grenzbesetzung und ließ durch den Sekretär der Ambassade aus Solothurn nach Unzufriedenen spioniren.

So verfloß das Jahr, bis der 30. April von 1792 die Kriegserklärung und damit den Rückzug der Oesterreicher aus dem vorgeschobenen Lande brachte.

Während Custine ohne weitere Anzeige * einzog, floh der Bischof nach Biel, das sogleich an Bern, Freiburg und Solothurn Meldung von dem Vorgefallenen sandte. Die Stadt bat den der Schweiz stets günstig gesinnten Barthélemy, er möge einen Befehl an Custine senden, daß das sogen. Pannergebiet (Erguel und Moutier-Grandval) als neutraler Schweizerboden zu respektiren sei. Dann besetzte die Miliz Pierrepertuis, Ferrière und Cernil, um diese Punkte so lange zu halten, bis Hülfe von Bern und Solothurn herankommen könne.

Im Bisthum selbst, wohin Rengger zurückgekehrt war, entstand die größte Verwirrung. Einerseits hielt nämlich die fürstliche Garde das Residenzschloß noch immer besetzt, andererseits versuchten die Revolutionäre sich mit List oder Gewalt des wichtigen Punktes zu bemächtigen. Custine ward bald zur Rheinarmee abberufen und an seine Stelle trat ein Jakobiner, der General Ferrières. Unter seinen

* Als Vorwand diente der Vertrag von 1780, wonach sowohl das Bisthum als auch Frankreich nicht leiden wollten: „que leurs ennemis réciproques s'établissent sur leurs terres et à ne leurs accorder aucun passage pour aller molester leur allié."

Auspizien setzte man die Komödie eines Maifestes in Szene, das am 24. des Wonnemonds auf einer Wiese bei Boncourt stattfand.

Als Zeichen der Zeit mag auch erwähnt werden, daß die in Frauenfeld residirende Tagsatzung feierlichst die Aufnahme des Bisthums in den eidgenössischen Neutralitätskreis aussprach — zu dieser Stunde, da die Franzosen Miene machten, auch den Paß von Pierrepertuis zu besetzen. Freilich schob Ferrières noch einstweilen die Maßnahme auf; denn zunächst sollten Konventskommissäre die weiteren Schritte an Ort und Stelle berathen.

Sehr höflich baten die Pariser Abgesandten um eine Unterredung mit den Bieler Abgeordneten, als welche Bürgermeister Moser und der Dr. med. Neuhaus als Stadtschreiber * bestellt wurden. Am 27. August trafen Carnot, der Großvater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, Prieur, Ritter, Coustard und Ferrières in Delsberg ein, woselbst Moser und Neuhaus schon anwesend waren. Zwar zeigten sich Erstere in Hinsicht auf die Neutralität und ihre lässige Wahrung nicht allzu befriedigt, immerhin ward dem General bedeutet, nicht in die Thäler Erguel und Montier-Grandval einzurücken. So schrieben sie z. B.: „Les précautions qu'aurait pu prendre le Général Ferrières, étoient uniquement fondées sur la crainte, que le Peuple helvétique ne pût s'opposer efficacement au passage par son territoire, des troupes ennemies de la France, — — — mais, nous Députés — — avons requis du Général F. qu'il prit toutes les mesures pour que la nation ne puisse concevoir aucune inquiétude sur la proposition de nos troupes. En conséquence nous lui avons ordonné et ordonnons de ne porter aucune de celles qui sont à ces ordres sur le territoire de louables Cantons, Etats confédérés et combourgeois de la Suisse etc."

Bern erhielt Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verhandlungen, der vorsichtige Stand zögerte jedoch nicht, weitere Schutzmaßregeln zu treffen; Pierrepertuis blieb mit 40 Mann und 2 Geschützen besetzt. Auf der außerordentlichen Tagsatzung in Aarau (September) eröffnete Frisching seinen Instruktionen gemäß, daß es im Uebrigen Biel die Verantwortung überlassen werde. Im Ganzen

* Neuhaus war ehemals Professor der Medizin in Nantes gewesen, kannte also die franz. Verhältnisse sehr genau.



war Bern durchaus nicht zufrieden, daß Biel die Abmachung von Delsberg angenommen und im Verein mit Solothurn und Luzern bat es sogar, diesen Vertrag nicht zu ratifiziren. Die Konferenz beschränkte sich jedoch darauf, der „Stadt nachdrücklich zu empfehlen, mit Anwendung aller ihrer Kräfte die Pässe sicher zu stellen.“

Im Bisthum ging die Revolution, unter dem Schutze der französischen Waffen, ruhig weiter. Nachdem die Patrioten am 6. September das Schloß von Pruntrut endlich in Besitz genommen hatten, ging Rengger nach Paris, um hier mit den leitenden Persönlichkeiten und seinem Oheim das Weitere zu berathen. Alles ging ihm nach Wunsch, die eben gegründete Republik sandte an Ferrières Stelle, der noch zu maßvoll erschien, den General Demars, eine Kreatur Marats. Dieser pflanzte den Freiheitsbaum und eröffnete am 17. Dezember die „Assemblée constituante des états libres de Rauracie“, deren erste Handlung es war, sich feierlich vom Bischof und dem Reiche loszusagen.

Darauf begann Gobel das Erguel in den Kreis seiner Umtriebe zu ziehen und unter Führung des energischen Maire Liomins von Villaret nahm die Revolution in jakobinischem Sinne dort derart überhand, daß sich der Bischof selbst in Biel nicht mehr sicher fühlte, sondern nach Konstanz abreiste.

Biel schwebte in großer Sorge wegen des Erguels, dessen Bewohner zwar im Allgemeinen mit der Revolution nicht sympathisirten, dessen Militärorganisation aber völlig vernachlässigt war. Schon 1790 hatten einige innere Konflikte stattgefunden, sie waren damals freilich beigelegt worden, nun aber drohte völliger Abfall. Bürgermeister Moser ging deßhalb nach Bern, während zugleich dem Vorort geschrieben ward, daß das Thal gleich Biel selbst, durch die Bemühungen der fränkischen Kommissärs nicht unschwer in den Bereich der Revolution gezogen werden könne.

Zürich fand die Bitte um Vermittlung begründet, hielt es jedoch für unmöglich, „mit offenbarer Gewalt dem dermaligen unaufhaltsamen Strome zu begegnen.“ So wendete es sich auch nur an die Stände mit dem Vorschlage, gemeinsam an Barthélemy mit der Note zu gelangen, daß die einzelnen Glieder des Freistaates in ihren Rechten zu achten seien und die erklärte Neutralität nicht mehr verletzt werden dürfe. Biel ließ im Erguel eine Proklamation anschlagen und sendete

als Sicherheitskommissäre die Venner Haas, Stadtschreiber Neuhaus und Kommandant Schaltenbrand in das Thal. Diese fanden schon überall die aufrührerische Schrift Lionins („Situation politique du Pays d'Erguel") vor, die zur Abordnung von Deputirten nach Pruntrut aufforderte, eine Einladung, der wirklich 12 Gemeinden mit 60 Boten folgten. Auf einiges Drängen hin ließ sich der Maire aber herbei, zu Handen des Bieler Großen Rathes zu erklären: man wolle sich unter der Bedingung enger an die Stadt anschließen, daß die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit auf den Schild erhoben würden.

Nun trat Bern für seine kleinere Bundesgenossin auf den Plan. Während Sperrmaßregeln nach der Seite des Thales hin eingerichtet wurden, wirkte man zugleich auf Barthélemy ein, der am 31. Januar 1793 die Abberufung Demars melden konnte. — Jetzt gab das Erguel schnell nach, besonders auch deßhalb, weil es mit der Rauracischen Republik ebenfalls schnell zu Ende ging.

Am 15. Februar ward nämlich die Assemblée aufgelöst und vier Tage später stellte Ritter von Gléresse im Jakobinerklub von Pruntrut den Antrag, Rauracien mit Frankreich zu vereinigen. — Ersichtlich handelte der Mann nur nach dem Befehle der Konventskommissäre Laurent und Monnot; denn nach einer überflüssigen Erklärung, daß man stets die Rechte auch des kleinsten Freistaates achten werde, ward Rauracien schon am 8. März * mit Frankreich als „Departement du Mont Terrible" vereinigt.

Da die Franken nicht übel Lust zeigten, auch das Erguel in ihre Gewalt zu bringen, so folgte noch eine längere diplomatische Korrespondenz der Stände mit Barthélemy, worauf der Convent dann am 7. April dekretirte: „Das Erguel und Münsterthal sollen fernerhin der Vortheile der helvetischen Neutralität theilhaftig sein."

II.

1796—1798.

Ueber drei Jahre blieb das Erguel und Münsterthal in Ruhe und sich selbst überlassen; denn die Beamten des neuen Bischofs Baron

* Des Wohlklangs wegen machte man in Paris aus dem Mont Teri bei Pruntrut einen Mont Terrible.



Xavier de Neveu, hatten im Ländchen wenig mehr zu sagen. Im Sommer 1796 dachte man ernstlich an eine Vereinigung mit Biel. Die Stadt aber, die von den Annexionsgelüsten des Direktoriums sichere Kenntniß hatte, beschloß zunächst einen Gesandten nach Paris zu senden, um die Absichten der dortigen Machthaber zu ergründen. Der Stadtschreiber Neuhaus wurde mit der Aufgabe betraut und ging am 22. August über Basel, woselbst ihm Barthélemy noch einige Anweisungen bezüglich des Verkehrs mit den einflußreichsten Personen gab. Neuhaus benutzte seine Reise, um der heimathlichen Regierung eine Schilderung der Zustände auf dem platten Lande Frankreichs zu geben, Briefe, die von höchstem kulturhistorischen Interesse sind und uns den Stadtschreiber als scharf beobachtenden Mann erkennen lassen. Der Aufenthalt in Paris endlich ließ Neuhaus keinen Zweifel, daß das Direktorium um seiner Existenz willen Krieg führen und revolutioniren müsse und so eine Umwälzung der Regierungsform in der Schweiz durch französische Bajonette zu den unausbleiblichen Ereignissen gehöre.

Damit aber, daß er diese Ansicht hegte, befand er sich im Gegensatze zu dem Berner außerordentlichen Gesandten, dem Großrath und Oberst Franz Rudolf von Weiß. Ein natürlicher aber anerkannter Sohn eines Berner Patriziers, hatte Weiß in Preußen gedient und galt in Bern als eine Art Genie, der jedenfalls der geeignetste Mann sei für Unterhandlungen mit der französischen Republik, die seine Sympathien voll und ganz genoß. Später bewies sich der Oberst (im Januar 1798) als Kommandant im Waadtland als ein völlig unbrauchbarer, verworrener Kopf, der die Franken durch schwülstige Proklamationen zu verdrängen gedachte.

Weiß hatte von seinem Stande den Auftrag erhalten, von dem Direktorium zu erlangen, „daß das Bisthum Basel, wenn man es dem Bischof nicht zurückgeben wolle, doch wenigstens nicht von der Schweiz getrennt würde, und daß man namentlich die Landschaft Erguel, wo nicht das Münsterthal, mit Biel vereinigen solle.“ Der Berner hielt in Paris schöngeistige Gespräche in den Salons, unterstützte jedoch den unermüdlichen Neuhaus in keiner Weise, so daß dieser sich bald überzeugte, daß Moutier-Grandval nicht zu retten sei. Am 11. Oktober wendete er sich mit einer Note an Lacroix, den Minister des Auswärtigen, worin er bat: „es möge dem Direktorium

gefallen, seine Zustimmung zu einer provisorischen Vereinigung des Erguels mit Biel und zwar unter Vorbehalt der Bestätigung bei bevorstehenden Friedensschlüssen zu geben." Trotz einer persönlichen Audienz konnte er nichts Anderes erhalten als ein einfaches Rekreditiv, d. d. 21. Brumaire (12. November), mit dem er dann die Rückreise antrat. Und dennoch meldete Biel an Zürich unter dem 26. Dezember: „Wir, Unsere Stadt und kleine Botmäßigkeit aber, haben die bestimmte Anerkennung eidgenössischer Independenz und Freistaats, so mündlich und schriftlich vom Minister und Directorio, durch die Karten dieses als Abgeordneten eines freien Staats und das auch mitgebrachte Recreditive mit allgemeinen Versicherungen erhalten, daß wir einstweilen, was Uns betrift, beruhigt seyn können." *

Herr von Weiß kehrte erst im Januar 1797 heim; er rieth seiner Regierung zu einer Uebereinkunft mit dem Direktorium, ein Vorschlag, den Bern jedoch nicht annahm.

Unterdessen waren die Ergueler ebenfalls für die Sache der Freiheit und Gleichheit gewonnen. Bern wie Biel geriethen in große Besorgniß, als Pruntrut um die Mitte des Jahres mit Truppen stark besetzt ward, und nur ein Schreiben Bacher's beruhigte sie um Etwas. — Dann kam der Staatsstreich vom 18. Fructidor; Barthélemy, der Freund der Schweiz, ward deportirt, die Geschäfte in der Schweiz leitete faktisch die Kreatur Reubells, der Kommissär Mengaud. An ihn sandte Biel den getreuen Neuhaus, der aber nur höhnische Antworten erhielt und im November erfuhr man gar, daß Mengaud selbst in's Erguel gereist sei, um die Revolution vorzubereiten. Am 14. beauftragte das Direktorium dem General Gouvion de St. Cyr, den Einmarsch in das Thal zu leiten, man wollte jetzt offen mit dem brüchig gewordenen Neutralitätsprinzip aufräumen.

Am 13. Dezember ward dem Vorort die Note zugestellt, daß „la prévôté de Moutier-Grandval, le pays d'Erguel, la mairie d'Orvin etc. étaient de tous les temps les dépendances du cidevant évêché de Bâle et l'occupation de tous les susdits pays

* M(artin) U(steri) sagt dazu (in Posselt; Europ. Annal. 1807 II. 3 p. 150 Anm.): „Die etwas unverständliche Sprache kann doch wohl nichts Anderes sagen wollen, als daß die gutmüthige Regierung der Stadt Biel die diplomatische Fremdenkarte, welche ihr Abgeordneter zu Paris nach bekannter Sitte erhielt und in der er Gesandter eines unabhängigen Freistaats genannt war, für eine sehr beruhigende Anerkennung ihrer Unabhängigkeit ansah."

va avoir lieu sous peu de jours, de manière cependant à ne porter aucune atteinte à la neutralité helvétique; la république française se réserve formellement tous ses droits et actions sur tous les immeubles et meubles appartenants au ci-devant évêché de Bâle sur la rive gauche du Rhin."

Solothurn erfuhr sehr bald von den ersten Bewegungen der 89. Halbbrigade, die unter Gouvion de St. Cyr stand. Wenige Stunden nach dem Einmarsche wendete sich dieser übrigens an Bern, mit der höflichen Bitte um Gewährung eines Passirscheines für das Tessenberggebiet. — Die bernische Regierung war schon so schwach gesinnt, ihm die Erlaubniß für diese Verletzung der Neutralität umgehend zu gewähren.

Am 14. hatte sich Biel an Bern gewendet und die Mittheilung gemacht, daß Moser die Fürsprache von Peter Ochs in Basel hinsichtlich des Unvermeidlichen nachgesucht habe. Auch sei der Bürgermeister — ohne Kenntniß der Bewegungen St. Cyr's — an Mengaud gelangt, der im Gegensatze zu seinem Kollegen Bacher über die nächste Zukunft nur ausweichende Reden habe. Bald sollte man in Bern direkte Nachrichten besitzen; denn unter dem 18. Christmond bat Bacher den Stand: „de mettre provisoirement sous le séquestre les maisons etc. du ci-devant évêché de Bâle. Zur gleichen Zeit schlossen Oberst Stettler, der Kommandant der Berner-Truppen in Nidau und Oberst Peter Glutz von Solothurn mit dem Bataillonschef Fontenay d'Arsonval eine Uebereinkunft, durch die einzelne Militärs frei auf beiden Territorien verkehren durften.

In schlechtem Einklange zu dieser friedlichen Abmachung stand die Thatsache, daß Gouvion von Sonceboz aus dekretirte, der Citoyen Bresson sei Maire von Biel. Die bedrängte, in ihrer Selbständigkeit bedrohte Stadt bat um Aufschub bis zur Ankunft der Nachrichten von Paris, doch der General berief sich auf erhaltene Befehle. — Noch trug man sich mit der Hoffnung, daß Neuhaus durch persönliche Vorstellung beim Direktorium die Stadt vor der Annexion retten könne. So erhielt der Stadtschreiber den Auftrag: „1) Alles anzuwenden, um die Rechte Biels im Erguel und die Stellung zur Eidgenossenschaft zu wahren. 2) Vielleicht durch Tauschvertrag die Verhältnisse in jener Landschaft so zu ordnen, daß die Sache sowohl von der Stadt wie der Eidgenossenschaft gebilligt werden könne."

Ueber Basel, woselbst Mengaud als nunmehriger Chargé d'affaires residirte, ging der Gesandte — ohne die geringste Hoffnung für einen Erfolg erhalten zu haben — am Neujahrstage 1798 nach Paris, wohin ihm ein Kreditiv der außerordentlichen Tagsatzung von Aarau nachgesendet wurde. In der Metropole sprach er zunächst bei Ochs vor, der ihn in sonderbarer, fast unhöflicher Weise empfing und ihm erklärte, Nichts für Biel thun zu können.

Wenige Tage darauf ward Neuhaus verhaftet und in der schmählichsten Weise als Untersuchungsgefangener behandelt, dann aber Ende Jannar freigelassen. Noch einmal suchte er den Basler Oberstzunftmeister auf, „der ihn nun mit äußerster Höflichkeit empfing" und ein strahlendes joviales Gesicht zeigte. Er vertheidigte die Verhaftnahme „als eine weise Maßregel der Regierung; dadurch habe sie die Anmaßungen und Machinationen der Stadt Biel bestrafen und den anderen eidgen. Ständen zu verstehen geben wollen, daß keine besonderen Gesandten mehr empfangen und keine Reklamationen von einzelnen Kantonen mehr angenommen würden, es sei denn, daß man dieselben durch ihn, den vom Direktorium selbst bezeichneten Gesandten, vorbringen ließe."

Mit der Erkenntniß, daß man sich an Ochs hätte wenden sollen und von dem Geschicke der Ausweisung betroffen, kehrte Neuhaus am 29. nach Biel zurück.

Hier war das Direktorium in der summarischsten Weise vorgegangen! — Noch am 4. Jannar hatte Mengaud proklamirt, Niemand würde Schaden an Besitz und Glauben erleiden; während aber die bischöflichen Güter auch auf eidgen. Boden mit Beschlag belegt wurden, rückten am 6. Februar Franzosen ohne Weiteres in Biel ein. Liomin, der mit ihnen gekommen, erklärte dieselben als „die Befreier", als „Brüder". — Folgenden Tages ward die Stadt mit Frankreich vereinigt — die Selbständigkeit für das kleine Gemeinwesen war auf immer verloren.

Man ist vielleicht versucht zu fragen, unter welchem Vorwande das geschehen ist? Schauenburg erklärt es uns — vom militärischen Gesichtspunkte aus; Frankreich mußte für die kommenden Feldzüge Jurapässe voll und ganz im Besitze haben.

Das war der Anfang vom Ende der alten Eidgenossenschaft,





nicht jener zwar, die Murten und Novara durchgefochten hatte, sondern einer verknöcherten Verbindung von aristokratischen Kantonen ohne Saft und Kraft.

Aber aus diesem Absterben erstand die neue Schweiz, das Staatsgebäude, das sicher den kommenden Stürmen in's Auge schauen kann.



Zur Geschichte der Gemeinde Birsfelden.

Nach Aufzeichnungen mehrerer Freunde.

Von **Gottlieb Linder**, Pfarrer.

I. Bis 1832.

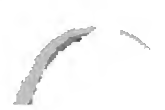
Der Name des Ortes ist sehr leicht abzuleiten: Das Feld an der Birs. — Der Grund und Boden, worauf das Dorf steht, ist angeschwemmtes Land von Rhein und Birs. In einer Tiefe von 50—60 Fuß finden sich Nagelfluhfelsen (vom Rheingeschiebe herrührend). Auf dieser Schicht liegt in der Ortschaft selber Birsgeröll, längs des Rheines hin Kieselsteine und Kieselsand. Humus hat sich erst in jüngerer Zeit, namentlich auf dem erstern, gebildet.

Zur Zeit, da die Hunnen in's Land einbrachen, war wohl der größere Theil Birsfeldens mit Wald (der Hard) bedeckt, der Rest eine traurige, mit spärlichen Dornen bewachsene Wüstenei.

Im Mittelalter endlich scheint der Anbau dieses sonst prächtig und eben gelegenen Feldes begonnen zu haben. Das älteste Dokument, das sich auf Birsfelden bezieht, stammt aus dem Jahre 1227, 27. Mai und ist zu Muttenz im „Hofe“ des Grafen von Homburg errichtet worden. Urkundenbuch von Baselland, pag. 20, 15 ff. Weil der erste urbarisirte Boden am Rheinufer lag, wurde das Gut „Klein Rheinfelden“, oder kurzweg das „Rheinfeldeli“ (villula Rinveldelin) genannt. Nach obigem Schriftstück bestand damals Klein-Rheinfelden aus zwei Güterkomplexen. Der erste betrug 103 Jucharten und gehörte dem

benachbarten Kloster zu St. Alban (Basel) als Erblehen aus der Hand des obigen Grafen. Der Zins betrug jährlich 13 Schilling und einige Zehnten. Der zweite 120 Jucharten große Komplex gehörte noch dem Grafen selbst. Im Jahre 1227 nun verlieh der „Meier“ (Statthalter des Grafen) von Muttenz, Namens Marquard, beide Güter dem Ritter „Peter vom Thurm“. Nach diesem besaßen Klein-Rheinfelden als Erblehen die Herren von Ratberg aus Basel, 1284—1451. Dann die Roten (1451 Hans Rot). Außer in der Urkunde von 1227 kommt im „Urkundenbuch von Baselland“ der Name Kleinrheinfelden in folgenden Jahren und in folgender Weise vor: 1) pag. 75, 4 und 5: Anno 1274 sind als Zeugen genannt: Wenschart de minori Rinvelden und Rudolfus Unwert de minori Rinvelden. 2) pag. 853, 35: Anno 1444: item ein juchart ackers zem hoff, stoßet an den weg, der do got zu der brugg ze Kleinen Rinfelden. (Hans Thüring Münch von Münchenstein stiftet mit etlichen Gütern in der Kirche zu Muttenz eine Frühmesse.) 3) pag. 891, 24 ff.: Anno 1451, August 19: Hans Rote Ritter verkauft dem Kloster St. Alban in Basel die beßerunge des hofes genant zu Kleynen Rinfelden enhet der Birse gelegen, da das selbe wasser in den Ryne louffet, mit allen sinen zugehorungen und rechtungen, mit ackern, matten, holtze, velden, wunne, weyde, wasserlouffe, wege und nit wege, mit Zinsen, nemlich acht schillinge gelts, so midr die erwirdigen geistlichen herren der prior und der convent zu den Augustinern jerlich geben haben von den vachen daselbs, und darzu die vierdhalbe mannwerg matten in dem banne zu Muttentz gelegen, da von Cunrat Huglin der rebknecht jerlich gyt dru phunt pheninge und zwei hüner gelts, gyt Hanns Hertzbrecher jerlich von den hursten by der steyngruben zu dem Rotenhuse, und allen andern nutzen und zugehorden, wie die genempt und wo die gelegen, die zu demselben hofe Kleynen Rinfelden gehörende sint in allem dem rechten, als ich und myn vordern die von dem benanten gotzhus umb eynen jerlichen Zinse funff viernzel gelts nemlich zwo rocken, zwo dinckeln und eyne habern von der eygenschafft ze geben zu lehen inngehept — um 400 Rhein. Gulden.

Im Jahre 1674 wird Kleinrheinfelden mit der Hagnau an Hans Heinrich Gerler? verkauft um 1350 Pfund. Von den Beständern des Erblehens wurden dem Kloster zu St. Alban an jährlichem Zins gegeben: 2 Viernzel Roggen, 2 Viernzel Dinkel, 1 Viernzel Hafer.



Die Heerstraße über die Birs führte bis in's 15. Jahrhundert über die Brücke von St. Jakob. Wer von Basel aus nach Klein-Rheinfelden wollte, mußte in einem Kahne über die Birs setzen. Erst 1384 wurde eine nothdürftige Brücke erstellt und im 15. Jahrhundert wird endlich auch eine Landstraße genannt. In den Schriften des Klosters zu St. Alban wird das Birsfeld folgendermaßen beschrieben:

(Anfang des XIV. Jahrhunderts.) Das Feld zwischen der Hard, Rhein und Birs, mit beiden Seiten der Birs, sammt der Hagnau; item von der Birs an, da sie in den Rhein lauft und in den Rhein ein Spieß lang. — Der Propst zu St. Alban ließ dazumal eine Auskündung ergehen, daß, wer das Feld bauen wollte, ihm jährlich von der Jucharte drei kleine Sester Dünkel oder Hafer Zins bezahlen solle. Auf solche Art sind wahrscheinlich diese rauhen Aecker bis zu den Zeiten der Reformation angebaut und der Zins zur Verbesserung der Einkünfte des Klosterpflegers verordnet worden. — Es pflegte aber der angrenzende Bauersmann um diese Zeit gleich als mit seinen eigenen Gütern in dem Birsfelde zu schalten, also daß sich die Obrigkeit genöthigt sah, den 30. April 1530 folgenden Befehl ergehen zu lassen:

„Daß nu fürhin niemands, er sy jöh Burger, Hindersäß oder usserhalb zu Muttenz, Münchenstein oder anderstwo gesässen, unserm Gotteshus zu St. Alban in sin Eigenthum so das Rhinfeld genannt wird, nit fahren, darin nützit mehr bauen solle, er hab denn zuvor das Feld, so ein Jeder zu bauen begehrt, von den Pflegeren um einen Jahrzins zu Lehen empfangen."

Im Jahr 1674 ward der größte Theil dieser Gegend verkauft, nämlich das jetzige Gut des Birsfeldes und die dazu gehörigen Matten angelegt, die Aecker aber hin und wider, theils Bürgern, theils den Unterthanen von Muttenz käuflich hingegeben wurden und ist nachher das Gotteshaus St. Alban zu den übrigen Gotteshäusern in die Verwaltung der geistlichen Güter gezogen worden.

Das Gut Klein-Rheinfelden, kurzweg „der Hof" genannt, besteht heute noch und mißt noch ungefähr 70 Jucharten. Es liegt etwa 1000′ oberhalb der Birsmündung, ganz nahe am Rhein und es existirte daselbst bis gegen die Sechziger Jahre eine einfache Handfähre zur Vermittlung des Personenverkehrs mit dem jenseitigen baslerischen und badischen Rheinufer. Daß die Gebäulichkeiten im Mittelalter

und durch das Kloster erstellt worden sind, sieht man auf den ersten Blick. Um das Ganze zieht sich eine noch theilweise gut erhaltene Ringmauer mit Eckthürmchen, in welchen sich Schießscharten befinden. Zwei gewaltige Gitterthore verschlossen die sich gegenüberliegenden Ein- und Ausgänge. Auf der Westseite steht das schönere Wohnhaus mit Dachzinnen, in welchem zur Sommerszeit wohl die Mönche ihren Landaufenthalt genossen haben mögen und etwa auch der Pfleger wohnte. Dabei, gegen die Mitte des Hofes hin, steht eine Remise und ein Waschhaus, dessen oberer Theil noch heute einen Thurm vorstellt und an welchem sich eine Sonnenuhr befindet. Der südöstliche Winkel wird von einem geräumigen Bauernhaus eingenommen. In der nordöstlichen Ecke stehen die geräumigen Stallungen und Scheunen, alle unter einem Dache, je mit zwei Ausgängen versehen. Mitten im Hofe, an der Ecke eines großen, freien Platzes befindet sich der große Ziehbrunnen, der wohl als Muster für alle andern Brunnen des Ortes gedient hat. Links und rechts vom Herrenhaus dehnen sich zwei von Mauern umzogene Gemüsegärten aus. In dem südlichen Gartentheile breitet ein uralter, sehenswerther Eibenbaum seine Aeste zu einem netten Gartenhäuschen aus. Der gegenwärtige Besitzer des Hofes ist Ludwig Schneider-Schneider von Langenbruck. Die Familie Schneider ist schon im dritten Gliede Besitzerin des Gutes. Vom „Hofe“ aus führt ein mit Obstbäumen besetzter, schnurgerader Weg durch das Gut in's Dorf und auf die Landstraße.

* * *

In einem Spruchbrief des baslerischen Bischofs Heinrich zwischen dem Kloster zu St. Alban und dem Herrn von Froburg, gegeben zu Basel in der St. Leonhardskirche im Jahr 1221 heißt es wörtlich: „Daß das gestärkte Eigenthum zu bed Seiten des Wassers der Birs von der Brücken bei St. Jakob an bis in den Rhein, dem gemeldten Kloster St. Alban von rechter Eigenschaft mit allem Erdreich, Aeckern, Matten, Waiden, Fischenzen, Wasserflüssen, Wegen, gebauen und ungebauen zugehöre &c. und daß die Müller zu St. Alban nach Nothwendigkeit ihrer Mühlen, dem genannten Gotteshaus St. Alban mit vollem Rechte zugehörig, im Namen desselben Gotteshauses mögen, dörfen und sollen ohne Männiglichs Widersprechen, das Wasser der Birs zum Theil oder gar von der Steingruben genannt Gypsgruben unter Münchenstein richten und fließen machen.“ Graf Herrmann



von Homberg, der die Briefschaften des Gotteshauses St. Alban durchgesehen, sagt in seinem Bericht: „Daß wir, noch die Unsrigen kein Recht oder Gewalt haben, denselben Herren und ihrem Gotteshus in solchen Sachen Intrag noch Irrung zu thun und daß solch' Wasser der Birs mit sampt Fischenzen und andern Rechtungen daran, zu beiden Seiten von der Birsbruck ab zu kleinen Rheinfelden und in ihrem Begriff, Zwing und Bann bis in den Rhein gelegen Ihnen zugehört und daß Sie und die Ihren wohl mögen dasselb Wasser der Birs überwuchern, kehren, leiten und einfassen, inwendig der weißen Fluh unter Münchenstein an der Birs gelegen, ganz, halb oder zum Theil, hoch und nieder, soviel und dick ihnen das Noth ist, und sie deß bedörfen; und daß die Holzflößer denn nicht dardurch sollten fahren, anders, denn des Samstags zur Vesperzeit wider ihren Willen bei Pön 2c.

Gegeben zu Basel am St. Margrethen-Abend 1301, vidimirt den 8. März 1432."

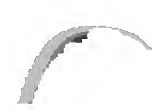
Bei der Birsbrücke nach dem Rheine zu steht jetzt noch das Wacht- oder Fischerhäuschen, das im Jahr 1689 erbaut worden.

In das Jahr 1348 fällt wegen des Zolls der Birsbrücke ein Vertrag, in welchem festgesetzt ist, daß die Burger von Liestal keinen Zoll, die Ausburger aber Zoll bezahlen müssen. „Führt ein Bürger von Liestal sein eigen Gut, oder das Gut seines Mitburgers, es sig umsonst oder um den Lohn, so ist er vom Zoll befreit, führt er aber das Gut eines Ausburgers oder Fremden, das soll er verzollen. Die Juden zu Liestal, sie seyen ingesessen oder Ausburger, sollen den Zoll bezahlen; wenn auch die Brugg abgienge, so soll doch der Zoll an der „Vare" bezahlt werden." Im Jahr 1302, heißt es in einer Vergabung, „verleyht Hug zur Sunnen in St. Jakob dem Siechmann der Birsbrugg ein Holz (einen Theil der Hard), lit in dem Banne des Dorfes Muttenz, jährgelichs um 5 ß. Im Jahr 1305 verkauft Herr Walter von Ramstein, Ritter, den guten Lüten, die an der Birsebrugg gesessen sind, bi Basel, einen Acker um 3 Pfund Pfennig.

Mit Muttenz kam's Birsfeld 1460 gänzlich an den Stand Basel und mit ihm 1501 in den Bund der Eidgenossen. Auch die Hagnau (an der Birs) war um jene Zeit schon ein Hof. Im Jahr 1531 verkauft Hans Rudolf Harder, Schaffner des Klosters St. Alban, an

Georg Bislämmli, den Birsmeister, das liegende Gut Hagenow, enthalb der Birse, im Muttenzer Bann gelegen, um 389 Pfund. (Jetzt kostete es 100,000 Fr.) Birsmeister nannte man die Verwalter oder Pfleger des Gotteshauses St. Jakob und des Siechenhauses.

Wann die Birsbrücke bei Birsfelden erbaut worden, kann nicht genau angegeben werden. Im Jahr 1446 wird die Brücke zu St. Jakob die alte genannt, somit könnte die untere neue damals schon bestanden haben. Die erste Meldung von der Brücke geschieht in einer Erzählung von Streitigkeiten, 1497, indem der Graf zu Thierstein, Herr zu Pfeffingen und Vogt der Herrschaft Rheinfelden, über die niedere Birsbrücke geritten sei und allda sammt seinem Diener einige Fischgarne (Bähren) vom Nasenfange weggenommen habe. Der erste Abriß der Brücke stammt vom Jahr 1657 und zeigt eine hölzerne Brücke an, „so vom Birshäuslein bis an das ähnere Gestade führet“ und 13 Joche hat. Das Gestade war damals noch nicht so viel erhöhet und erstreckten sich die Joche bis weit in das Land hinein, weil denselben nach damaliger Bauart kein Widerlager gegeben wurde. Um Material zu ersparen, wurde deßhalb zu wiederholten Malen an der Brücke abgekürzt. Doch hatte dieselbe um das Jahr 1720 noch 7 Joche und eine Länge von gegen 300 Fuß. Im Jahre 1739 wurde eine steinerne Brücke erbaut. Zum Neubau derselben wurden verschiedene Pläne eingegeben, wovon einer mit drei, ein anderer (um 40,000 fl.) mit zwei Bogen. Ein fremder Baumeister, der aber die Tücken der Birs nicht kannte, übernahm nun den Bau nach den Wünschen des Basler Rathes. Weil dessen Brücke gar hoch zu liegen kam, wurden gegen dieselbe hin trockene Mauern aufgeführt und aufgefüllt; diese stürzten aber bald ein und mußten durch neue ersetzt werden. Ein großes Wasser bereitete aber der schlecht gebauten, aber schön roth angestrichenen und ausgefugten Brücke im Jahre 1744 einen schmählichen Untergang. Merkwürdig dabei ist, daß kurz vor Einsturz der Brücke die Berner Landkutsche dieselbe passirt und ein Kaufmann von St. Gallen, von der Straßburger Messe heimkehrend, mit genauer Noth mit seinem Pferde das Birsfelder Ufer erreichte. Als er seine Reise weiter fortsetzte, begegneten ihm in der Hard etliche Kutschen mit Basler Abgeordneten (worunter Herr Oberzunftmeister Johann Rudolf Fäsch, der diesen Bau ziemlich fördern geholfen), welche von der Liestaler Huldigung nach Hause kehren wollten, denen er anzeigte: „daß die





Brücke von dem großen Wasser hinweg genommen worden.“ Ein Ueberreiter, der zur Vergewisserung abgesandt wurde, mußte die Aussage des Kaufmanns bestätigen, weßhalb die Herren in größter Bestürzung umkehrten und auf der Landschaft übernachten mußten. Des andern Tages sahen sie sich gezwungen, da die obern Birsbrücken auch nicht gangbar waren, ihren Heimweg über Rheinfelden zu nehmen. Bis die Brücke wieder gangbar war, vermittelte vorübergehend eine Bockbrücke den Verkehr über die Birs.

Birsfelden hat viele Heereszüge mitansehen müssen. Im dreißigjährigen Kriege hatte sich das kaiserliche Heer unter dem Herzog von Feria und General von Altringer der österreichischen Waldstätte bemächtigt. Von Rheinfelden zog das Heer im November 1633 gegen 26,000 Mann stark mit viel grobem Geschütz über die Birsbrücke, wobei der „Hof“ die Plünderung erdulden mußte. Am 13. August 1672 überschritt der Graf von Fürstenberg mit 900 Mann Kavallerie die Birs vom St. Albanthor her dem FricktHale zu. Im Jahr 1791 mußte Basel auf Ansuchen des Wiener Hofes den kaiserlich österreichischen Truppen den Durchzug gestatten; die Basler Milizen begleiteten dieselben bis nach Reinach; die Oesterreicher konnten aber in dem vom Bischof abgefallenen Lande nichts ausrichten und kehrten unverrichteter Sache wieder zurück. Im Dezember 1797 fuhr Napoleon über die Birsbrücke an den Kongreß nach Rastatt. Nach der Einnahme von Hüningen zogen 1813 die Alliirten von Basel her denselben Weg durch den Kanton und endlich war im August 1833, nachdem schon 1830 die „Stänzler“ (Basler Standestruppen) in Liestal gewesen waren und den Freiheitsbaum niedergelegt hatten, den Trümmern des Basler Auszuges auf seinem Rückzuge hinter die bergenden Mauern der Stadt die Birsbrücke kaum breit genug. Ein Theil derselben war schon abgedeckt, denn einige Landschäftler hatten es auf die Erbeutung der Kanonen abgesehen. Sie mußten aber vor der großen Anzahl der Basler Kanoniere entweichen.

Merkwürdig ist, daß in der Birsfelden gehörenden Strecke der Birs so viele „Nasen“ gefangen werden, wie sonst nirgends. Im Jahr 1794 war die Ausbeute so reich, daß man einer ähnlichen sich nicht leicht erinnern konnte. Der Geldbetrag für die verkauften Fische stieg auf 1704 Pfund, wovon die Hälfte laut Verordnung der Regierung, als Eigenthümerin der Fischenzen, die andere dagegen den Fischern zufiel.

Nach der Meinung der letztern würde der Fang noch ergiebiger gewesen sein, wenn nicht etwa 60,000 Stück durchgefallen wären. Den Nachtheil schob man auf das Flößen des Holzes, dessen Geruch den Fischen widerwärtig gewesen. An der großen Ausbeute des genannten Jahres seien die feindlichen Kriegsheere schuld gewesen, welche an beiden Ufern des Rheins den Anwohnern das Fischen untersagten. Seither war die Ausbeute wohl auch noch beträchtlich, aber nie mehr, mit Ausnahme eines einzigen Jahres, so groß. Einmal in den vergangenen Fünfziger Jahren konnte man die Nasen mit Händen und auch mit Rechen herausholen. Da aber kein Absatz vorhanden war, düngte man mit den Fischen die Kartoffelfelder.

Um nun wieder zur Geschichte des Dorfes Birsfelden zurückzukommen, so sei erwähnt, daß nach der Reformation das Birsfeld aus vier Höfen bestand, nebst der Hagnau das innere Birsfeld bei der Brücke, das äußere, der Hof, endlich das mittlere mit zwei Höfen (Scholer, Plattner und Kilcher) unterhalb des Wirthshauses zum „Ochsen". Birsfeld, Hagnau, nebst St. Jakob, den drei Gundoldingen und Brügligen gehörten in den Gerichtszwang Basel. Nach der Aufhebung des Klosters St. Alban wurden die Birsfelder Höfe an Privatleute, meistens Basler Bürger, verkauft. Erwähnenswerth ist der Verkauf des Hofes am Rheine an zwei Berner Bauern. Bis 1808 bestand in der ganzen Eidgenossenschaft ein freies Zugrecht, nämlich so, daß Bürger des einen Kantons sich auch Liegenschaften in einem andern erwerben konnten. Basel aber hob dieses Zugrecht auf und so wurde auch ein gewisser Gisin zu Muttenz angegangen, das Gut zu kaufen und zwar um den gleichen Preis, den die Berner geboten. Gisin sagte zu und erhielt den Hof zugefertigt. Darauf klagten die Berner zuerst bei der Basler Regierung und als diese sie abwies, bei der Tagsatzung. Diese hob den Beschluß der Basler Regierung auf. Als nun aber Gisin nicht zum Rücktritt zu bewegen war, entschädigten die Basler die beiden andern Käufer mit je 100 Dublonen.

In früherer Zeit, da Basels Bürgerschaft noch kleiner war, bezog jeder Bürger aus der Hard sein Gabholz. Das dem Rheine nahe gelegene wurde einfach in den Strom geworfen und bei der alten Rheinbrücke wieder aufgefischt. Eigenthümlich ist das Verhältniß mit der Hard. Grund und Boden gehört den drei Gemeinden Pratteln, Muttenz und Birsfelden (früher bestand auch ein Waidrecht), das Holz aber den Bürgern der Stadt Basel.

II. Bis 1873.

Im Jahre 1832 wurde auf der Tagsatzung zu Zürich der Kanton Basel in die Kantone Baselstadt und Baselland getrennt; damit kam Birsfeld zur Landschaft. Alsobald wurde bei der Birsbrücke ein Grenzposten und zugleich ein Weggeld- und Zollbüreau mit dem üblichen Schlagbaum errichtet.* Da das kleine Wirthshaus (früher zur „Sonne") zum „Bären" nicht mehr genügte, erbaute der unternehmende Jakob Schneider-Weber vor seinem Hofe das Gasthaus zur „Brücke", für sich aber noch ein eigenes Oekonomiegebäude. (Besitzer der Brücke war: Vögtlin und ist jetzt: Plattner.) So erhoben sich nach und nach neue Häuser. Mancher unternehmungslustige Mann baute ein Haus nach dem andern und konnte alle gut verkaufen. Denn auf einmal kam Verkehr in den jungen Ort. Die Fuhrleute zogen vor, hier über Nacht zu bleiben, statt in Basel, des frühzeitigen Thorschlusses und späten Oeffnens, sowie der billigen Preise wegen. Zudem erhielten sie von den Wirthen billige Miethpferde für den alten Hardstich. Solcher Pferde waren immer gegen 50 zur Verfügung. Die Güterwagen standen oft in zwei Reihen, einer hinter dem andern, von der Birsbrücke bis zu oberst in's Dorf. Der leichte Gewinn lockte nun natürlich eine Menge Leute an, so daß die Bevölkerung rasch wuchs. Doch auch mancher zog dahin, der mit der Gerechtigkeit und den Vorgesetzten seines Heimathlandes auf gespanntem Fuße stand. Die Zahl der Wirthshäuser war in den Vierziger und Anfangs der Fünfziger Jahre so groß, daß sie erst in den letzten Jahren bei der stark vermehrten Einwohnerzahl wieder erreicht wurde. Auf einmal fiel ein starker Reif auf die so prächtig aufknospende Dorfblüthe. In den Jahren 1853 und 1854 wurde, mit Umgehung der alten steilen Landstraße gegen die Hard, von der Regierung von Baselland eine geradere und weniger steile Straße auf den Hardhügel erstellt. Landjäger Salfinger führte diese Arbeit mit Sträflingen aus. Auf einmal waren die vielen Miethpferde überflüssig und eine bedeutende Verdienstquelle war versiegt. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Durch den Bau der Centralbahn (1854 und 1855) verlor die Landstraße den ganzen Transitverkehr

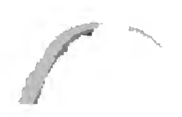
* Mittheilung des damaligen Baudirektors, resp. Straßeninspektors über die „Romänewage": „Ist accordiert worden und verfertigt um 3000 Fr. von Hrn. Walniger u. Compagnie in Straßburg, garantiert 300 Centner zu wägen, von Straßburg zu liefern und aufzustellen in seinen Kosten und zwei Jahr 800 Fr. darauf stehen lassen per Fehler, die daran vorkommen."

für die innere Schweiz und das Ausland; die Folge davon war, daß die meisten Wirthschaften zu Grunde gingen. Die Häuserpreise alle sanken um die Hälfte und mancher Einwohner hatte ein schönes Vermögen an denselben eingebüßt. Nach der Grenzbesetzung von 1856/57 mit ihrer erdrückenden Einquartierung erholte sich indeß das Birsfeld wieder von dem genannten schweren Schlage, indem viele Baselbieter Posamenter einwanderten. Die Basler Fabrikanten zogen ihre Landstühle mehr zurück und errichteten dafür in der Stadt große Fabriken, um selber die Geschäfte überwachen zu können. Das Gesetz, daß kein fremder Fallite in Basels Mauern wohnen dürfe, verwies diese Leute, die doch auch leben und verdienen mußten, in die Außergemeinden, und Birsfelden bekam einen zahlreichen Antheil dieser Bescheerung. Namentlich in der ersten Hälfte der Siebziger Jahre wanderten die Baselbieter stark nach Birsfelden aus, so kamen z. B. 1874 von Häfelfingen mehrere Familien mit nicht weniger als 17 schulpflichtigen Kindern dahin. — Seit die Posamenterei oder überhaupt die Seidenindustrie so darnieder liegt, nahm die Zahl der Arbeiter in Birsfelden bedeutend ab; dafür kam aber Ersatz, so namentlich Angestellte vom Rangirbahnhof auf dem Wolf und dem Centralbahnhof, die auch meistens solidere Zahler sind, als erstere.

Weniger Ziffern bedarf es, um die Zunahme der Bevölkerung des Dorfes festzustellen. Birsfeld zählte kurz vor der Trennung von Stadt und Land

1832	18	Seelen, dann
1840	400	"
1846	600	"
1850	900	"
1860	1431	"
1870	1874	"
1880	3370	"
1888	3598	"

Erster Lehrer in Birsfelden: Xaver Gschwind von Therwyl, vom 1. November 1846 an, begann mit 70 Kindern in einer Wohnstube hinter dem „Rößli". 1851 Erbauung des ersten Schulhauses. Fernere Lehrer: Samuel Hunziker von Kulm, Johannes Leupin von Muttenz, Reinhard Maurer von Liestal, Jakob Fischer aus Aargau, Theodor Grimm von Lausen, J. Kohl-Buser von Läufelfingen u. s. w.



III. Von 1866 bis 1887.

Sonntags den 14. Oktober 1866, Nachmittags 2 Uhr, wurde die neue Kirche in Birsfelden eingeweiht. Festprediger war Hr. Pfarrer J. J. Oeri in Lausen. Text: Ephes. 2, 19—22. Die Predigt ist gedruckt. Am 11. Oktober 1866 sodann trat der auf Vorschlag des ehrwürdigen bisherigen Pfarrers der Gesammtgemeinde, des Herrn Pfarrer Joh. Schmid-Linder in Muttenz von dem Herrn Kirchendirektor Emil Frey als Vikar für Birsfelden berufene Herr Gottlieb Linder, Sohn des im Jahr 1842 als Pfarrer von Muttenz und Birsfelden verstorbenen Herrn Emanuel Linder-Mesmer, sein Amt an, indem er seine erste Predigt in der Kirche hielt über Matth. 5., 6. (Einige Jahre vorher hatte derselbe zum ersten Mal in Birsfelden gepredigt, im Schulhause an einem Bettage über 1 Thess. 5., 18.)

Am Weihnachtsfeste 1866 wurde in den Kirche zu Birsfelden zum ersten Mal das hl. Abendmahl gefeiert und zwar von 78 Kommunikanten. Die Abendmahlsgefäße waren auf den 23. Dezember angekommen, nämlich: 2 Becher, 1 Kanne mit der Aufschrift: „Liebesgabe von Frauen und Jungfrauen Basels an die Gemeinde Birsfelden"; 1 Patena und 1 Taufbecken, vom Frauenverein in Basel geschenkt. Bald darauf schenkte auch Fräulein Marie Legrand zur „Sandgrube" in Basel einen vergoldeten Kelch, bestimmt zu reformirten Hauskommunionen in Birsfelden; derselbe wurde auf dem Altar aufgestellt am Charfreitag (19. April) 1867.

Nun begann die Gemeinde festere Gestalt zu gewinnen, indem zum geordneten Gottesdienst, Schul- und Armenwesen, auch die Erhebung zur selbständigen Kirchgemeinde sich vollzog. Montag und Dienstag den 15. und 16. April 1867 nahm der Landrath den Gesetzesvorschlag betreffend Errichtung einer Pfarrei in Birsfelden an, und beschloß, ihn dem Volke vorzulegen. Zu diesem Beschlusse hatte namentlich auch der Hinblick auf die von Birsfelden kurz vorher erlittene schwere Typhusepidemie mitgewirkt, sowie die Erklärung des seit 1842 auch Birsfelden versehenden, betagten Geistlichen von Muttenz, daß er einen Vikar wünsche. Sonntag den 16. Mai 1867 wurde dann das Gesetz über Errichtung einer reformirten Pfarrei in Birsfelden (nebst andern Vorlagen) mit 4102 gegen 1050 Stimmen durch Referendum angenommen. Birsfelden selbst stimmte dabei mit 139 Ja gegen 4 Nein.

Sonntag den 30. Mai 1867 wurde sodann in Folge des neuen Gesetzes zur Pfarrwahl geschritten und auf dem Wege der Berufung wurde mit 73 von 74 Stimmen (1 Stimme verworfen) zum Pfarrer der Kirchgemeinde Birsfelden ernannt: Hr. Gottlieb Linder von Basel, V. D. M., bisheriger Vikar in Birsfelden.

Am Sonntag den 14. November 1868 wurde der Birsfelder Kirchenstreit mit den Katholiken zu beidseitiger Zufriedenheit unter Herrn Regierungsrath E. Frey dahin erledigt, daß die Katholiken auf allen Besitzanspruch auf die Kirche verzichten gegen 3000 Fr., die ihnen die Reformirten in Terminen zu zahlen haben. Dabei behalten die Katholiken das Recht der Kirchenbenützung bei Begräbnissen und Hochzeiten. Dies wurde erstmals benützt von Hrn. Vikar Hegglin bei Anlaß des Begräbnisses der Frau Meyrat, Januar 1870.

Im Sommer 1869 beschloß die katholische Bevölkerung von Birsfelden und Umgebung den Bau einer Kapelle bei der Hardt, wozu Hr. Jakob Kilcher den Bauplatz geschenkt hatte. Die Baumeister Härle und Peyer übernahmen die Ausführung des Baues, mit dem auch ein Pfarrhausbau verbunden wurde. Am 27. September 1869 fand die Grundsteinlegung der katholischen Kapelle statt, wobei der dazu auch eingeladene reformirte Pfarrer Linder bei den 3 Hammerschlägen den Spruch that: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“ (Im Nothwendigen Einigkeit, im Umstrittenen Freiheit, in Allem die Liebe.)

Am 10. Januar 1870 starb Hr. Heinrich Bueß-Wilkens, Landrath und Präsident der Einwohnerkommission und der Armenpflege Birsfelden und wurde unter zahlreicher Betheiligung (148 Männer) am 13. Januar beerdigt. An seine Stelle wurde später als Landrath erwählt Hr. Jakob Lavater-Gisin, Sohn, von Muttenz; als Präsident der Einwohnerkommission bei der Erneuerungswahl Hr. Martin Erzberger-Schneider, Maler, von Liestal.

Am 30. Juni 1871: Beschluß der Trennung Birsfeldens von Muttenz und Wunsch, eine selbständige politische Gemeinde Birsfelden zu sein. Dafür stimmen 118 von 134 Stimmen. Am 1. Dezember 1872 wurde der für Birsfelden bestimmte Gemeindebann mit großer Mehrheit von Birsfelden angenommen.

Nachdem am 14. Dezember 1873 eine von der Gemeinde ernannte Siebzehnerkommission über den Bau eines neuen Schulhauses



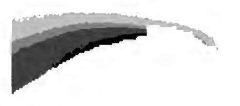
verhandelt hatte, folgten sich die Ereignisse rasch: 8. Februar 1874: Beschluß einen vierten Lehrer anzustellen; 1. März neuer Schulhausbau definitiv beschlossen (Aktien zu 3 %), 2. März wurde das Fundament zum Schulhaus gegraben. 16. Juni: Aufrichtung des Schulhauses und Aufrichtmahl der Behörden und Arbeiter im „Bären", 21. Juni: Wahl des Lehrers Heinrich Bertschinger, 12. Juli: seine Einführung (Text: Ephes. 3, 14—21), 18. Oktober 1874: Einweihung des neuen Schulhauses. (Text: 1 Tim. 2., 4). Zug durch's Dorf zur Kirche, dann zum alten und zum neuen Schulhaus, Uebergabe des Schlüssels an den Gemeindepräsidenten Hrn. Erzberger, der öffnet mit den Worten: „Im Namen Gottes und des Friedens!" Besichtigung des Hauses; inzwischen Bewirthung der Schuljugend. Abendessen der Erwachsenen mit den Ehrengästen im Bürkli'schen Saal. Die Wände des Saales waren mit Inschriften geziert, welche die schnelle Entwicklung Birsfeldens zeigten (z. B. 1830: Kein Lehrer, 3 Kinder; 1846: 1 Lehrer, 70 Kinder u. s. w.). Am 16. August 1874 wurde auch sofort eine Besoldungserhöhung für die Lehrer beschlossen.

Herr Armeninspektor und Ständerath Birmann in Liestal hat für Kirchenbau, Schulhausbau, Armenpflege und die allgemeinen Interessen Birsfeldens sehr viel gethan.

Ein Mann, der sich um Birsfeldens Entwicklung, Kirche und Schule sehr verdient gemacht hat, hat noch die ersten Anfänge zum Schulhausbau erlebt, aber seine reiche Erfahrung mußte bei der Ausführung des Werkes sehr vermißt werden, nämlich: Hr. Joachim Bornhauser-Ott, Schreinermeister und Präsident der Kirchenbaukommission, ein sehr thätiger Mann, der sich selbst emporgearbeitet hat, nachdem er ohne eigne Mittel von seiner Heimath Weinfelden, Thurgau, nach Birsfelden gekommen war und dann Bürger von Basel wurde. Er starb am 17. Dezember 1873 und wurde unter großer Betheiligung von In- und Auswärtigen begraben. Er hatte vor seinem Tode noch ein Legat von 200 Fr. gemacht zur Beschaffung von Lehrmitteln für arme Kinder.

Am 31. Dezember wählt die Kirchgemeinde in Folge Wegzugs des Hrn. Pfarrer Linder nach Riehen einstimmig zum Pfarrer Hrn. Chr. Friedrich Eppler, bisher Pfarrer in Waldenburg.

2. September 1881. Die gewaltig angeschwollene Birs reißt die



Birsbrücke fort. Längere Zeit wird der Verkehr mit der Stadt Basel durch einen Nachen vermittelt. Dann Bau einer soliden neuen Brücke.

Am 7. März 1885 Ausbruch der sog. „Blattern" oder Pocken in Birsfelden. Fortan allerlei Hilfleistungen, Barackenbau, große Kosten, Steigen der Epidemie u. dgl. bis 20. September 1885 (Bettag), wo Schluß des Blatternspitals. Im Ganzen waren an den Blattern erkrankt 114 Personen, gestorben 19, nämlich 6 Erwachsene und 13 Kinder. Aerztlich wurde konstatirt, daß von den Geimpften Keines in den Blatternspital hat verbracht werden müssen. Die Gesammtkosten, die vor der Hand aus der Armenkasse genommen wurden, beliefen sich auf 12,648 Fr. 78 Cts. (darunter der Barackenbau mit 2528 Fr. 06), wozu im Jahr 1886 nachträglich noch kamen 412 Fr. 90, Der Staat vergütete daran 5539 Fr. 35 Cts. und überließ Mobiliar und Baracke der Armenkasse unter der Bedingung, daß die Baracke zwei Jahre lang ihrem Zwecke nicht dürfe entfremdet und also auch nicht dürfe verkauft werden. Der Erlös habe später in die Armenkasse zu fallen. Der freiwillige Einzug in der Gemeinde hatte 614 Fr. 26 Cts. betragen. Die letzte Blatternkranke, Frau Weißkopf, die zugleich mit drei Kindern verpflegt worden, wurde erst am 14. November entlassen und ein nachträglicher vereinzelter Fall kam am 21. Dezember zum Abschluß.

3. Oktober 1886. Außerordentlich große Betheiligung bei dem Begräbniß des Herrn Lehrer Xaver Gschwind, seit 40. Jahren als der erste Lehrer der Gemeinde thätig gewesen. Zu seinem Begräbniß läuten die Glocken der protestantischen und die der katholischen Kirche gemeinsam, reden der katholische Priester und der protestantische Pfarrer Worte herzlicher Trauer und Dankbarkeit.

25. März 1887. Gemeinschaftliche Sitzung wegen des Begräbnisses von Hrn. Präsident Erzberger. Er ist der erste Todte, der mit dem nun fertigen Leichenwagen zu Grabe geführt wird. Er hatte für denselben noch lebhaft geredet in einer Gemeindeversammlung im Oktober vorigen Jahres.

27. März 1887, Nachmittags 4 Uhr, Begräbniß des Herrn Gemeindepräsidenten Martin Erzberger von Liestal. Ueberaus große Betheiligung.



Das Landkapitel Frick- und Sißgau.

Das Bisthum Basel bestand vor der Reformation aus zwölf Landkapiteln, wovon zwei: das Siß- und Frickgau einen beträchtlichen Theil Rauraciens ausmachten. Frickgau mag wohl seinen Namen von der ehemaligen Grafschaft Briggow entlehnt haben, dessen Wappen, nämlich die drei homburgischen Lindenblätter, zu den Füßen der Mutter des Herrn, es noch in seinem Kapitels-Siegel führt.

Es zählte vormals 34 Pfarreien: Leuggern, Mandach, Rain, Mettau, Gansingen, Sulz mit der Mutterkirche Rheinsulz, Laufenburg mit der Filialkirche Kaisten, Frick, Hornussen, Elfingen, Herznach, Bötzberg, Mönenthal, Umikon, Schinznach, Thalheim, Gowenstein (Auenstein), Kildberg, Wölfliswyl, Oltingen, Wittnau, Genglisbach (Erlinsbach), Velten (Veltheim), Kienberg, Oeschgen, Eicken, Stein, Niedermumpf, Obermumpf, Zuzgen, Schupfart, Wegenstetten, Rothenfluh und Buus.

Diejenigen Pfarreien, welche im Gebiete Bern's lagen, trennten sich 1526 von der katholischen Kirche; eben so alle im Gebiete von Basel und des Kapitels Sißgau gelegenen, mit Ausnahme der Pfarreien Kaiseraugst, Magden, Rheinfelden, Möhlin und Zeiningen, die politisch dem vorderösterreichischen Landtheile Frickthal angehörten.

Bald nach dieser kirchlichen Trennung vereinten sich die in beiden Kapiteln der alten Lehre treu gebliebenen Pfarreien, errichteten zusammen ein neues Kapitel und nannten es „Frick- und Sißgau".

Das Kollegiatstift Rheinfelden trat dem unirten Kapitel nicht bei; obwohl es noch im Jahre 1617 von demselben aus dem Grunde zum Beitritte aufgefordert worden, weil es vor der Reformation laut bischöflichem Markregister zum Kapitel Sißgau gehört haben soll. Die bischöfliche Kurie zu Altkirch erklärte es dann durch schiedrichterlichen Spruch (1618) von diesem Verbande frei.

Kienberg schloß sich mehrerer Bequemlichkeit wegen 1650 dem solothurnischen Kapitel Buchsgau an.

Gegenwärtig besteht das Kapitel Frick- und Sißgau aus 24 Pfarreien und 6 Kaplaneien.

Laufenburg hatte früher vier Kaplaneien: drei städtische, die aber wegen geringer Fundation und übler Verwaltung bis auf eine zusammenschmolzen; dann die reichlich dotirte Mandacher'sche Familienkaplanei, welche bei der Vertheilung der Kirchengüter zwischen badisch und schweizerisch Laufenburg wider alles Recht gleichfalls die Hälfte ihres Einkommens verlor.

Kaisten wurde 1688 von Laufenburg, Olsberg 1786 von Kaiseraugst getrennt und später zu selbständigen Pfarreien erhoben.

Ittenthal sonderte sich 1812 von Kaisten und errichtete eine Lokalkaplanei mit allen Pfarrpflichten.

In Frick stiftete 1813 Fräulein von Mantelin eine wohlbegabte Kaplanei.

In Zeihen führte Karl Häfelin, Pfarrer zu Herznach, aus Beiträgen frommer Wohlthäter und mit eigenhändigen Opfern eine ansehnliche Kirche und Priesterwohnung auf.

Seit 1816 werden zur seelsorglichen Aushilfe in den vier Kapitels-Regiunkeln von der Landesregierung vier Priester aufgestellt und aus dem frickthalischen Religionsfonde besoldet, nachdem die beiden Kapuzinerklöster zu Rheinfelden und Laufenburg, dieses 1654, jenes 1660 gegründet, im Jahre 1803 aufgehoben worden.

Vor der Vereinigung des Frickthals mit dem Aargau übte das fürstliche Damenstift in Säckingen das Ernennungsrecht aus in Laufenburg, Sulz, Mettau, Gansingen, Hornussen, Niedermumpf, Obermumpf, Zuzgen, Schupfart, Stein und Wegenstetten.

Leuggern und dessen Kaplanei wurden von dem Kommandeur des Malteser Ordens daselbst, Möhlin, Frick und seine alte Kaplanei vom Kommandeur in Beuggen, Magden von dem Damenstifte in Olsberg, Kaiseraugst und Zeiningen von dem baselschen Domkapitel, Kaisten von dem Pfarr-Rektor in Laufenburg und Oeschgen von dem Baron von Schönau vergeben.

Das Patronatrecht auf alle diese Pfründen, sowie auf Olsberg und Ittenthal fiel der Kantonsregierung zu. Sie wählt auch aus zwei von dem Kollegiatstifte in Rheinfelden vorgeschlagenen Kandidaten einen Pfarrer nach Wölfliswyl.

Herznach und Eiken wurden von dem Kollegiatstifte in Rhein-



felden, die Mantelinsche Kaplanei in Frick vom Kapitelsvorstande, die Mandacher'sche in Laufenburg vom Bischofe und die dortige städtische Kaplanei vom Stadtrath besetzt.

Wittnau erhielt seinen Pfarrer aus dem Benediktiner-Kloster zu Mariastein. Sonst stand dieser Pfarrei bis 1704 auch ein Weltgeistlicher vor; weßwegen die Wahl eines Mönchs zum dortigen Pfarrer vom Landkapitel lang streitig gemacht und endlich nur mit der Beschränkung angenommen worden, daß der Gewählte ein vorderösterreichischer Unterthan (mithin jetzt ein Frickthaler oder wenigstens ein Aargauer) sein soll. Seit das Kloster Mariastein aufgehoben ist, gehört die Pfarrwahl dem Staate Aargau.

Schon vor vielen Jahrhunderten bildete der Klerus des Frickgaus einen brüderlichen Verein, den er confraterniam (confraternitatem) nannte. Er kam oft zusammen, wählte seine Würdeträger, besprach sich über Pfarrangelegenheiten und hielt einen feierlichen Gottesdienst zum Andenken und zur Seelenruhe verstorbener Mitbrüder, Jahrzeitstifter und Wohlthäter des Kapitels. Die frühste uns bekannt gewordene Versammlung für diesen Zweck wurde 1214 zu Veltheim gehalten. Einige Verhandlungen und Beschlüsse, welche später in solchen Zusammenkünften geschehen, sind bemerkenswerth.

So ward 1642 und 1649, als Thomas Heinrich, bischöflicher Generalvikar, den Vorsitz führte, die Aufforderung gemacht, daß zukünftig kein Pfarrer mehr nach Luzern um Ehedispense schreiben, sondern sich hiefür an das Generalvikariat wenden solle, welches diese Sache unentgeltlich besorgen werde; daß das Volk von der Kanzel aus vor abergläubischen Segnungen gewarnt und dieselben den Pfarrern streng untersagt seien; daß keine Prozessionen zum Nachtheile des pfarrlichen Gottesdienstes gehalten werden sollen.

Im Jahre 1654 wurde unter dem Vorsitz des Generalvikars Florian Rieden angeordnet, an allen Sonntagen und Feiertagen der Jugend fleißigen Religionsunterricht zu ertheilen und die Predigt nicht mehr nach dem Offertorium, sondern nach dem Evangelium der Messe vorzutragen. Gleiche Aufmunterungen zum fleißigen Volksunterrichte und zur Abschaffung manchen Mißbrauches geschahen in andern Kapitelsversammlungen, denen wieder oftmal ein Generalvikar beiwohnte; wie 1671 Balthasar Frey, 1692 Ignaz Beuret, 1698 Heinrich Schnorf, 1703 Christoph Hauß von Stein rc.

Es fehlte auch in keiner Zeit an solchen Kapitularen, die sich entweder durch Wissenschaftlichkeit, oder Amtseifer, oder fromme Stiftungen auszeichneten und ein ehrenhaftes Andenken hinterließen; wie Johann von Baldeck, Leutpiester zu Kilchberg, der 1130 Kapitels-Dekan gewesen, nachher Chorherr zu Beromünster geworden, ein doppeltes Mannesalter, weit über hundert Jahre hinaus, erreichte, in seinem höchsten Alter noch frische Haare und Zähne erhielt und in Beromünster begraben liegt, wo noch im Jahre 1700 seine Grabschrift zu lesen war. (Satzungen des Landkapitels Frick- und Sißgau.) Dann Johann Keser, 1214 Rektor zu Veltheim; Johann Kienburger, 1350 Rektor zu Hornussen; Konrad Zehnder, 1487 Dekan und Leutpriester zu Schinznach; Johann Geltinger, etwa um das Jahr 1500 Leutpriester zu Oltingen und viele andere, welche dem Kapitel ansehnliche Stiftungen machten.

Die Pfarrer Martin Petri in Augst, Johann Zimmermann in Zeiningen, Wilhelm Lächer in Wegenstetten, Leonhard Rys in Eicken, Jakob Schilling in Kaisten, Klemens Schaubinger in Stein und mehrere, die zur Pestzeit 1611 und 1628 furchtlos ihr Leben für ihre Heerde wagten und pflichtgetreu hingaben; Andreas Wunderlin, Dekan und Pfarrer in Laufenburg und Johann Uldarich Zeller, Kaplan daselbst, welche von einem schwedischen General unschuldig zum Tode verurtheilt und auf dem Marktplatze in Laufenburg am 18. Februar 1638 enthauptet worden, weil sie im Verdacht standen, durch die Beicht von der Flucht des kriegsgefangenen römischen Fürsten Sabelli (Duca di Savellio) gewußt, vielleicht auch zu derselben geholfen zu haben und bei allen Martern der Folter standhaft darauf beharrten, über die Flucht keine Auskunft geben zu können; Melchior Gropp, 1649 Dekan und Pfarrer in Herznach, der all sein Vermögen zur Erbauung des Kapuzinerklosters in Laufenburg vergabte.

Adam Renk, 1684 Pfarrer und Kammerer in Kaiseraugst, der die dortige Pfründe durch eine Stiftung verbesserte und die schöne Kapelle in badisch Wallbach erbaute. Fridolin Wild, 1692 Pfarrer und Dekan in Laufenburg, dessen fleißiger Hand ein Manuskript: „Chronologie des Kapitels Frick- und Sißgau" verdankt wird. Christoph Hauß von Stein, der 1725 als Weihbischof von Basel gestorben. Die Armuth zwang diesen edeln Mann, unter die päpstliche Schweizergarde zu treten, als er schon bis zu den hl. Weihungen vorgerückt

war. Da er aber einmal im Saale eines theologischen Kollegiums Wache stand und in sehr gutem Latein den Einwurf eines Opponenten, der alle seine Gegner zum Schweigen gebracht, halblaut vor sich hermurmelnd widerlegte, bemerkte dies ein anwesender Kardinal, beorderte ihn in das Kollegium der Propaganda und Innozenz XII. ertheilte ihm, noch mehr seiner Tugenden als seiner Wissenschaften wegen, ein Kanonikat an der Basler Domkirche, wo er von Würde zu Würde stieg.

Von manch andern trefflichen Männern, die im vorigen Jahrhundert zur Zierde der Priesterschaft im Kapitelskreise lebten und wirkten, geschehe hier nur noch eine billige Erinnerung an Josef Ringler, 1748 Pfarrer und Dekan in Laufenburg, den selbst Karl VI., der römische Kaiser, hochschätzte und mit ihm in wichtigen Angelegenheiten korrespondirte, und an Fr. Joseph Meier, 1772 ebenfalls Pfarrer und Kammerer in Laufenburg, durch dessen fromme Freigebigkeit die Pfarrkirche daselbst ihren schönsten Schmuck erhielt.

Unter den Laien, welche dem Kapitel Schenkungen für Gebete und Meßobliegenheiten gemacht, zeichnen sich besonders aus: Leopold III., Herzog von Oesterreich, Graf von Habsburg, der 1386 zu Sempach gefallen und in Königsfelden begraben liegt; Elisabeth, Gräfin von Linningen, Abtissin zu Königsfelden; viele Edle von Falkenstein, von Rinach, von Müllinen, von Wessenberg, von Hallwyl, von Schönau, von Homburg, von Grünenberg 2c., viele Bürger aus Brugg, Schinznach, Lenzburg, Laufenburg, Säckingen, Frick und fast allen Orten im vormaligen Umfange des Kapitels.

Es hatte das Kapitel Frickgau auch von jeher seine Statuten, d. h. gewisse Satzungen, Herkömmlichkeiten und Privilegien, die zum Nutzen und Frommen des Klerus und der ihm anvertrauten Heerde dienen sollten. Die von Bischof Johann II. im Jahre 1356 genehmigten sind die vorgefundenen ältesten, berufen sich jedoch auf weit frühere. Manche der nachfolgenden Bischöfe bestätigten und vermehrten sie mit neuen Vorschriften und Privilegien; besonders Humbert um das Jahr 1400, Friedrich II. zu Rhin 1437, der während des Konzils zu Basel den bischöflichen Stuhl bestieg. Am ausführlichsten erscheinen dieselben unter der Benennung: Constitutiones im Jahr 1412 und im Jahr 1613 als: Statuta sive Sanctiones et Decreta

specialia Capituli Frickgaudiae neu errichtet und von Bischof Wilhelm bestätigt.

Die von Johann Konrad verfaßten und sanktionirten führen die Aufschrift: Statuta d. C. Frickgaudiae, renovata, emendata tempori accomodata, typis edita Bruntruti 1706. Und wahrhaft, der Inhalt straft auch die Aufschrift nicht Lügen, denn es sind wirklich diese Statuten in Vergleichung mit den frühern um Vieles verbessert und den Zeitbedürfnissen angemessener aufgestellt worden.

So erkannten also schon vor einem und mehr Jahrhunderten die frommen Vorfahren den beständigen Wechsel des Zeitgeistes, und die Nothwendigkeit mit demselben in allem Bessern voranzuschreiten; wo sie anders ihren hohen Beruf pflichttreu, mit Würde und Segen erfüllen und nicht — qua fruges consumero nati — geistesstumpf und talentlos umherwandeln wollten.

Der Klerus des Frickgaus hat in dieser Zeit nicht mit geschlossenen Augen gelebt. Er hat die bedeutungsvollen Erscheinungen im Religiösen sowohl, als im Politischen mit angesehen; von ihren Wirkungen auf ihre Ursachen geschlossen; so die herrschenden Gebrechen und Bedürfnisse der Zeit kennen gelernt und dadurch die feste Ueberzeugung gewonnen, daß ein jedes Gebäude — geistiges, wie materielles — welches Menschen aufgeführt, zu seiner längern Erhaltung schon bald und dann stets wieder einer sorgfältigen Ausbesserung und endlich einer gänzlichen Umgestaltung bedürfe, wenn es zum segensreichen Gebrauche und nicht zum Nachtheile dastehen und der Gefahr entgehen soll, aus Alter und Schwäche zusammenzustürzen.



Amanz Greßly.

Von Chr. Tarnuzzer.

Amanz Greßly, geb. 1814 in der Gemeinde Bärschwyl im solothurnischen Jura, ein unermüdlicher Petrefaktensammler und genialer Geologe, der über die Entstehung seiner von ihm glühend geliebten Juraberge Unvergängliches hinterlassen hat.



Das Hauptverdienst seines Lebens besteht in der Entdeckung des Gesetzes vom Facieswechsel der Schichten: die veränderte Gesteinsbeschaffenheit einer Schichte mit den veränderten organischen Einflüssen vergleichend, fand er, daß dieser Wechsel eine Folge der Bedingungen sei, welche auf dem alten Meeresgrunde für den Absatz der Schichten und die Entwicklung des organischen Lebens sich geltend gemacht. Als Greßly an den Gestaden des Mittelmeeres auch für die Gegenwart Gleiches fand und die lebenden Meeresthiere ihm ähnliche oder gleiche Verbreitung aufwiesen, wie ihre versteinerten Ahnen im Jura, war der glücklichste Moment seines Lebens gekommen. Viele Leiden waren ihm sonst beschieden; Schatten des Irrsinns trübten mehr als ein Mal seinen Geist; an diesem Unglück seines Lebens hatte der Umstand, daß Greßly seine berühmte Sammlung verlor, stark mitgearbeitet. Agassiz hatte, nach Amerika reisend, Greßly's sämmtliche Schätze mitgenommen. (Vergleiche hierüber Buonanomi's und Walkmeister's Biographie). Der Arme starb 1865 in der Irrenheilanstalt Waldau bei Bern.

I. In der Sammlung.

Die Wunder einst'ger Welten, heil'ger Raum,
Drängst du mir jetzt im schönen Bild zusammen;
Die Gegenwart scheint deutlicher mir kaum.

Ein blüh'ndes, tausendfält'ges Leben wacht
Um mich auf, wenn sie reden, die Versteinten,
Die ich gegraben aus der Felsen Nacht;

Die ich erlöst von ihren Dauerketten,
Darin die Zeit im Berg sie hielt gefangen,
Und die der Wissenschaft ich mußte retten.

Einst todesstumm, sind sie von nun an Zeugen,
Beredte, mächt'ge, für's vergang'ne Große,
Vor deren Wahrheit Jeder sich muß beugen.

Wenn ich sie liebend prüfe im Gemach,
So tauchen Küsten vor mir auf und Meere
Und längst versunk'ne Zeiten werden wach.

Die Fluthen wechseln, junge Länder kommen
Und strahlen in der Schönheit Morgenschimmer;
Ein neues Leben ist der Welt entglommen.

Doch herrlich immer wirkt die ew'ge Kraft:
Den Meeresgrund trägt sie zu jener Höhe,
Wo heut' uns Berge winken, riesenhaft.

O Heimathberge, meiner Sinnen Weide,
Dies Alles gabt ihr mir und decktet gütig
Mir dunkle Schatten weg in manchem Leide!

Wie könnt' ich Fremdem noch die Kräfte weih'n,
Die, wenn sie sanken, ihr mir neu gegeben?
Verbunden ewig bleibt mit euch mein Sein.

Es haben eure Zeugen mir verkündet
Die Zeit, darinnen ihr zuerst erschienen,
Den Ort, wo ihr euch fester dann gegründet;

Wie ihr in kühner Hebung hier gelebt
Und dort euch senktet, Meere zu begrüßen,
Die sehnend, jugendlich herangestrebt.

Auch mußte meinem Geist sich offenbaren,
Wann euch zuletzt ergriff das mächt'ge Drängen,
Bis Gipfel droben, wo sie jetzt sind, waren.

Zur Zeit des großen Auferstehn's geschah's,
Als sich die Wunder zeigten stolzer Alpen,
Cordillieren und Himalaya's.

O sei mir, theures Heimathland, gesegnet,
Wo ich mit Steinen einst gespielt und heut'
Der Mann der Wahrheit seines Traums begegnet!

Es liegen Schätze um mich her; es spricht
Das Felsenthier, weil ich's dazu gezwungen,
Und länger schweigt das ganze Bergland nicht.

Erzählet weiter von den fernen Zeiten,
Ihr Starren, wie ihr jung und warm gewesen,
Mein Herz ist treu und wird euch sanft geleiten.

Der Hirte will sich fromm zur Heerde halten,
Ich lebe mit der meinen frohe Tage
Und wünsche keines andern Guts zu walten.



II. Am Mittelmeere.

Das Meer! das Meer! die Alpen flammen prächtig
In Abendgluth zum Himmel auf, wie sie
Glaubt' keine Welt ich kühn und zaubermächtig.

Heut, wo mein Blick durch blaue Wasser schweift
Und in der Ferne mir in süßem Lieben
Des Meers und Himmels neue Freude reift,

Fühl' ich es wieder walten grenzenlos
Und zwischen Werden und Vergeh'n verkleinert
Zum Stäubchen mich in der Allmutter Schooß.

Doch nicht verlieren will ich mich; geworden
Ist längst ein Werk, deß' Wahrheit einzig ich
Beschwören kann an dieses Ufers Borden.

Ich hörte wohl daheim das Urmeer rauschen,
Bald mächtig branden, bald in stiller Bucht
Die Wellen mit dem Winde Grüße tauschen;

Ich sah sein Leben, heut' dem Aug' versteint,
Den Wogen trotzend, oder auch entstammend
Den Tiefen, die kein Sonnenstrahl bescheint.

Doch was die todten Reste neidisch mir
Verborgen unter starren Felsenkrusten,
Was mir verriegelt blieb, das wird mir hier.

Euch Wellen d'rum, ihr blauen, ewigjungen,
Möcht' ich um euer Leben jetzt befragen,
Um sein Gesetz und seine Wandelungen.

Das Netz geworfen hier am Strandesbogen,
An Klippen dort, und dann der Schatz der Tiefen
An's süße, brüderliche Licht gezogen!

O seht! ein tausendfältig Leben deckt
Dem Aug' sich auf, ein blüh'ndes dieser Zone,
Ein and'res ward in jener aufgeweckt.

Du bist mir fremd nicht, erste Meeresgrenze,
Mit deinen Schnecken, Muscheln mancher Art,
Seetulpen in dem Alter mancher Lenze.

Der Grund, darauf sie bau'n, ist eitel Sand
Auf Schlamm und Thon ach! liegen ihre Güter,
Wie die der Ahnen aus dem Juraland.

Dort von der Brandung tiefer aus den Fluthen
Bringt mir das Glück Korallen, reich und glänzend,
Bald blendend weiß, bald roth wie Rosengluthen.

Im Schmuck der Schönheit pranget jeder Stein,
Der Rasen trieft von Lust und Jugendfrische,
Ein Farbenteppich, welklos, ewig rein.

Wer flüchtet denn aus diesem Haus so eilig?
Dem Herrn von Wassertropf, von Ulvenheim
Dem Grafen Cyclop's, Fräulein Winkelweilig,

War mein Besuch, so denk' ich, nicht genehm;
Die arme Syllis müßt' vor Schrecken sterben,
Wenn nicht der Doktor Acoëtes käm'.

Sie sind so glücklich noch; doch freudenlos,
Eracht' ich euer Leben, Felsenhäusler,
Bohrmuscheln ihr, in Höhlen worden groß.

Weit besser ist es, in dem Wellenbrecher
Dort über'm Damm Seeigelheld zu sein,
Ein Waffenträger und ein tücht'ger Stecher......

So kommen sie, die Züge mir zu weisen,
Des Meeres lebenskundige Geschlechter,
Die zahllos fast, mir schon Vertraute heißen.

Ich weiß von dieser Völker Wohngebieten
Der Breite nach im Meer und nach der Tiefe,
Und längst zerstört sind ihre Wundermythen.

Doch was die Gegenwart mir da gezeigt,
Ist nicht verschieden von dem Urweltsbilde
Der Heimath, d'rin der Berg zum Himmel steigt.

Ich hab's den Felsenthieren abgelauscht
Und hab's im Geiste treu hieher getragen,
O Meer, das heut' zum letzten Mal mir rauscht!

Und taufen mit dem Wasser deiner Fluth,
Der heil'gen, will ich's noch, daß in ihm rinne
Ganz wie in deinem Bilde Lebensgluth.

Seid Zeugen mir, du laute Donnerstimme,
Ihr mächt'gen Winde und ihr Sturmeswogen,
Die hier abstürzen im gewalt'gen Grimme!

O wie sich's regt! Es ist nicht länger Schein,
Die Sterne trogen nicht, mein Herz ist Wonne
Und neues Glück wird mir die Heimath sein.

III. Das Verhängniß.

Allmächt'ger Himmel! könnt' im neuen Lichte,
Das freundlich mir am blauen Meer geworden,
Ich nochmals seh'n das Felsenthier, das schlichte,

Das tausendfach ich einst besaß im Schrein
Und in der Noth von trüben Jahren mehrte,
Mein einz'ger Lebenstrost, mein ganzes Sein.

Umsonst o Herz! für immer sind dahin,
Die Lieblinge dir waren in der Jugend
Und Früchte nach der Mannestage Müh'n.

Zur Freude And'rer bracht' ich meine Schätze
Dort in die Jurastadt am schönen See,
Daß sich des Wissens Durst an ihnen letze.

Ihr stummes Leben trat in blüh'ndes Reis;
Wenn es erschöpft schien, durft' es reich noch heißen
Und würdig immer manches Forschers Fleiß.

Was große Männer Wahres ihm entnommen,
Sah ich entzückt ein Gut der Jugend werden —
Mög's fürder denn der ganzen Menschheit frommen!

Mich aber hat das Unglück dann erfaßt:
Ein Schlag ward meiner Seele, so vernichtend,
Wie kaum der Blitz ist, der dort niederrast.

Ins Haus, das meine letzten Güter barg,
Trat ich, in ihrer Mitte zu vergessen,
Wie mir mein Lebensglück gemessen karg.

Ich fand sie nicht! .... in öde Leere starrt' ich,
Ein Schwergekränkter, stürzt' ich schluchzend nieder,
Und lang' in der Verzweiflung Nacht verharrt' ich;

Nicht Heilung hoffend für des Herzens Riß
Und keinem Lichte glaubend, das noch könnte
Erhellen mir die trübe Finsterniß.

So war er denn zum Räuber noch geworden,
Der mich als Freund gegrüßt, der meine Schätze,
Von mir gesammelt an des Urmeer's Borden,

Hier nützen durfte in der Wissenshalle!
Die neue Welt flicht für ihn Ruhmeskronen,
Mir aber nahm er meine Güter alle.

Ich seh' mein Dasein als verloren an
Und kann, ich fühl's, der bangen Nacht nicht wehren,
Seit mir das letzte Hoffen jäh zerrann.

Das Rettungstau liegt hier zerfetzt, zerstückt
Und Schlünde dräu'n, vor denen mir es schaudert,
Die schwerlich je mein Geist noch überbrückt.

Was wollt ihr denn von mir, ihr Spukgestalten,
Was stürmt ihr auf den Armen ein, Dämonen?
Hinweg, hinweg mit eurem finstern Walten!

Ich kannt' euch früher schon im bösen Traum
Und hab' euch schnell dann wieder abgeschüttelt;
Heut' wollt ihr meines ganzen Hirnes Raum.

Die Berge rollen vor mir her; es lacht
Und ächzt und redet Worte, wahnestrunken,
Und Alles sinkt in düst're, schwarze Nacht.

* * *

Und sie schwand wieder. Aus der Fesselhülle
Heraus trat der gedrückte Geist und wuchs
Zu früh'rer Frische und zur alten Fülle.



Noch sah er durch die dunklen Bergesmassen,
Als wären sie Krystall; an Felsen schwebend
Sucht' er die Urweltstrümmer zu erfassen;

Die Urweltstrümmer, reich und kühn und groß,
Bis neu die Nacht ihn aufnahm, d'rin dem Müden
Der Tröster Tod das stumme Leben schloß.



Der Versuch der Stadt Bern

das Frickthal und die vier Waldstädte zu gewinnen.

Von Pfarrer Dr. **Karl Schröter**. †

Zu verschiedenen Malen hatte Bern seit der Eroberung des Aargaus versucht, die vier Waldstädte am Rhein, das Frickthal und den südlichen Schwarzwald seinem Gebiete beizufügen. Allein im alten Zürcherkriege, wo es, im Verein mit den Städten Solothurn und Basel bereits Rheinfelden in Eid und Bündniß aufgenommen und Laufenburg nach harter Belagerung zur Uebergabe genöthigt hatte, als auch, zwanzig Jahre später, im Waldshuterkriege, wurde die Absicht Berns durch den Neid und die Eifersucht der übrigen eidgen. Stände vereitelt. Die Gesinnung der Frick- und Rheinthalischen Bevölkerung war, nachdem Rheinfelden im Jahr 1448 durch den Gewaltstreich wieder zum Hause Oesterreich gekommen und die eidgenössisch gesinnte Einwohnerschaft vertrieben war, eine dem österreichischen Regentenhaus treu ergebene. Darum vereinigten sich, als Erzherzog Sigismund im Jahre 1463 die vier Waldstädte, das Frickthal und den Hauensteinischen Schwarzwald der Stadt Basel verpfänden wollte, diese Land- und Ortschaften, um gegen eine solche Veräußerung zu protestiren. „Wir wolln getrewe undertonen des loblichen Hawses Osterich verbliben,“ äußerten sich die Abgeordneten bei einer Versammlung in Rheinfelden. Von dieser Zeit an gründet sich die Vereinigung der vier Waldstädte und der Grafschaft Hauenstein, welche durch Jahrhunderte sich, in Freud und Leid, als eine treue und biedere bewährte. Die Ergebenheit, welche diese Landschaften ihrem Fürsten bewiesen,

wurde schlecht belohnt; der Erzherzog brauchte Geld, und so wurden sie, statt an Basel oder an die Eidgenossen, an den Herzog von Burgund verpfändet. Die Erlösung aus dieser drückenden Pfandschaft, wozu das Land selbst mit Kräften mitwirkte, machte die Vereinigung fester, die Gesinnung für das Fürstenhaus noch ergebener. Deßhalb weigerten sich die vier Waldstädte, als nach dem ewigen Frieden zwischen dem Erzherzog Sigismund und den Eidgenossen im Jahre 1474 dieselben den Frieden beschwören und den Eidgenossen „Oeffnung“ (freien Durchzug und Verkehr) gewähren sollten, diese Friedensbestimmung anzuerkennen. Der Erzherzog gab endlich ihrer Standhaftigkeit nach. Die Durchführung der Reformation in den umliegenden Gebieten Berns und Basels mußte die Abneigung gegen die Orte vermehren. Wiederum drohte die Gefahr der Lostrennung von Oesterreich, als nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar der General v. Erlach, ein Berner, Gouverneur der von den Franzosen besetzten Vorlande wurde. Doch der Abzug dieser Truppen (1650) stellte zur Freude der Einwohner den alten Zustand wieder her.

Wie groß aber war der Schrecken, da im Jahre 1737, wie ein Blitzstrahl vom heitern Himmel, die Kunde von Wien kam: Der kaiserliche Hof stehe mit der Stadt Bern in Unterhandlung über den Verkauf des Frickthals!

Die anhaltenden Kriege hatten die Finanzen, sowie die Armee Kaiser Karls VI. geschwächt; das Land war durch die übermäßigen Einquartierungen, Steuern, Kontributionen u. s. w. so ausgeraubt, daß die Regierung nicht zu neuen Steuern ihre Zuflucht nehmen durfte.* Ein anderes Mittel mußte ausfindig gemacht werden, und

* Die österreichischen Vorlande hatten sich von den Drangsalen des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich (1684—1697) noch nicht erholt, als der spanische Erfolgekrieg denselben neue Wunden schlug. Französische und österreichische Truppen lagen im Lande und beiden mußten ungeheure Kriegssteuern an Geld und Naturalien bezahlt werden. So bezahlte Rheinfelden während 8 Jahren an Holz, Fourage, Pferden ꝛc. den Betrag von 112,027 fl. 18 kr. Dazu kamen erst noch die Geldsteuern, welche auch nach Beendigung des Krieges fortdauerten. Neben den beständigen Einquartierungen und Naturallieferungen entrichteten die vorderösterreichischen Landstände im Jahre 1730 eine Kriegssteuer von 18,000 fl.; im Jahr 1735 von 80,000 fl. (daran traf es jede Waldstadt 941 fl., die Herrschaft Rheinfelden 2810 fl.); in demselben Jahre wieder 160,000 fl. Man kann nicht begreifen, woher die armen, verschuldeten, von den Leiden des Krieges so lange Zeit heimgesuchten Orte das Geld auftreiben konnten, welches prompt, bei Vermeidung strenger Militärexekution entrichtet werden mußte!



das beste schien ein Anlehen gegen Verpfändung von Land. Daher ließ der kaiserliche Hof am 28. Februar 1728 durch den bernischen Offizier Lentulus, der in kaiserlichen Diensten war, der Regierung von Bern ein Anerbieten in Betreff eines Darlehens von 1 bis 1½ Millionen machen; dafür sollte das Frickthal verpfändet werden. Bern zeigte sich nicht gesonnen auf ein Darlehen einzugehen; es wünschte lieber einen Verkauf und so zog sich die Unterhandlung, die ganz geheim geführt wurde, in die Länge.

Durch Pater Marquard Herrgott, Großkellner in St. Blasien, der sowohl durch seine historischen Studien, als auch durch seine politische Wirksamkeit in den vorderösterreichischen Staaten sich einen verdienten Namen erworben hat, kam die Nachricht von diesen Unterhandlungen in das Frickthal. Die Waldstädte, der Dekan des Frickthalischen Landkapitels, das Stift Rheinfelden, sowie das Kloster Olsberg gaben sich alle Mühe, dies Unternehmen zu hintertreiben. Auf die begründete Einwendung von Rheinfelden, daß nach den Privilegien, welche das österreichische Haus bei der Uebernahme der Stadt vom Reich geben mußte, die Stadt niemals verpfändet werden dürfe, erwiederte die Regierung: dies hindere nicht, daß die Gefälle, Zölle &c., welche von Stadt und Herrschaft Rheinfelden fallen, in Pfand gegeben werden können. Neben andern Mitteln, womit man zu wirken suchte, wurden auch der Beichtvater des Kaisers und der Kaiserin und der päpstliche Nuntius in Wien dringendst ersucht, den Sinn der kaiserlichen Majestäten umzuändern, damit das katholische Frickthal nicht in die Hände der calvinistischen Berner gelange. Hauptagitator war Pater Herrgott, der persönlich mit dem Kaiser und den Ministern über diese Angelegenheit sich besprach und zugleich den vorderösterreichischen Landständen die Sache an's Herz legte. Durch sein Bemühen geschah nun, daß die breisgauischen Landstände und das Frickthal sich, unter der Form eines Darlehens, von der Gefahr einer Verpfändung eines Landestheiles an Bern loskauften. Zur nähern Beleuchtung dieser Angelegenheit dienen nachfolgende Aktenstücke:

1) Brief des Pater Marquard Herrgott an den Bürgermeister Schlichtig in Laufenburg, vom 7. Dezember 1738.

„In der neulich bemerckhten wichtig und gefährlichen materie wegen verpfändung des Frickhthals und deren 4 Waldstädte an löbl. Canton Bern, hat sich inmittels nachfolgendes zugetragen; das, nach-

deme ich durch einen schriftl. auffatz einerseiths dargethan, was für übleste Folgerungen sothane verpfändung nach sich ziehen müeßte, andererseiths aber, wie ohne solche verpfändung die geldmittel aufzuborgen wären, dieser mein auffatz auch durch guetten canal zu Ihro Kayserl. Mayest.-Händen immediate gelanget, allerhöchst dieselbe dero nunmehro würkhlich ernännten Bankalitäts Präsidenten Baron von Brandau zu sich beruefen und ihm anbefohlen, über widerhohlten auffatz in conferenz zu trethen, und meine wenigkeith mit einzuberuefen, und zeithlich wissen zue kännen, ob das mit Bern angefangene negotium fortzusetzen, oder aber gesicherte hoffnung vorhanden seye anderwerths hinlängliche geldmittel aufzubringen. Wie nun zufolg dieses allerhöchsten befehls besagter Hr. Baron v. Brandau mich gestern umb 4 uhr nachmittag zu sich einberuefen lassen. Ich aber wegen einem mir zugestossenen Gallfluß von haus nicht ausgehen konnte; also hat widerhohlter Hr. Baron v. Brandau kein bedenckhen getragen gestern abendts mich selbsten in meiner behausung zu besuchen, und die vorbedithene allerhöchste willensmainung mir mit mehrerm zu eröffnen.

Die hierüber gepflogene unterredung roullirte haubtsächlich auf diese punkten, benanthlich: 1mo. Das erschöpfte ærarium müsse sich zeitlich vorsehung thuen die Armée wiederumb herzustellen undt zuerhalten. 2do. Das offertum von Bern seye sehr namhaft; benantlich von anderthalb millionen, doch wollen Ihro Kayserl. Maj. lieber sehen, das die verpfändung ihrer Lande an Österreich. oder Reichs Stände mit einer kleinern anticipation als nicht an die Eidgnossschaft geschehete. 3tio. Nachdeme der canton Bern an das Frickthal und Waldstädte schon mehrmahlen gesetzet, und dise an sich pfandtsweys zu bringen gesucht, so wäre zu bedenckhen, daß wann nicht dermal einstens eine gemässene einsicht effective vorgekhert wurdte, gehörte Landereyen über kurtz oder lang widerhohlten canton Bern eingeraumet werden müsten.

Nach langer und sachen erwägung wuste nichts besseres vorzuschlagen als das mann sich an die unterthanen derer 4 Waldstädte sambt Frickthal selbst, oder aber an Sr. Bischöfl. Gdn. v. Basel wenden sollte, damit ein oder anderer theil geldter aufborgen und Ihro Kays. May. auf dero Tyrolische Saltzgefälle in subsidium et hypothecam des Frickthals sambt Waldstädten anticipieren solte.



Habe dahero übernomben, nicht allein gegenwärtigen vorschlag Hlöbl. HH. Ständen mit diser post zu überschreiben, sondern auch den hier anwesenden Bischof-Baslischen Deputirten Hr. Dr. Krüpler d. behörige hievon Sr. Bischöfl. Gdn. zu Brundrut einberichten zu lassen. Daß vorträglichste wäre freylich dises, daß sambentliche 4 Waldstädte mit Fricktal sich erkläreten eine anticipation von 3 biß 4 mahl hundert tausend gulden zuthuen die rückhbezahlung aber sambt interesse sich auf der Ober-Rhein-Viertlischen und Schweizerischen salzdebit versicheren liessen, mit der ausdruckhlichen stipulation, daß in ansehung solcher anticipation sye Waldstädte auf keine weiß auch keine zeithen von dem Erzhauß weder verpfändet — villweniger alieniert werden könnten. Wenn nur gedachte 3 biß 4 mahl hundert tausend gulden besagter massen anticipiert wurdten, so zweifelte nicht Jhro Kays. May. wurdten das Bernischen offertum ausschlagen, und thätten ipso facto die weithere gefährlichkeiten für jetz undt das khünftige verschwinden. Gleichwie zumahlen der Tyrolische Saltzdebit in dem Oberen Rheinviertl und der sämbtlichen Schweiz von sehr großer erträgnus ist; also wirdt solcher nicht allein zulänglich, sondern überflüssig seyn zu widerbezahlung der anticipation sambt interesse in stipulierenden jahrs-fristen, von darumben dann auch löbl Waldstädte mit Fricktal bey denen Eydgenossen leicht credit finden werden zu aufbringung gehörter anticipation.

Weilen aber alles dises in temporis periculo versieret in erwägung der einerseiths der canton Bern auf den Fortgang ihrer negotiation sehr heftig treibet, andererseiths aber der hiesige Hof sich der anticipationen zeithlich gesichert wissen will.

Alß ist höchst an der Zeith, daß die betreffende löbl. Städte ohne saumbnus zusamen tretten undt mir über dise materie eine vorweisliche vernehmung einschickhen wollen; wohin dann dise schwehre Landsanligenheith nochmahlens de meliori recommandiere, ich aber verharre mit höflichster meiner empfehlung

Euer HochEdlgestreng und gehorsamer Diener:

P. Marquard Herrgott."

2) Aus dem Schreiben des Kollegiatstiftes in Rheinfelden an P. Tönnemann, Beichtvater des Kaisers:

„Wir wollen nun nit melden, was schon anderwertig mit mehreren

und wehmüthigist vorgestellt worden, wie allerschmerzlichist es denen dißorthigen aller underthänigsten treugehorsahmsten Ständen und underthanen es fallen müßte, wan sie, als der urälteste Rest des Habspurg. Patrimonii, noch durch so vil Jahrhundert mit Aufsetzung gutts und blut's bewehrten Treu von dem allermildesten Erzhaus von Oesterreich umb leicht zerrinnendes gelt sollte abgesöndert und hingelassen werden ꝛc."

„Es ist augenscheinlich, das die Berner dises Land nit wegen des Landes suchen, dann umb so großen Pfand- oder Kaufschilling, den selbige dem Vernehmen nach anerbiethen sollen, würde sie kaum ein halbes pro cento oder nit so vil aus dem Land beziehen können: Sondern es scheint, das selbige vilmehr den situm loci zu introducirung ihrer Manufacturen, Commercien und Navigation beherzigen, und mittelst dero introducirung dem Landmann ein reichlicher zufließendes stucklein brodt verschaffen und annebens mittelst einführung verschiedener ihrer sect zugethanener handwerkher und künstler, absonderlich aber der Predicanten, und für diese erbauende neue Kirche dem gemein Mann einen breitern und der verderbten Natur angenehmen lebensweg mit tausenderley schmeichlereyen zeigen werden: da es dann nit fehlen kann, das man solchen weg truppenweis und allgemeiniglich folge und also dem ewigen verderben zu eyle ꝛc."

3) Aus dem Schreiben des päpstl. Nuntius in Wien an den Dekan des Kapitels Frick- und Sißgau vom 11. Januar 1738.

„plurima agitavi cum Patre nostro Marquardo, cujus indefessi labores maximam profecto laudem merentur. quantum certe in me erit, contendam omnibus viribus, ne nostrorum hostium fraudes exitum sorciantur, saltem nobis vitio non vertetur vel minimum negligentiae nota. Interim et lacrymis et precibus enixissime deum efflagitemus, ut non tradat bestiis animos confidentes sibi etc."

4) Aus einer Vorstellung der Landschaften Möhlinbach und Frickthal an den Gubernator in Insbruck aus dem Jahr 1760. *

* Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die Rechte und Gewohnheiten beider Landschaften immer mehr geschmälert, neue Gesetze, Satzungen und Beamte von der Regierung eingeführt, wovon das alte Landrecht, an welchem das Volk mit Hartnäckigkeit hing, nichts enthielt. Als nun die Regierung den Landschaften Möhlinbach, Frick und Rheinthal einen Landeskassier aufstellte, erfolgte diese Vorstellung.

„Da ... sowohl unsere als deren in Gott ruhende Vorvordern allerunterthänigste Treu .... dergestalt geäußert, daß, ungeachtet wir mit der Schweiz angränzen, — und — verkauft werden sollten — und theils schon verkauft gewesen, wir uns zu verschiedenen Malen und Zeiten aus unserm eigenen Geld redimirt und ausgekauft, nur damit wir unter dem allerhöchsten und allergnädigsten Schutz des Erzhauses Oesterreich unsere alte Freiheit genießen, und alles fremden Ueberdrangs entledigt bleiben könnten“ ꝛc.

In dem darauf folgenden österreichischen Erbfolgekrieg besetzte ein französisches Heer wiederum das Frickthal (1744). Schon längst hatte der französische Gesandte in der Schweiz seine Regierung auf die Nothwendigkeit der Abtretung dieses Landtheiles an die Schweiz hingewiesen, nicht einem einzelnen Kantone, sondern allen insgemein. Natürlich hatte Frankreich sein strategisches Interesse im Auge. Darum schrieb auch der Gesandte Courteille d. J. 1747 dem Minister: die Erwerbung des Frickthales vom diesseitigen Rheinufer,* welches allein in unserm Interesse liegt, den Schweizern zufallen zu lassen, kann ein Geschäft von 2 oder 3 Millionen sein. Bern, Basel und Solothurn haben oft gesucht, einzeln und ohne Wissen der Andern deßwegen mit dem Wiener Hof zu unterhandeln; allein da dieses die Absichten, die wir hiebei für eine Sicherstellung unserer Grenze haben, nur sehr unvollständig erfüllen würde, so müßte man bei den allgemeinen Friedensunterhandlungen die Königin von Ungarn ** zu einer unentgeltlichen Abtretung dieses Ländchens an die Eidgenossenschaft vermögen können.“ ***

Was dieser französische Staatsmann angerathen, wurde zwar nicht damals, aber ein halbes Jahrhundert später erfüllt!

* Der Gesandte zählt das Rheinthal auch zum Frickthale. Der Rhein sollte, nach seiner Ansicht, die Grenze bilden.
** Maria Theresia, welche er nicht als Kaiserin anerkennt.
*** Monnard, Gesch. der Eidg. I. 667.




Stanford University Libraries
3 6105 014 722 479

